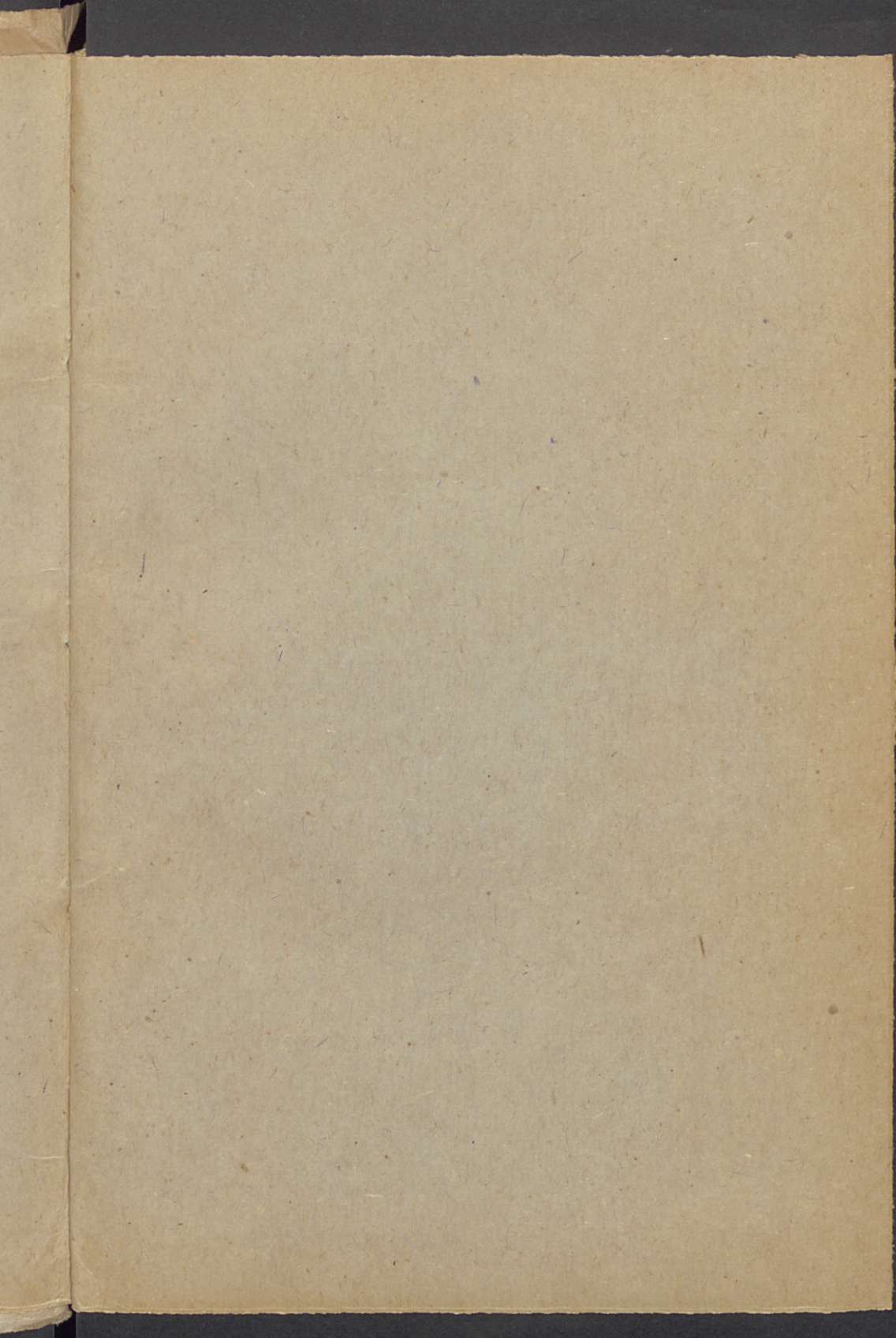


728202



76

Biographien

berühmter Zipser.

Von

Jakob Melzer.

Laude et memoria bona prosequi defunctos, ratio et sapientia probant.
Lipsius.

Kaschau,
im Verlage der Ellinger'schen Buchhandlung,
und zu haben:

Leipzig, bei Paul G. Kummer.
Wien, bei Michael Lehner und Aloys Doll.
Pest, bei Joseph Eggenberger.

zető en
nagy ho
Zoltán, é
életet le
úgy ez t
Makra Ze
mint Jes
való tek
tisztelte
választott

Öszin
lelkes m
életének

Mor

IV. FEJEZET. A CSÁRYAK KORA.

Árny István megszerzi a várat. 66—80

Osztokodások özvegye és fiai között. A
régrendeletében 80—86

Árny részének elkobzása. Thököly^{sz} kora. A
1733-iki ostroma 87—88

Árny veszt mint lakás és erődítmény a je-
gár. Az 1702-iki osztokodás 88—91

Árny kurucok cselével és alkudozással be-
veszt an 91—92



Seine Hochachtung soll jedes Volk den Männern weihen, durch
die es erleuchtet und gebessert ward, ihre Bilder soll es
ehren, ihr Gedächtniß soll es feiern und alle Herzen werden
vor Begierde glühen, eben so groß und edelmüthig zu seyn.
Zimmermann.

ARTALOM.

A VÁRISPÁNSÁG KORA.

Oldal

Kaschau, gedruckt in der
Erlinger'schen F. K. priv. Typographie.

Den
biedern Zipsern
in
tiefster Ehrfurcht
gewidmet

von dem
Verfasser.

728.202

Vorwort.

Wer die vielen Schwierigkeiten, mit welchen ein Biograph bei der Abfassung der Lebensbeschreibungen oft zu kämpfen hat, kennt, wird mir bei der kritischen Beurtheilung dieses biographischen Werkes, manches zu Gute halten und dasselbe seine Forderungen nicht zu hoch spannend, mit einem freundlichen Blicke ansehen. — Wenn ich dieses hier sage, will ich mich gewissermassen, gegen einige Vorwürfe sicher stellen, die man mir etwa in folgenden Fragen: warum ich diesen oder jenen Mann nicht aufgenommen? warum ich mich bei diesem oder jenem der aufgenommenen Männer nicht weitläufiger erklärt? und warum ich endlich nicht Männer aus der frühesten Zeitpoche (etwa aus den nächsten Jahrhunderten vor dem XVI. Jahrhundert) angeführt habe? machen könnte. Ich fühle das Gewicht und den Grund dieser rügenden Fra-

gen: allein, daß dieß oder jenes nicht geschehen ist, davon liegt an mir nicht die Schuld. Ein Biograph, der keine Unrichtigkeiten schreiben will, muß sichere Data haben; diese habe ich auf das sorgfältigste gesucht, aber nicht gefunden. Bei dem Suchen und Nachforschen hab ich wohl an sehr viele Thüren geklopft: aber nirgends hat man mir das freundliche „Herein!“ zugerufen. Meine mündlichen und schriftlichen Bitten (ein Paar Fälle ausgenommen, wo man mir ohne Besorgniß, einige Familienpapiere anvertraute) blieben ganz unbeachtet und unbeantwortet. Bis zur Stunde empfinde ich noch die Schmerzen von dem Weh, das die von dieser Seite gemachte bittere Erfahrung in mein Herz gelegt hat. Dann lebe ich auch zuweit von den Hilfsquellen, den großen Bibliotheken entfernt, die andern Skribenten bei der Verfassung ihrer Schriftwerke, trefflich zu statten kommen; — ich blieb also, diesen ungünstigen Umständen zu Folge, bei meinen Arbeiten, in meiner einsamen, stillen, ländlichen Pfarre, bloß auf meine kleine Bibliothek und meine Notatenbücher, beschränkt.

Allein, obgleich auf die erwähnte Art, manches zurückbleiben mußte, so hat das vorliegende Werk doch an seinem innern und

eigentlichen Werthe, nichts verloren. Es zählt mit möglichster Genauigkeit und Vollständigkeit die Thaten der berühmtesten Männer auf, die sich als eingeborne Zipser, innerhalb der Schranken ihres irdischen Berufes, vorzüglich ausgezeichnet haben und auf welche jeder Zipser mit Recht stolz seyn kann, weil sie ihm und der gesammten magyarischen Nation, unstreitig große Ehre machen. — Daß ich nur die Lebensbeschreibungen bereits verklärter Männer an das Tageslicht förderte, hat seine sehr guten Gründe, die jedem Leser einleuchten werden und die ich daher allhier nicht auseinander setzen darf.

Mein feurigster Wunsch ist es nun, daß zunächst in der Mitte meiner theuern Landsleute, der biedern Zipser, an die mich die innigste Liebe und Hochachtung fettet; werden ihre hochentzündeten Blicke auf der, durch die biographischen Gemälde aufgestellten, glänzenden Gallerie berühmter Männer ruhen, die erhabene Wirkung sich zeigen möchte, welche nach Callust die Römer einst, durch die Aufstellung der Statuen und Familienbilder, bezweckten. Möge in ihnen die Aufzählung so vieler ruhm- und preiswürdigen Handlungen, auch den Sinn für alles Schöne, Große und Gute wecken,

möge sie fördern die Bildung ihres Famili-
engeistes und Patriotism und sie zur eif-
rigsten Nachahmung anspornen, damit der
Genius der Geschichte auch ihre Namen
einst verewigen und mit Immortellen be-
kränzen würde!

Last Brüder uns, last ernsthaft uns nach Ruhm und Ehre streben
Beherzten Sinnes, wandeln stets der Tugend Steis,
Dem König und dem Vaterlande, weihen unser Leben
Nach unsrer ruhmbekränzten Ahnen Art und Weis.
Wird ihr Exempel uns zu schönen Thaten wecken,
So wird des Königs Gnad' uns immer schirmend decken:
Und nimmer wird der Zipser ehrenvolle Ruf vergehn;
So lange Tatra's Thürme da, als Himmelsstüben stehn!

Klein-Lomniz in der Zips, im Jänner 1852.

J. Melzer.

Wem die wahren Quellen, aus welchen alle Cultur in Ungarn geflossen ist, und die herrlichen Progressse, die selbe von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeiten unter den wackern Bewohnern des Landes gemacht hat, bekannt sind, wird die Behauptung für kein Paradoxon halten; daß ihrem Genius am Fusse des schneebedeckten Tatra, im Zipserlande, die größten Opfer und Huldigungen dargebracht wurden. Es ist daher richtig und wahr, daß man in der Zips immer den größten Industriefleiß, die größte Bildung und Gelehrsamkeit, vorzüglich seit dem Eingange des sechzehnten Jahrhunderts antraf. Dieser Satz erhält seine unwiderlegbare Gewißheit, wenn man die Epochen des magyarischen Volkes aufmerksam durchgeht. Bei diesem Geschäfte enthüllet sich den Blicken des scharfsinnigen Beobachters auf eine erhabene Art, die schöne Gallerie,

in welcher Elio die vielen vortrefflichen und berühmten Männer aufgestellt hat, die als eingeborne Zipsler die Lorbeerkränze ihres hohen Ruhmes, sowohl in den Opfern der Minerva, als des Marses, gefunden haben. In der That, keine Grafschaft im ganzen Königreiche, kann so viele eingeborne Gelehrte und wissenschaftlich gebildete Männer aufweisen, als die Grafschaft Zips.

Der erste unter den vielen berühmten Zipsern, die sich sowohl in dem Gebiete der Wissenschaften und Künste, als auch auf dem Felde der Ehre zu verschiedenen Zeiten, rühmliche Verdienste erworben haben, ist

Samuel Spilenberger.

Spilenberger war der Sohn eines evangelischen Predigers, David Spilenberger genannt und erblickte in dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts zu Leutschau das Licht der Welt. Schon als Knabe und Schüler der Leutschauer Schule, verrieth Samuel durch seine seltenen Geistesanlagen, daß aus ihm mit der Zeit ein gelehrter und geschickter Mann werden wird. Seine herrlichen Fortschritte in den Wissenschaften lenkten daher ganz die Aufmerksamkeit des Leutschauer Stadtmagistrates auf ihn. Samuel stand an dem in Rosendust gehüllten Ziele seines blühenden Jünglingsalters. Von einem armen Vater nur karg unterstützt, begann es ihm jetzt schwer zu fallen, auf der erbrochenen Bahn seiner wissenschaftlichen Ausbildung fortzuschreiten. Sein heißester Wunsch war, eine Universität im Auslande zu beziehen. Doch bald glückte es ihm die schönen Projecte von dem Geiste Minervens eingegeben, mit welchem er sich lange an den Stufen des Parnasses beschäftigt hatte, durchzusetzen. Die biedern Mitglieder des Stadtmagistrates von der sichern Überzeugung geleitet, daß keine Wohlthat an dem talentvollen Studenten übel angewendet werden könnte, nahmen sich seiner an, unterstützten ihn mit dem nöthigen Gelde und schickten ihn nach Wittenberg. Hier studierte Spilenberger die Medicin. Glänzend und mächtig waren

die Kenntnisse, die er sich in dem vielseitigen Fache seines Lieblingsstudiums von dem größten Eifer unterstützt gesammelt hatte. Nach geendigtem academischen Course erhielt er die Doctorwürde und von dieser ausgeschmückt kehrte er im Jahr 1605 nach Ungarn zurück. In seiner Vaterstadt kaum angelangt, wurde er daselbst zuerst als Stadtarzt und etwas später dann als Comitats-Physikus angestellt.

Glücklich war Spilenberger in seiner medizinischen Praxis. Er erwarb sich daher als praktischer Arzt durch das ganze Land den größten Ruf. Von dem lautsthallenden Echo der Celebrität Spilenbergers, die ihn würdig mit dem Kranze des höchsten Ruhmes ausgeschmückt hat, fand sich auch der damalige Reichspalatin Georg Thurzo bewogen, ihn im Jahr 1615 unter den vortheilhaftesten Bedingungen, zu seinem Leibarzt zu ernennen.

Spilenberger blieb an der Palme, in deren Schatten sein glücklicher Genius die kostbare Perle seiner errungenen Kenntnisse bewachte, nicht müßig stehen; er wandelte in dem Goldgeleise seines medizinischen Berufes forschend immer weiter und bestrebte sich als ein Gelehrter auch von einer andern Seite seinem theuern Vaterlande nützlich zu werden und sein Ehreklein treu zu dem Flore von dessen Nationalwohlstande, beizutragen. Noch war bis jetzt in Ungarn keine Papiermühle. Spilenberger gerieth auf den herrlichen Gedanken, ein solches Kunstwerk in der Mitte seiner Landsleute zu errichten. Was der Biedere nun von dieser Seite im Schilde geführt hat, gelang ihm auch wirklich von den Umständen überall nach Wunsch begünstigt, im Jahr 1613 auf dem Gebiete des Dorfes Töplitz, das damals zur Stadt Leutschau gehörte, jetzt aber den Gütern des Zipser-Bisthums einverleibt ist — in die Wirklichkeit zu versetzen. Und so entstand die Töplitzer Papiermühle, die bis jetzt noch existirt. Sie ist eine von denjenigen Papiermühlen in der Zips, in welchen das beste Papier verfertiget wird.

Von diesem Werke Spilenbergers, das bei der ungarischen Nachwelt seinen Namen mit Recht verewigt, schrieb der berühmte Leutschauer, Prediger und nachmalige Superintendent Stephan Kyllander (Holzmann) — sein gewesener Landsmann, Mitschüler und Freund — in der Matrikel der Fraternität der Pfarrer von den XXIV. königl. Städten, folgendes als Bericht an die Nachkommen nieder: „Anno 1613 primus in hoc Hungariae Scepusio, immo in tota Hungaria nostra, officinam chartariam extruxit et erexit Clarissimus et Excellentissimus Dominus Samuel Spilenbergerus, artis Medicae Doctor, ejusdemque in patria et Comitatu Scepusiensi alibique locorum Practicus felicissimus in pago Leutschoviensium Teplicza. Largiatur Deus, ut hoc singulari studiorum adminiculo patria nostra et posteritas, quam diutissime utatur.“

Spilenberger übte seine Kunst als Arzt durch volle 50 Jahre aus. Im Jahre 1655 gab er zu Leutschau seinen Geist auf. *)

*) Spilenberger hatte einen Bruder Martin genannt. Dieser auch ein sehr gelehrter Mann, war Professor zu Stolpen in Pommern und hernach Rektor an dem dortigen Gymnasium. Samuels Urenkel, David und Johann wurden vom Kaiser Karl VI. in den Adelsstand versetzt, sie erhielten das Prädikat de Spilenberg und durften sich aulae regiae familiares nennen.

Lorenz Quendel oder Serpilus

wurde zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu Bela geboren. Sein Vater hieß Johann und verwaltete daselbst mit großen Ehren das Amt eines Stadtrichters. — Die Familie Quendel's war sehr zahlreich und so gewaltig, daß die ersten Mitglieder derselben mit dem Vorsatze umgingen, die Stadt Bela von der Krone Polens an welche sie seit 1412 nebst den übrigen zwölf Biservorstädten verpfändet war — käuflich und als ein Eigenthum an sich zu bringen. Zu diesem Projecte, mit der Versicherung dasselbe auch durchzuführen, gab den ersten Impuls der Vater Lorenzens, welcher der angesehenste und reichste unter allen Belaer Bürgern gewesen war. Doch der gesammte Adel des Bisep. Comitates widerlegte sich diesem kühnen Bestreben der wohlhabenden Quendels, und so wurde dasselbe bald vereitelt.

Lorenz widmete sich dem geistlichen Stande und studirte mit großem Fleiße die Theologie zu Krakau. Er verweilte allda vier volle Jahre. Nachdem er nun seinen Studien-Curs vollendet hatte, begab er sich nach Bela zurück. Hier wurde er gleich nach seiner Rückkehr zum Stadtpfarrer befördert. Allein kaum ein Paar Jahre verwaltete er in der Mitte seiner Landleute das Amt eines Religionslehrers; er hörte von den Reformen Luther's und Melancthon's, innerhalb der Gränzen der Kirche, und die heftigste Sehnsucht erhob sich in seinem Herzen, jene Männer und ihre Lehren zu kennen. Er gab daher sein reiches und einträgliches Plebanat auf und zog nach Wittenberg. Hier wohnte er in dem Hause des sanften Melancthon's. Enge und schön war das Verhältniß der Liebe

und Freundschaft, das sein goldenes Zauberband der süßesten Sympathie um die gleichgestimmten Männer, die so mächtig nach Wahrheit forschten, geschlungen hat. Melancthon verwandelte bei dieser Gelegenheit den Namen Duendels, nach der damaligen Zeitsitte in den lateinischen Serpilius, welchen sich bald auch die andern Sprößlinge des gewaltigen Duendelschen Stammes beigelegt haben.

Duendel kam nach Teutschland um das Jahr 1528 und im Jahr 1550 war er auch in Augsburg zugegen, wo auf dem dortigen Reichstage am 25. Juni die Evangelischen, Karl V. ihr von dem Melancthon verfaßtes Glaubensbekenntniß überreicht haben. Mehrere Jahre hielt sich hierauf Duendel noch unter den Teutschen auf. Im Jahr 1545 kehrte er aber in seine Vaterstadt zurück. Viel Rühmliches hatte indessen die Kunde aus Sachsen zu den wackern Belaern von ihrem Stadtkinde gebracht. Die Stelle eines Stadtpfarrers unter ihnen war eben erledigt, und sie alle vereinigten sich in dem Wunsch, den Neuangekommenen wieder zu ihrem Seelenhirten anzustellen. Abgeordnete aus ihrem Mittel verfügten sich deshalb zu dem Bischof, welcher das Recht die Pfründe zu vergeben hatte, mit der Bitte, er möchte ihnen Duendeln zum Pfarrer geben. Das sehnliche Verlangen der Belaer fand Gehör und Duendel oder nun Serpilius trat unter ihnen wieder sein geistliches Amt zum zweitenmale an. Er unterrichtete seine Pfarrkinder in dem Worte Gottes und wie David Gottfried Arnolds, Pfarrer zu Bojanow in Groß-Polen in seinem Werke: (Christlicher-Lehrer Ruhm, Thun und Lohn S. 10.) berichtet, war er der erste, der dieselben mit den Grundsätzen der Reformation bekannt gemacht hat.

In Bela verwaltete Duendel sein Seelsorgeramt bis zum Jahr 1558, in diesem Jahre war er aber als Prediger nach Leutschau berufen und nach sechs Jahren kam er von hier nach Leibitz, wo er auch im Jahr 1572 am 11. Juni gestorben ist. Sein Leichnam

wurde in der dortigen Stadtkirche vor dem Hochaltar in den Kühlen Schooß der Erde gesenkt.

Als Leibitzer Pfarrer verwaltete Serpilus seit 1568 das Amt eines Seniors oder Dekans der geistlichen Fraternität der sogenannten XXIV. Regalium. Unter ihm traten im Jahr 1596 die Geistlichen der 24 Königl. Städte zusammen und setzten, um die Einförmigkeit des Cultus in ihren Kirchen zu bewirken auf eine sehr feierliche Art ihr gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß auf.

Duendel zeugte in seiner Ehe fünfzehn Kinder und er ist der Stammvater des hernach in Ungarn so berühmt gewordenen Serpilus'schen Geschlechtes. Von seinen Söhnen pflanzten es Sebastian und Johann fort. Im Jahr 1761 aber erlosch dasselbe mit dem Preßburger Prediger Sam. Wilh. Serpilus.

Michael Duendel,

war der Bruder des vorhergehenden Lorenz Duendel. Beide, Michael und Lorenz hatten noch vierzehn Brüder und zwey Schwestern. Keiner aber von allen den Duendelschen Söhnen, hat nebst Lorenzen so eine große Celebrität erlangt, als Michael. Dieser wurde Soldat und nahm Kriegsdienste unter den Truppen des Parteikönigs Johann Zapolya. Er war ein Mann von ungeheurer Körperstärke und im Felde von der größten Tapferkeit. Zapolya war ihm daher auch sehr gewogen und er schätzte seine blutigen Opfer ungemein hoch, die er ihm zur Befestigung seines Interesses, vorzüglich in der Fehde mit dem Kaiser Ferdinand I. so muthvoll und entschlossen dargebracht hat. So oft er in den Schlachtgefilben von den Wunderthaten des wackern Duendels Zeuge gewesen war; so oft pflegte er im Angesichte seiner Soldner zu sprechen: „Wenn ich eine Armee nur von 2000 Mann hätte, die ganz aus solchen tapfern und unerschrockenen Duendels bestände; so würd' ich mir nicht ohne Grund mit der Hoffnung schmeicheln können, mit derselben in kurzer Frist, ganz Europa unter meine Bothmäßigkeit zu bringen.“

Um die Waffendienste Duendels nach Würden zu belohnen, verlieh ihm Zapolya im Jahr 1550 den Adel. Diesen bestätigte seinen Nachkommen, die bereits auch den lateinischen Namen *Cerpilius* schon angenommen haben, im Jahr 1650 zu Preßburg der K. Ferdinand II. Eine Abschrift von dem, Duendeln erteilten Adelsbriefe, befindet sich in der ungrischen Bibliothek zu Wittenberg.

Gregor Horvath Stansith von Gradecz.

Dieser merkwürdige Mann, der sich von den Zauberwinken seines glänzenden Ranges und Geburtsverhältnisse, zur Verachtung der Samönen nicht verleiten ließ, war der Sohn des berühmten Marcus Horvath, der sich im Jahr 1555 als Kapitän des Szigether Schlosses, in der Vertheidigung desselben, wider den fürchtbaren Heersführer der Türken, Aly Bassa, unsterbliche Verdienste, um das ungrische Vaterland erworben hat. Wie Marcus von Heroismus befeelt, in der militärischen Welt, den höchsten Gipfel des Ruhmes, welcher den unerschrockenen Kriegshelden gebührt, erklimmte: eben so erstieg auch Gregor, von der Macht seiner gränzenlosen Liebe für die Wissenschaften emporgehoben, die höchste Ehrenstufe des Ruhmes in den Kreisen der Gelehrten, unter welchen ihn würdig der errungene Lorberkranz schmückte.

Marcus der Vater, schieb von diesem Erbenrunde und Gregor sein einziger Erbe, blieb als unmündiger Waise, zurück. Gregor's des älternlosen Lage war nicht die beste. Aus Besorgniß für sein Wohl, nahm sich aber jetzt niemand seiner so liebevoll und menschenfreundlich an, als der Kaiser Ferdinand I. Mit väterlicher Zärtlichkeit trug er die größte Sorge für seine Erziehung und die gerechte Verwaltung seiner Güter, bewogen von der Erwägung der hohen Verdienste, durch welche sich Marcus der Vater, in seinem Herzen ein bleibendes Denkmahl erwarb, indem er sein treuester Anhänger und in den kritischen Zeitumständen, die für sein königliches Haus eintraten, einer der wackersten Vertheidiger desselben ge-

wesen war. Er ernannte daher selbst die Männer, denen er das Amt der Vormundschaft über den Sohn des verbliebenen Kriegshelden übertrug. Jene waren: Georg Draskowich, Bischof von Hünfskirchen, Franz Semsey und Thomas Perjek.

Unter der Aufsicht dieser wackern Patrioten, reifte Gregor zum edelsten Jünglinge heran, aus dessen Handlungsweise schon jetzt der geheime Wink von der Vortrefflichkeit hervorging, die ihn einst als Mann von hoher Einsicht schmücken werde. Mit seiner Herzengüte gewann er die Liebe und Achtung aller in dem Dörfel seiner Umgebungen. Nichts fesselte aber den Sinn seines Forschergeistes auf der Rosenbahn seines irdischen Daseyns so sehr, als die liebliche Kunde von dem Ruhme der gelehrten Männer. Mächtig wallte in seiner Brust die Sehnsucht empor, auch zu ringen nach den Schätzen der Weisheit und dem Perleschmucke, mit dem die Cultivirung der Wissenschaften ihre Verehrer in Minerva's Blüthenhainen beschenkt. Um bald befriedigen zu können die heißen Wünsche seines nach höherer Dervollkommnung strebenden Geistes, begab er sich nach Deutschland, wo er theils in Wittenberg, theils zu Straßburg, an seiner wissenschaftlichen Ausbildung ämßig arbeitete. Nach vollendetem academischen Cours, unternahm er eine Reise in die Schweiz, dann nach Frankreich und Italien. Er kehrte aber von hier wieder nach Deutschland zurück, und beschloß aus Liebe zu den Wissenschaften für immer in Wittenberg zu verbleiben. Diesen Vorsatz in Horvath's hoher Seele hatte das Verlangen erzeugt, von der Fülle seiner schönen Kenntnisse, auch praktische Beweise abzulegen. Er vertheidigte deshalb in einer kraftvoll geschriebenen Dissertation einen philosophischen Satz und begann als Professor an der Wittenberger Universität, Collegien zu lesen. Aber allzulange wiegte Gregor'n in der Sphäre seines jetzigen Postens, auf Ihuiskons blühender Flur, sein holder Genius in selige Träume nicht ein. Es erwachte in ihm die Liebe zu dem Vater.

lande, geweckt von dem Hochgedanken, es ziemte dem Manne von Kenntniß und dem biedern Patrioten vielmehr in seiner Heimath, in der Mitte seiner Landsleute, nach Kräften des Guten und Nützlichen viel zu stiften, und er kehrte nach Ungarn zurück.

Von der schönen Idee, das in Teutonias Wundbergärten aufgefundene Samenkorn der Weisheit auf pannonischem Boden zu verpflanzen, war Horvath ganz eingenommen, und sein ganzes Bestreben war jetzt dahin gerichtet, dieselbe auf das schnellste in seinem Vaterlande zur heilspendenden Realität zu bringen. Er errichtete deshalb im Jahr 1584 auf seinem Erbgute zu Neere in der Zips eine Lehranstalt, die für den ungrischen Staat von unendlichem Nutzen gewesen war und welche als eine der vorzüglichsten Freistätten angesehen werden kann, in welche sich, die, in den damaligen stürmischen Zeitperioden von des Marses Donnergetöse verschüchtern Genien der magyarischen Literatur, geflüchtet hatten. Wie selig athmete Gregor, denn er befand sich bei dem frohen Anblicke der von ihm angelegten hohen Schule, in seinem wahren Elemente. Es war daher ihre schnelle Emporbringung von nun an sein fettes Augenmerk; er schenkte keine Unkosten und mit dem größten Vergnügen verwendete er auf die Erhaltung derselben von den Geldern seiner Einkünfte jährlich 600 Gulden. Um aber der Schulanstalt eine immer mehr und mehr vollkommene und bleibende Einrichtung und ihre patriotische Tendenz mit dem Gedeihen zu krönen, berief er aus Teutschland mehrere der gelehrtesten Männer als Professoren an dieselbe. Unter den angestellten Lehrern verdienen vorzüglich bemerkt zu werden: Albert Graver, Paulus Malus (sonst Diablonovsky genannt) und M. Nicolaus Erhardi. Im Geleite des größten Applauses trugen diese Männer an dem Neerer Gymnasium, der zahlreich versammelten Jugend, die Wissenschaften vor. Neben ihnen hielt auch, von dem größten Eifer begeistert, Gregor, in dem Charakter eines Professors Vorlesungen über

Dialektik, Rhetorik und Ethik. Die wöchentlich zweimal angestellten öffentlichen Disputationen über theologische Gegenstände, geschahen auch unter seinem Präsidium. In die Zahl der vielen zweckvollen Einrichtungen, die die Neerer Schule in sich faßte, gehört auch die herrliche Bibliothek, die Gregor mit vielem Kostenaufwande zu Stande gebracht hat, und die um diese Zeit den Kong unter den vorzüglichsten in Ungarn einnahm. *)

Horvath zeichnete sich auf der Bahn, die er als Liebling der Musen, in ihren Zaubergefilben wandelte, auch als Schriftsteller aus. In allen seinen Schriften herrscht ein recht frommer und gottseliger Sinn, der ganz den Mann von echter Frömmigkeit und Gottesfurcht darstellt, welcher Gregor in der That gewesen war. Doch die, die und da in seinen schriftlichen Werken, theologischen Inhaltes, geäußerte Orthodogie, wollte manchem von seinen gelehrten Zeitgenossen nicht gefallen, und sie verwickelte ihn daher in manche literarische Fehde, die ihm vielen Verdruß machte. Einer seiner größten Gegner war der Pfarrer zu Kásmarek, Sebastian Lam oder Ambrosy genannt. Horvath behauptete in einem seiner Werke, das von dem heil. Abendmahl handelte, die Ubiquität oder die Allgegenwart der Menschheit Christi. Wider diese Behauptung gab Lam eine Gegenschrift unter dem Titel: *Antithesis Ubiquitatis et orthodoxae doctrinae de persona Christi;*

*) Von dem berühmten Gymnasium zu Neere, berichtet Georg Bohuß, gewesener Professor an dem Kásmarker Lyceum in einem seiner Manuscripte, daß sich unter seinem literarischen Nachlasse befindet, folgendes: *Olim Castellum Straskense seu Neerense prope Kasmarkinum Gymnasio suo inclitum erat, quod sumptibus et beneficiis Mag. Gregorii Horvath Stansith de Gradecz erat sustentatum, qui viros quam plurimos, inter quos maxime excelluit Albertus Grawerus ex Germania, adduxerat suis sumptibus, cum copiosa aliquando juventute scholastica, cui et de Bibliotheca necessaria providerat, largissime aluit."*

illam propugnante Gregorio Horvath aliter Stansith de Gradez, hanc defendente Sebastiano Ambrosio, Servo Christi in Ecclesia Kesmark. Servestae 1591." heraus. Die Erscheinung dieser Schrift, war das lautmahnende Signal zum gelehrten Kampf. Zuerst wurde aber nur schriftlich gestritten; denn in dem gleich darauf folgenden Jahre, machte Gregor die Apologie seiner Überzeugungen, die in Bartfeld gedruckt wurde, unter folgendem Titel bekannt: „Responsionis pars prima et altera de varietate doctrinae coelestis etc. opposita Sebastiano Lam, Calvinistae Kesmarcensi. Bartfae 1592." Allein der schriftlich begonnene Zank, brachte für keine Partei, die erwünschte Beruhigung hervor. Man schritt nun zu einer persönlichen Unterredung, die auch als eine öffentliche Disputation zweimahl — das erstemahl am 5. Dezember 1595 und das anderemahl am 29. Jänner 1596 auf dem Thökelischen Schlosse zu Kásmark, statt gefunden hat. Der Streit ward aber mit einer solchen Heftigkeit geführt, daß Albert Graver, der es mit seinem Prinzipalen, dem Horvath hielt, von der Hitze seines Eifers verleitet, auf den hartnäckigen Lam, den Degen gezogen haben soll. Das Endresultat des schreienden Colloquiums war aber doch für den Lam, der des Krypto-Calvinismus beschuldigt worden war, von sehr traurigen Folgen; denn er wurde in der bald darauf gehaltenen Synode zu Leutschau, als ein Irrlehrer verdammt. Der dritte Theil, der oberwähnten Vertheidigungsschrift von Horvath, erschien erst, ebenfalls zu Bartfeld gedruckt, nach seinem Tode im Jahr 1597 unter dem Titel: „Liber posthumus Mag. D. Gregorij Horvath, hoc est: Responsionis Pars III." Die diesem Werkchen von dem gelehrten Professor Erhardi von Dalheim, vorangeschickte Vorrede, ist in vieler Hinsicht von sehr großem Interesse.

An dem merkwürdigen Religionsgespräch, das unter dem Vorfüße des Grafen Franz Nadasdy, im Jahr 1591 zu Espregh im Odenburger Comitate, in Hinsicht der Vereinigung der beiden Kirchen, der

evangelischen und reformirten, gehalten wurde, nahm Horvath sehr vielen und thätigen Antheil. Von dem Grafen dazu eingeladen, reisete er in Gesellschaft des sehr gelehrten Bartfelder Predigers Severin Scultety nach Eszregh und war aus allen seinen Kräften bemüht, bei dem Vereinigungsprojecte, die Wünsche seines frommen Freundes, der dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse zugethan war, zur Wirklichkeit zu bringen. Der Tag des Gespräches war auf den 1. Juni festgesetzt. Die von Nadasdy eingeladenen Geistlichen, nebst dem reformirten Superintendenten Stephan Bójtke erschienen, und alle begaben sich in die Kirche. Hier redete Nadasdy den Superintendenten in ungrischer Sprache an, und bath ihn die Hindernisse hinwegzuräumen, die die Annäherung der beiden Kirchen, vorzüglich bei der Lehre vom heil. Abendmahl, zu erschweren scheinen. Ihr mit einer kraftvollen lateinischen Rede unterstützte sein gelehrter Hausfreund Gabriel Szentgyörgyi; Horvath las hierauf den 10 Artikel der Augsb. Confession ab und das Gespräch begann. Allein das hierdurch beabsichtigte wurde nicht erreicht. Bójtke, ob er in den ersten Tagen gleich sehr geneigt war den Evangelischen beizupflichten, wollte doch später nicht nachgeben. Horvath machte ihm darüber Vorwürfe und sagte, in Glaubenssachen, um auf den wahren Grund zu kommen, müsse man zur Richtschnur nicht menschliche Spitzfindigkeiten, sondern Gottes heiliges Wort annehmen; allein Bójtke nahm diese Rede Horvath's sehr übel auf, er entfernte sich aus der Mitte der Versammelten und so blieb eine jede Partei bei ihren alten Meinungen und Grundsätzen. Nadasdy war über das Fehlschlagen seiner gehegten Hoffnungen und Wünsche sehr ärgerlich und auch Horvath schied, von ihm mit einem betrübten Herzen. Das Ganze dieses in vieler Rücksicht sehr merkwürdigen Gespräches, kam noch in demselben Jahr zu Bartfeld, öffentlich im Drucke heraus.

Gregor der Edle brachte aber sein Leben nicht sehr hoch. Er starb kaum 50 Jahre alt, am 15. Jänner

1597. Seine Zeitgenossen, die ihn näher kannten, betrauertten in ihm einen der edelgesinntesten ungrischen Patrioten. Allen seinen Handlungen drückte sein frommes Ringen nach dem Wohle seiner Mitmenschen, das Criterion echter Tugend auf. Daher war er auch in dem Wirkungskreise seines öffentlichen Amtes, das er als Vice-Gespann des Löbl. Zipser-Comitates bekleidete, ein Mann von der strengsten Gerechtigkeit. Er hinterließ zwei hoffnungsvolle Söhne, Gregor und Marcus genannt, die er mit seiner Gemahlin Euphrosine, einer gebornen Sembery, gezeugt hat. Beide traten in die Fußstapfen ihres wackern Vaters und machten sich als einsichtsvolle Männer um ihr Vaterland auch hoch berühmt. Wie D. Börner berichtet, hatte sich Marcus auch an der Seite mehrerer studirenden Ungern, auf der Wittenberger Universität gebildet.

Christian Augustini ab Hortis

war ein geborner Kásmarker und der Sohn des Georg Augustini. Er erblickte im Jahr 1598 am 6. Dez. das Licht der Welt. Seine Vorfahren stammten aus Schlesien und waren adeliger Herkunft.

Nach dem Willen des wackern Vaters widmete sich Christian dem Stande der Gelehrten. Um sich in seinem Berufsstudium der Medizin gehörig auszubilden, begab er sich frühe auf ausländische Universitäten. Er studierte zuerst zu Frankfurt an der Oder, dann zu Jena, Leipzig, Wittenberg und Basel in der Schweiz. Nach Basel kam er 1619 und hier bewarb er sich durch die Vertheidigung einer sehr gelehrten Dissertation um den Doctorstitel, der ihm auch ruhmvoll am 6. April 1620 ertheilt worden war.

Als Doktor der Medizin kehrte Augustini in seine Vaterstadt zurück. Mit Freuden wurde er hier von seinen Eltern und den wackern Bürgern Kásmark's empfangen. Nach einer Jahresfrist trugen ihm diese das Stadtphysikat an, das er auch, bloß aus Eifer, um in der Mitte seiner bißern Landsleute, kräftiger wirken zu können, angenommen hat. Allein nicht lange verwaltete er dieß Amt. Im Jahr 1626 verehelichte er sich mit einer Tochter des Balthasars Székely de Doba, Susanna genannt, mit dieser bekam er zu Groß-Lomniz ein Gut und von nun an hielt er sich hier die meiste Zeit seines Lebens auf. Hier war es auch, wo er im Jahr 1650 am 21. August mit Tode abgegangen ist. Sein entseelter Leichnam wurde in der Groß-Lomnizer Dorfkirche beigesetzt.

Augustini stand als praktischer Arzt in einem sehr großen Rufe. Das lauschhallende Gerücht davon machte

ihn sehr berühmt, so daß ihn der Kaiser und König Ferdinand II. zu seinem Leibarzt ernannte. Als dieser hatte sich Augustini um die hohe Person des Monarchen unendlich große Verdienste erworben, er wurde daher von ihm am 6. April 1631 mit dem ungrischen Adel und dem Hofrathstitel belohnt. Auch erhielt er dabei noch zur Erhebung seiner seltenen und medizinischen Kenntnisse und zur Würdigung seiner Meriten eine goldene Gnadenkette und als ihm seine erste Tochter geboren wurde, ein prächtvolles silbernes Becken. Bei dieser ehrenvollen Auszeichnung, durch die Augustini in den ungrischen Adelstand versetzt worden war, bekam er das Prädikat „ab Hortis.“ Hierdurch sollte auch das Andenken an seine rastlosen Bemühungen verewigt werden, die er bei der Pflege des botanischen Gartens hatte, der von ihm, nach seiner Idee, zu Wien, auf Befehl des Kaisers angelegt wurde.

Der Kaiser Ferdinand II. starb im Jahr 1637 und nach dessen Tode kehrte ab Hortis auf sein stilles Landgut, in der Zips zurück. Er behielt aber auch unter dem Kaiser Ferdinand III., bis an sein Lebensende, die Würde eines k. Arztiaters und eines *Aulae familiaris*.

In Groß-Lomniz brachte Augustini, von der ländlichen Ruhe umschirmt, seiner Muse, der er sich ganz geweiht hatte, treu die Opfer dar. Nebst der medizinischen Praxis, beschäftigten seinen Geist vorzüglich die naturhistorischen Wissenschaften, insbesondere aber war die Mineralogie sein Lieblingsstudium. Um in den Wonnegesilden desselben, die Sehnsucht seiner gränzenlosen Wißbegierde zu befriedigen, bestieg er im Jahr 1640 — vielleicht der zweite nach David Frölich aus einer gelehrten Absicht — die majestätischen Alpen der Karpaten. Aber nicht vollkommen zufrieden gestellt, waren von dieser Seite seine edlen Wünsche, auf Tatras's himmelan sich thürmenden Höhen, er unternahm daher, aus eben der Absicht, um seine mineralogischen Kenntnisse zu erweitern, auch noch verschiedene Reisen sowohl durch Ungarn als Siebenbürgen.

Als sich Augustini nach Siebenbürgen verfügt hat, zog er dahin, versehen mit einem für ihn außerordentlich schmeichelhaften Empfehlungsschreiben, das ihm der Kaiser Ferdinand III. an den damaligen siebenbürger Fürsten Georg Rakoczzy mitgegeben hat. Der Brief ist datirt vom 30. November 1641. Auf eine ruhmvolle Art, erhebt der Kaiser in demselben die Gelehrsamkeit Augustini's, sagt von ihm, daß er gesonnen wäre ein mineralogisches Werk herauszugeben und ersucht den Fürsten, er möchte ihn deshalb ungehindert auf seinen Gütern und Ländereien den Mineralien nachforschen lassen. — Als Mineralog besaß Augustini wirklich schöne Kenntnisse und seine Mineraliensammlung, die er durch seinen Fleiß zu Stande gebracht hat, gehörte damahls in dem ungrischen Vaterlande, unter die seltensten Erscheinungen dieser Art.

Bei Gelegenheit, als Augustini die tatraischen Felsenthürme, mit dem Meißel in der Hand, erklettert hat, legte er durch eine, in ihrer ätherischen Region vollzogene Handlung, den Grund zu der Unsterblichkeit seines Namens, die ihm in der Reihe der Gelehrten, als Erfinder und als einem der scharfsinnigsten Naturforscher gebührt. Er erfand, von dem heißen Drange seiner Spekulationen, welchen er in dem weiten Felde der Heilkunde unermüdet oblag, dazu vorbereitet, das Krummholzöl, das er durch Hülfe der Destillation, von dem Krummholz (*pinus montana* L.) verfertiget hat. Dieses Öl, von dem Augustini den Nutzen und Gebrauch, bei verschiedenen Krankheiten auseinander gesetzt und angezeigt hat, war in den Apotheken unter der Benennung *Oleum Carpathicum* oder *Oleum Hungaricum* oder auch *Balsamum polychrestum* einst sehr bekannt und berühmt. Mehrere der gelehrtesten Ärzte, im In- und Auslande, hatten dasselbe geprüft und als ein approbirtes Heilmittel gegen die angezeigten Krankheitsübel befunden.

Unter den ungrischen Gelehrten war lange ein Streit, wer den eigentlich der Erfinder des so hochangepriesenen *Olei Carpathici* gewesen seyn möchte, und mehrere

behaupteten, daß Augustini nicht das Krumholzöl, sondern das Limbaumöl (*Oleum Libani*) erfunden hätte. Allein diese Behauptung beruht auf einem ganz irrigen Grunde. Das *Oleum Libani* erfand der berühmte Naturforscher Georg Buchholz der Ältere, gewesener Pfarrer zu Groß-Lomnitz, im Jahr 1664. Da nun laut zuverlässigen Nachrichten das *Oleum Libani*, als eine Buchholz'sche Erfindung erst in dem angeführten Jahre zum Vorschein gekommen ist, so hat Augustini, an derselben als Erfinder keinen Antheil nehmen können, indem er schon um 14 Jahre früher, aus der Mitte der Lebenden gerückt worden war. Ihm bleibt also bloß die Ehre von der Erfindung des Krumholzöles, das von dem Limbaumöl gar-sehr weit unterschieden war. Diesen historischen Irrthum oder diese Verwechselung der Erfinder mag vermuthlich die gleiche Benennung der beiden Öhle erzeugt haben: denn in den Nachrichten hierüber wird hie und da sowohl das Limbaumöl als auch das Krumholzöl *Oleum Carpathicum* oder *Balsamum Hungaricum*, genannt.

Im Druck erschienene Werke sind von Augustini keine vorhanden; aber zwei von sehr wichtigem Inhalte hat er im Manuscripte hinterlassen. Das eine handelte: „*De Balsamo Hungarico*“ und das andere: *De Gemmis Hungariae*.“ Die öffentliche Erscheinung dieser trefflichen Schriften hat der Tod Augustini's verhindert.

M. Daniel Klesch.

Klesch war ein Mann, den sehr trauervolle Schicksale auf dieser Erde niedergedrückt haben und der im Reiche der Literatur, als Gelehrter, in einer äußerst sonderbaren und auffallenden Gestalt erscheint. Er wurde zu Jglo oder Neuborf im Jahr 1620 geboren.

Da Klesch frühe seinen Vater verloren hat, so war er genöthigt Hilfe und Rath bei seinen Freunden und Anverwandten zu suchen. Liebreich aber bothen diese von allen Seiten der bedrängten Waise die hilfreichen Hände an. Klesch hatte unter andern einen sehr reichen und angesehenen Oheim in Wien. Diesen besuchte er und durch dessen Unterstützung gelang es ihm, muthig und fröhlich auf der Bahn seiner wissenschaftlichen Ausbildung fortzuschreiten.

Klesch widmete sich dem geistlichen Stande. Um sich zu einem tüchtigen Religionslehrer in seiner Kirche zu bilden, verweilte er auf mehreren Universitäten Deutschlands. Er hielt sich zuerst zu Rinteln, dann aber zu Helmstädt, Gießen, Marburg und Straßburg auf. Auf der Straßburger hohen Schule verweilte er am längsten.

Die Fortschritte die Klesch der Talentvolle in den Wissenschaften gemacht hat, erregen Staunen und Bewunderung. In seinem 29sten Lebensjahre schmückte ihn schon sowohl die Magisterwürde als der Vorber eines gekrönten Dichters.

Umstrahlt von der Glorie des gelehrten Mannes, athmete Klesch unter den Deutschen. Doch auf fremdem Boden sollte er der emporblühenden Pflanze heilbringender Wahrheit nicht pflegen; das ungrische Vaterland hatte heilige Rechte auf ihn und er wurde daher im Jahr 1650 nach Ddenburg, als Conrektor an die dortige

Schule berufen. Nach einem zehnjährigen Verweilen allhier, kam er als Prediger nach Süns und von hier dann in eben der Eigenschaft, nach Sanct-Georgen. Auf dieser seiner neuen Station aber, erlebte er ein großes Ungemach. Im Jahr 1675 am 11. November wurde er von den kroatischen Soldaten überfallen, ganz ausgeplündert und als ein Keger aus der Stadt gejagt.

Von der tyrannischen Härte des größten Kummers verfolgt, nahm jetzt Klesch seine Zuflucht zu seinen Freunden in der Zips. Diese erbarmten sich seiner mitleidsvoll und durch ihre Vermittelung wurde er, zuerst als Prediger in Kirchdorf und nach drey Jahren als Prediger zu Wallendorf, angestellt. Allein innerhalb der Peripherie seines Wallendorfer Predigerpostens, war ihm keine Ruhe vergönnt. Die harten Stürme der Religionsverfolgungen gingen an. Sie umbrausten fürchterlich das kleine Häuflein der Evangelischen in Ungarn und von den Wirbeln ihrer alles zu Boden schmetternden Orkane, ward auch Klesch mit in die Abgründe des schauerhaftesten Elends hinabgerissen. Der Arme mußte — welcher Vergehungen angeklagt, wird nirgends berichtet — nach Kaschau in das Gefängniß wandern. Sechs Monate lang trug er hier, als Märtyrer seines Glaubensbekenntnisses die schweren Ketten und Bande der Verfolgung. Endlich wurde er durch die menschenfreundliche Interposition des k. Generals Spankau in Freiheit gesetzt.

Befreit von den Kerkerfesseln war zwar Klesch; aber an das goldumkränzte Ziel seiner häuslichen Glückseligkeit, in der Sphäre seines geistlichen Wirkens, vermochte er doch nicht zu gelangen. Man litt ihn, da er seiner Gelehrsamkeit wegen — was sehr oft schon, auch bei andern hie und da der Fall war — für einen der gefährlichsten Menschen gehalten wurde, durchaus im Zipserlande nicht. Verarmt und von der größten Noth gedrückt, mußte er jetzt sein theures Vaterland verlassen und Schutz und Hilfe bei den Teutschen suchen. In Jena fand er die erste gastfreundliche Aufnahme. Er wurde hier an der Raths-

schule als Professor angestellt. Später kam er an das Weissenburger Gymnasium als Lehrer. Endlich wurde er Superintendent zu Heldrungen. Herrlich war Klesch durch die Erlangung dieser Pfarrpfründe, gegen die wüthenden Anfälle häuslicher Sorgen und anderer Widerwärtigkeiten gesichert: allein der Dämon seines Verhängnisses, schien ihm das erhaschte Glück nicht zu vergönnen. Zum Unglück verurtheilt, wurde Klesch von diesem so lange gequält, bis er freiwillig seinem Amte im Jahr 1690 entsagte. Nun zog er ärmer als Jesus nach Halle in Sachsen. Von hier verschleuderte ihn sein Schicksal nach Berlin, wo er auch nach sieben Jahren (1697) von den Pfeilen des Todes erreicht wurde. Er brach den Hals, als er bei Nacht von der Treppe herabgestürzt war, die zu seiner Wohnkammer führte, die ihren Platz im obersten Stockwerk unter dem Dache einnahm.

Mit der hohen Auszeichnung, die Kleschen durch die Verleihung des Lorbers eines P. P. gekröntem Dichters widerfuhr, ward er auch zugleich in die Zahl der Adelligen versetzt. Hierdurch gelangte er zu dem Gipfel der höchsten Hochachtung, die ihm seine Zeitgenossen weit und breit zollten und die in Teutschland damals bestandenen gelehrten Sozietäten waren recht stolz darauf, wenn sie ihn ihr Mitglied nennen durften. Im Palmorden oder in der sogenannten fruchtbringenden Gesellschaft (die Casper von Teutleben im Jahr 1617 zu Weimar gestiftet hat) führte er den Namen des Kräftigsten und in der teutschen Gesellschaft, den des Huldbenden.

Diese sichern historischen Data und die Ehrendiplome mit welchen Klesch ausgeschmückt worden war, sind hinlängliche Bürgen für die Solidität des Werthes, der ihm als einem gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Manne eigen war. Allein das Wirken seines Geistes, nahm in der letzten Dekade seines irdischen Daseyns, auf der glänzenden Bahn seines Strebens, nach höherer Vervollkommenung und des thätigen Nachforschens, eine Rich-

tung, deren Irregularität wider seinen literarischen Ruhm aufzutreten und auf das Blendende, schneereweisse Gewand desselben, einen kleinen verfinsternden Schatten zu werfen scheint. Eben in der Epoche, als Klesch die Superintendentenwürde zu Hebrungen bekleidet hatte, verfiel er — der Himmel weiß wie — auf göttliche Visionen und und andere prophetische Eingebungen. Dieser Salto mortale in seiner Denkart, war es auch, der ihn allbort zu dem voreiligen Schritte der Abdication seines einträglichen Amtes, verleitet hat. Als Klesch mit seinen pietistisch-fanatischen Grillen im Angesichte seiner Gemeinde aufgetreten war, mußte dieß natürlicher Weise jedem helldenkenden Menschen, als etwas Unerhörtes auffallen. Er wurde deshalb bei dem Weissenfelder Consistorium, unter welchem er stand, als ein Irlehrer angegeben und von diesem sehr ernstlich zur Verantwortung seiner mythisch-heterodoxen Aussprüche aufgefordert. Die Handlung seiner Obern, die das vollkommenste Recht hatten, den Irrenden auf eine sanftmüthige Art zurecht zu weisen, mißfiel aber Kleschen so sehr, daß er lieber sein Amt aufgab, als daß er die von dem schwerfälligen Geiste des Mystizismus produzierten Säge, revozirt hätte. Und was hat den sonst so berühmten und kenntnißreichen Mann, so sehr verwirrt? . . Die Apokalypse, die so manchen andern schon, der sich an die mythische Erklärung ihres Inhaltes wagte, reis für das Tollhaus gemacht hat. Insbesondere machte ihn so mächtig confus die Stelle, wo die Rede von dem Thiere mit den zwei Hörnern ist. Dieses Wunderthier und dessen zwei Hörner begann er paraphrastisch zu erklären. Allein seine eregetischen Glossen förderten die lächerlichsten Abgeschmacktheiten zur Welt. Diese sind vorzüglich in den zwei Schriften, die folgende Titel führen: „Entwurf des Geheimnisses von dem Thiere mit zwey Hörnern“ und „öffentliche Protestation von dem Thiere mit zwey Hörnern“ enthalten. Beide Schriften traten im Jahr 1691 ans Licht der Publizität. Wie die Nachrichten lauten, soll Klesch unter jenem

Unthiere den König von Frankreich Ludwig XIV. und unter dessen zwei Hörnern, die Länder Gallien und Navarra verstanden haben.

Unter die prophetischen Raisonnements, die Klefch umdüstert von dem Nimbus seiner Irthümer öffentlich an den Tag gelegt hat, gehören vorzüglich folgende Äußerungen: Er behauptete ganz ernstlich; der Churfürst von Sachsen, Johann Georg III. werde ohne Zuthun einer andern Macht, über kurz das Königreich der Franken ganz unter seine Bothmäßigkeit bringen; dieß eröffnete Klefch selbst in einem Briefe dem genannten Churfürsten, — der französische König Ludwig XIV. werde als Held und Sieger ungehindert bis an das Ufer der Elbe bringen, dann aber von den Teutschen unvermuthet geschlagen, mit seiner ganzen Kriegsmacht dort sein Grab finden; der König von Polen Johann III. werde ganz sicher das Glaubensbekenntniß der Reformirten annehmen, im teutschen Reiche werde bald kein reines, evangelisches Christenthum mehr anzutreffen seyn, dasselbe werde sich ganz nach Schweden und Dänemark flüchten; im Jahr 1700 werde der jüngste Tag eintreten u. s. w. Diese und ähnliche grillenhafte Weissagungen hat er im Jahre 1695 in einem besondern Werkchen herausgegeben. Noch sind aber mehrere andere Schriften von ihm, schwärmerischen Inhaltes, außer den angezeigten vorhanden, als z. B. *Triumphus brittanicus bretonicus*, *Aenigma delingva Aragonica*, *Schema septem candelabrorum* u. s. w.

Auch von seiner eigenen Person, wie dieß gewöhnlich bei Schwärmern der Fall ist, hatte Klefch die sonderbarsten Begriffe. Er hieß sich für denjenigen Engel, von welchem in der Offenbarung St. Johannis Kap. 14, 9. die Rede ist; für die andern Engel: die eben dort vorkommen, hielt er den Theologen Martin Chemnitz, Luther und die damaligen Könige von Schweden, Dänemark, Preußen und England. Diese personifizirten Engel, paßten alle als wirkende Wesen höherer Natur in das System, das sich seine Mystik in fanatischen Träumereien entworfen hatte.

Viele der gelehrtesten Ärzte, waren bemüht sich dieses Phänomenon oder diese urplöbliche Deviation, des sonst so helldenkenden Geistes in der Körperhülle Kleschens, zu erklären. Sie fanden sie in einer krankhaften Beschaffenheit seines Nervensystemes, Mehlig aber (in seinem Kirchen- und Rezer-Verikon) deduzirt diese Geisteserrüthung Kleschens von der Verwirrung seines Hauptes, die ihren Grund in einer Dosis Gift hatte, das ihm noch in Ungarn von seinen Feinden beigebracht worden wäre.

Ausser den Schriftwerken, von fanatischer Tendenz, hatte Klesch in dem gesunden Zustande seiner Seele, wohl auch andere sehr vortreffliche Werke, deren Zahl sehr groß ist, geschrieben. Sie sind meistens theologischen philosophischen und historischen Inhaltes und nicht von geringem Gewicht. Auch das vortreffliche Werk, das David Szwittinger im Jahr 1711 zu Frankfurt und Leipzig, unter dem Titel: Specimen Hungariae literatae etc. herausgegeben hat, stammt von ihm als ein Produkt das aus seiner fruchtbaren Feder geflossen ist; fast alle biographischen Data von den Männern, die Szwittinger schildert, erhielt dieser freilich ohne Ordnung und System so zu sagen in Cruda, aus den fleißigen Händen Kleschens. Was Szwittinger bei der Aufstellung des erwähnten Werkes gethan hat, bestand in nichts anderem, als in der Verarbeitung des durch Kleschens Mühe herbeigeschafften rohen Stoffes und der Vermehrung des Volumens der durch Zufall erhaltenen biographischen Skizzen.

Hält man die frühern soliden Schriften Kleschens gegen diejenigen, die in seiner letzten Lebensbelade zum Vorschein kamen: so kann man die letztern, wenn man sich lebhaft den sonst angestaunten und ruhmbezügten Gelehrten vorstellt, nicht anders als mit Wehmuth und einem innigen Bedauern für denjenigen Unglücklichen lesen, der am Ende seiner Tage, so ein trauriges Loos erleben mußte. — Dan. Wilh. Moller (ein geb. Unger aus Pressburg, der als Professor der Mathematik und Geschichte auf der Altdorfer-Universität 1712 am

25. Februar gestorben ist) fällt von unserm Klesch solgendes Urtheil: „Fuit, sagte er: in senectute infans, in virili aetate Hercules, et in juventute senex.“

Johann Breuer,

wurde zu Leutschau um das Jahr 1640 geboren. Sein Vater war Lorenz Breuer, ein sehr merkwürdiger Mann, der in der genannten Stadt, in einer äußerst kritischen Zeitperiode mit großem Ruhme, die Senatorswürde bekleidet hat.

Johann gewann die Wissenschaften lieb und studierte recht fleißig. Nachdem er in den vaterländischen Schulen den Hauptgrund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung gelegt hatte, begab er sich nach Wittenberg, um auf der dortigen Universität, seinen Studien-Curs zu vollenden. Er widmete sich der Arzneikunde. Glänzend waren die Fortschritte, die er in diesem seinen Berufsstudium gemacht hat und als er sich in den Kenntnissen, die dasselbe erforderte, fest fühlte, bewarb er sich um den Doctortitel, der ihm auch am 11. October 1664 von der medizinischen Fakultät, ertheilt wurde.

In eben dem Jahre kehrte Doctor Breuer noch in sein Vaterland zurück. Allein innerhalb der Mauern seiner Geburtsstadt wich auf den Stegen seines Ringens nach höherer Perfection von ihm der Genius, der ihm den Beruf eines praktischen Arztes, einst in einem so bezauberten Lichte darge stellt hat. Nicht aber etwa aus dem Beweggrunde geschah das, als hätte Breuer an den Mysterien Askulaps ein Mißfallen empfunden — wie viel ihm ungeachtet seines andern Entschlusses, an dem tiefem Eindringen in dieselben, immer noch gelegen war, bewies er hinlänglich durch die Herausgabe mehrerer Schriften medizinischen Inhaltes — sondern darum, weil der

Eifer seiner preiswürdigen Vaterlandsliebe ein anderes, nach seiner Meinung höheres und edleres Ziel mit feurigen Blicken verfolgte und eben aus der Absicht, um an der vollkommenen Erreichung desselben nicht gehindert zu werden, wollte er von den Schätzen seiner medizinischen Wissenschaft, auf den Wegen der Praxis, keinen Gebrauch machen.

Mit einem Erstaunen und einer Wisbegierde voller Begeisterung faßte Breuer die erhabenen Vortheile auf, die aus der edlen Buchdruckerkunst für das Menschengeschlecht, insbesondere in Bezug auf die Belebung aller Zweige der Literatur geflossen sind. Er beschloß daher dieser wohlthätigen Erfindung in seinem theuern Vaterlande die höchste Vollkommenheit zu verschaffen. Aus dieser Rücksicht war er auf das sorgfältigste bemüht, der schon von seinem Vater im Jahr 1650 gegründeten Buchdruckerei zu Leutschau eine Einrichtung zu geben, die in ihrer Art glänzend und einzig seyn sollte. Dieß edle Vornehmen Breuer's beruhte auf einer seiner Lieblingsideen und er hatte keine Ruhe, bis er nicht von der Möglichkeit überzeugt wurde, dieselbe an den Standpunct der Wirklichkeit zu bringen. Bewundernswürdig ist daher der eiserne Fleiß, mit welchem er an der Realisirung dieses seines Projectes gearbeitet hat. Aber hinlänglich und im vollsten Maaße belohnte ihn auch mit Freud und Wonne, von dieser Seite seine rastlose Bemühung: denn er brachte es damit so weit, daß die von ihm eingerichtete Buchdruckerei, nicht nur allen damahls vorhanden gewesenen inländischen, sondern auch den auswärtigen Druckerpressen die Palme des Ruhmes und der Vollkommenheit, streitig zu machen begann. Die Breuer'schen Typen hatten eine solche Eleganz, daß ihnen in dieser Hinsicht, weder die teutschen noch holländischen gleich kamen. Noch sind mehrere Bücher, die mit denselben gedruckt wurden, hie und da in den Händen der Zipsler vorhanden und mit einem innigen Wohlgefallen ruht bis jetzt noch, das an einem schönen Druck gewöhnliche Auge, auf der Herrlichkeit und Nettigkeit ihrer

Schriftzüge. Ganz bestätigt findet sich daher bei dem Unblicke derselben das Lob, das der berühmte Historiker Bel, der Breuer'schen Typographie öffentlich ertheilt hat:

Das von Breuer gestiftete Kunstwerk, dem allgemein das größte Lob gezollt wurde und das unter den ungrischen Buchdruckereien, den ersten Platz behauptete, erhielt sich unter den Nachkommen seines Bruders Samuels, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, in einem immer blühenden Zustande. Doch es mußte und dieß nicht zum geringen Nachtheil der vaterländischen Gewerbskultur gewaltsam untergehen. Die beiden schrecklichen Feuersbrünste, die zu Leutschau in den Jahren 1746 und 1754 ausbrachen, hatten dasselbe in die finstern Schlünde seiner Vernichtung geworfen. Die wenigen Typen die der alles verheerenden Flammenwuth entrisen wurden, haben von den Breuer'schen Erben die Hermanstädter Buchdrucker Cardi und Pinzing und der Buchdrucker Pap zu Nagy-Károly in Ungarn käuflich an sich gebracht. — Das erste Schriftwerk, das unter Aufsicht unsers verdienstvollen Breuer's, aus der von ihm errichteten neuen Buchdruckereifizin, zum Vorschein gekommen ist, war ein Abdruck der teutschen Bibel, die in einer prächtvollen Ausgabe erschien.

David Frölich

erblickte zu Käsmarck im Jahr 1600 das Licht der Welt. Sein Vater Johann, den er sehr frühe verloren hatte, war Rector an der damals sehr berühmten Schule zu Leibiz, zu deren höherm Flor, er als ein sehr gelehrter Mann, unendlich viel beigetragen hat. Nachdem David als ein talentvoller Jüngling ehrenvoll an das Ziel von seinem Studienkurse in den vaterländischen Schulen gelangt war, begab er sich auf die Universität zu Frankfurt an der Ober. Ganz entzückt war er in seinem Geiste über die herrliche Gelegenheit, die er in dem Musentempel allhier, seine Wißbegierde nach Wunsch und Willen zu befriedigen, gefunden hat und er studierte daher mit angestrengtem Fleiße nebst der Geschichte, vorzüglich die mathematischen, astronomischen und medizinischen Wissenschaften. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Frankfurt, wünschte Frölich seine bisher eingesammelten Kenntnisse durch Reisen zu erweitern und zu vermehren. Er bereiste deshalb mehrere Länder und kehrte nun nach zwölf Jahren zurück. Groß und mannigfaltig waren die Vortheile, die er sich hierdurch erworben hat. Er machte unter andern mit den gelehrtesten Männern der damaligen Zeit, Bekanntschaft und schloß mit ihnen die freundschaftlichsten Bündnisse. Schon während seiner Wanderschaft, wollte er das Publikum mit seinen Erfahrungen bekannt machen, er ließ deshalb mehrere kleine Schriften drucken, die voller Merkwürdigkeit und Interesse waren. Diese auf den Stadien seiner gelehrten Wallfahrt erschienenen Flugschriften, waren die ersten Herolde, die der Welt laut seinen gelehrten Ruf verkündeten. Insbesondere machten sie seine ungrischen Landsleute auf ihn sehr aufmerksam.

Im Jahr 1651 kehrte Frölich, müde des Herumreisens und ganz gesättigt am Geiste nach Ungarn zurück. Ein aber für sein gefühlvolles Herz sehr trauriges Ereigniß, verbitterte ihm die Freuden des Wiedersehens in der Mitte seiner Freunde und Auserwandten in Kásmark. Gerade an dem Tage seiner Ankunft allort, starb der Rector des Kásmarker Gymnasiums M. David Prátorius. An diesem trefflichen Manne verlor Frölich nicht nur einen seiner wärmsten Freunde, sondern so zu sagen seinen zweiten Vater. Prátorius war sein Curator und Erzieher, der sich seiner von Kindesbeinen an mit der größten Sorgfalt angenommen hat und der ihm mit der zärtlichen Liebe und dem treuesten Rathe immer zugethan war. Frölich wußte aber auch die Treue und Güte, die Prátorius ihm erwiesen hat, gehörig zu schätzen und zu würdigen, dieß beweisen unter andern die panegyrischen Worte, unter welchen er seiner, voller Begeisterung in dem zu Breslau 1625 von ihm geschriebenen astrologischen Prognostikon erwähnt hat.

Wenige Tage nach des Prátorius Tode, wurde Frölich einstimmig von dem Schulpatronate, zu seinem Nachfolger als Rector des Gymnasiums gewählt. Voll Eifer trat er seinen Posten an und mit dem größten Applaus und bewundert von allen, die das Glück hatten ihn zu hören, trug er die Mathematik und Geschichte vor. Bald verbreitete sich der Ruf von seiner Gelehrsamkeit durch das ganze Land und wie von einem Orakel drang die Kunde davon auch bis an den Hof des Kaisers und Königs Ferdinand III. Wie dieser erhabene Monarch, jedem wahrhaft gelehrten in Gnaden gewogen war: so ließ er seine Achtung auch Frölichen angedeihen. Er beehrte ihn mit einem Briefe und ertheilte ihm in demselben die Freiheit, den Titel eines Kaiserl. Königl. Mathematikers durch ganz Ungarn zu führen. Frölich bezog auch in diesem Charakter, bis an seinen Tod eine nachhaltige jährliche Besoldung. Ein großer Impuls für den so ausgezeichneten Frölich lag in dieser königlichen Gnade, der ihn

mächtig angeeifert hat, sich in der Silbe der Gelehrten noch mehr hervorzuthun und insbesondere für die Emporbringung der vaterländischen Literatur zu arbeiten. Er brachte es aber auch mit seinem Schweiße und seiner Mühe so weit, daß er unter den damaligen Gelehrten Ungarns, den ersten Platz behauptete.

Frölich hat sehr viel geschrieben. Die meisten seiner Schriften aber liegen noch im Manuscript. Von den gedruckten verdienen vorzüglich folgende bemerkt zu werden:

1. *Medulla Geographiae practicae, peregrinantium inprimis usui, deinde historiarum et rerum hoc tempore bellicosissimo gestarum gerendarumque plenariae cognitioni accommodata.* Bartschae 1639. — Eine herrliche Recension hat der berühmte Historiograph Matthias Bel über dieses Werk geschrieben.

2. *Der uralte deutsch-ungrisch-zipserische und siebenbürgische Landsmann d. i. Vorläufer der neuen ungrischen Chronik. Teutschau 1641.* — Den großen historischen Werth dieses Werkes wußte ebenfalls Bel zu würdigen; er hat dasselbe in's Lateinische übersetzt und führt in seinem *Adparatu ad Hist. Hungariae* den Titel: „*Prodromus majoris Chronici Hungariae.* — In dieser Schrift tritt Frölich in Ungarn als der erste auf, der im Bezug auf die Teutschen und Ungern, die in Pannonien ihre Wohnstätten aufschlugen, etwas gewisses und richtiges gesagt hat. Bloß den einzigen Fehler hat er begangen, daß er die Geten immer mit den Gothen vermischt und daß er sie nicht mit Jornandes aus Scandinavien, sondern aus dem Oriente kommen läßt, was nicht historisch richtig ist.

3. *Hemerologium in Computum Ecclesiasticum sive Calendarium perpetuum, reductum tam stylo novo quam veteri, et coelo Pannoniae adcommodatum principaliter pro privatis cujusvis necessitatibus destinatum.* Bartschae, 1644.

4. *Collectio Calendariorum per annos facile 20 continue editorum; manu Dav. Frölichii correcta.*

5. Bibliotheca seu Cynosura peregrinantium h. e. Viatorum, omnium hactenus editorum absolutissimum jucundissimum, utilissimumque in duas partes digestum. Ulmae 1644. — In dieser Schrift spricht Frölich an mehreren Orten seine große Vorliebe für seine Vaterstadt sehr begeistert aus. Er nennt sie Caesareopolis und sagt in einer Stelle von ihr: „patria mea dulcissima.“

Als Frölich die höchste Stufe seines gelehrten Ruhmes, auf der er als einer der größten Mathematiker und einer der gründlichsten und scharfsinnigsten Schriftsteller prangte, erstiegen hat, erregte er den Neid und die Mißgunst vieler gegen sich, die ihn und seine Schriften auf das böshafteste zu verschreien und zu verdunkeln sich bestrebten. Und wirklich in den Umtrieben seiner Feinde lag es, daß er von den meisten seiner Zeitgenossen verkannt und nicht nach Würden und Verdienst geschätzt wurde. Vorzüglich blieben seine Schriften in der Dunkelheit. Parteifüchtige Kritiker fanden sie bald zu frei, bald zu einfältig und daher für gefährlich. Frölich beklagte sich über die lieb und grundlosen Beurtheilungen, seiner Geistesproducte sehr oft und daher mag unfehlbar auch die Note herrühren; die auf dem Rande von einem seiner Manuscripte: „Chronologia Pannoniae“ betitelt, zu lesen ist, wo es heißt: „ex defectu Patroni cum blattis et tineis haec Chronologia vixas movit nec in lucem prodire valuit.“

Doch Frölich's fest begründeter Ruhm und der entschiedene Werth seiner Schriftwerke, durfte, ob es der Schwarm seiner Feinde gleich wünschte, nicht untergehen. Nach vorhergegangener wunderbarer Fügung der Umstände, wurde er von der Nachwelt Söhnen, in seinem vollen Glanze anerkannt und angestaunt. Lange nach Frölich's Tod, als Ungarn von mancherlei Kriegen heimgesucht worden war, kamen in's Land mehrere deutsche Feldherren. Diese, um in ihrem Berufe sich fest zu begründen, führten verschiedene Landcharten mit sich, aus welchen sie die Länderkunde studierten. Dieß sahen die ungrischen Großen und in ihnen allen regte sich auch das

Verlangen nach der Bereicherung mit ähnlichen Kenntnissen. Sie suchten deshalb voller Vernbegierde Frölich's geographisches Werk hervor und bald sah man mit den Landkarten, die dasselbe enthielt, die Zimmer und Paläste der ersten Magnaten und Edelleute ausgeschmückt, aus welchen sie mit einem unbeschreiblichen Wettstreit die Geographie lernten und ihre Kinder mit den Gränzen, Flüssen und den Hauptstädten der Länder bekannt machten. — Welch ein großer Vortheil für die wissenschaftliche Ausbildung des ungrischen Volkes hätte gewonnen werden können, wenn man früher die Frölich'sche Buch so geschätzt und benutzt haben würde.

Als Schriftsteller hat Frölich in der That sehr viel gethan und geleistet. Er erscheint überall als ein Mann von dem größten Scharfsinne, Allen seinen Schriften ist der Stempel der Originalität aufgedrückt: denn in allen den vielen Fächern, die er bearbeitet hat, weil er auf keine Vorarbeiten bauen konnte, mußte er die Bahn sich selber brechen. Noch verdient von ihm bemerkt zu werden, daß er aus der Zahl der Ungern der erste war, der es, von Wissbegierde angetrieben, gewagt hat, die Fesselschürme der Karpaten zu besteigen. Er that dieß im Jahr 1615. Die ersten gelehrten Nachrichten also, die wir von diesem Riesengebirge besitzen und die noch immer mit Vergnügen gelesen werden, haben wir einzig ihm zu verdanken.

Frölich nannte sich in seinen Schriften bald Medicum et Mathematicum, bald aber Astronomum Caesareopolitanum. Nicht lange aber durfte er sich seines Daseyns im Thale der Lebenden erfreuen; ein früher Tod erreichte ihn auf der Bahn seiner rastlosen Thätigkeit und kaum noch 46 Jahre alt, schied er von diesem Erdenrunde. Sein frühes und ganz unverhofftes Hinscheiden, war für die gelehrte Welt ein unerseßlicher Verlust. Herrlich lautet das Collegium, das zur Verewigung seines Namens, der berühmte Altdorfer Professor der Mathematik, Abdias Treu auf ihn geschrieben hat; es ist der *Cynosura peregrinantium* vorgedruckt.

Johann Henkel

wurde zu Leutschau um das Jahr 1490 geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande und gelangte sehr frühe zu dem Rufe eines der gelehrtesten Männer. Das Vaterland richtete daher seine Blicke auf ihn und gegen das Jahr 1520 erhielt er den Beruf als Professor an die Dfner Universität. Erfreut über dieses Glück begab sich Henkel sogleich auf den ehrenvollen Posten hin, nach welchem er sich gesehnt hatte und trug allbort mit großem Beifalle die theologischen Wissenschaften vor.

Henkel's Mitarbeiter an der genannten hohen Schule, waren die Professoren Simon Grynäus und Vitus Windsheim. Beide Männer von reeller und biederer Denkart, flochten eifrig an dem Lorberkranze des Ruhmes, der Henkeln als den jungen Doctor der Theologie und der Dekretalen, würdig schmückte. Sie beförderten auf alle mögliche Art sein Glück und durch ihre Vermittelung wurde er an dem Hofe des Königs Ludwig II., der zu Dfen residirte, näher bekannt. Henkel's treffliche Geisteseseigenschaften nebst der Gabe seiner außerordentlichen Beredsamkeit, die von der Fülle seiner Kenntnisse zeugte, machten ihn dem genannten Monarchen immer werther und theurer und er ernannte ihn zu seinem Hofprediger. Diese Erhebung fachte die Flamme von dem Thätigkeitseifer Henkel's mit doppelter Kraft an und er machte seinem Amte Ehre. Die Achtung aller am Hofe ward ihm im vollsten Maaße zu Theil, insbesondere war ihm die fromme Gemahlin Ludwigs, die Königin Maria mit ihrer ganzen Gnade gewogen und sie wohnte mit inniger Freude und Andacht seinen geistlichen Vorträgen bei.

Als Hofprediger befand sich Henkel in den Räumen seines rechten Wirkungskreises und er stiftete viel des Guten. Allein nicht vom langem Bestande war die Ruhe, deren er, in Ofen, als allgemein bewundertes Prediger des göttlichen Wortes genoss. Die Türken unter Soliman's Anführung rüsteten sich wider Ungarn, um dort manches erlittene Unrecht, zu dem auch unter andern auch die zu Ofen vollzogene übereilte Festsetzung ihrer Gesandten gehörte, zu rächen; alles athmete einen kriegerischen Geist und der Feldzug wider ihre heranrückenden Schaaren wurde eröffnet. Am 29. August 1526 kam es bei Mohacs zum Treffen und hier war es, wo das Königreich der Magyaren, den dritten heftigen Merdstoß seit seiner Existenz erhielt, der fast den ganzen Ruin desselben nach sich gezogen hat. Nebst der ungeheuern Menge von Kriegern, die der Tod von den türkischen Mordgewehren grimmig verschlang, blieb auf der Wahlstätte auch Ludwig. Sein Fall erhöhte den Trauerstand des Reiches und verdoppelte den Jammer, der jetzt seinen Schauerfittig über die Fluren desselben auszubreiten begann.

Von herzdurchbohrender Wehmuth ergriffen klagte die verwittwete junge Königin, an den Trümmern ihres ehelichen Glückes und den Ruinen von dem Wohlstande des hart erschütterten ungrischen Staates. Umstände, die jetzt zu dessen völligem Verderben, aus der eingetretenen allgemeinen politischen Verwirrung, von welcher der Graf Johann von Zapolya, als Kronprätendent die Haupttriebsfeder war, mit Bligeschnelle hervordrangen, nöthigten sie die Ofener Burg zu verlassen und Schutz bei ihrem Bruder, dem Kaiser Karl V. zu suchen. Henkel stand erschüttert und betrübt vor dieser unerwarteten Wendung der Schicksale, die Maria, die Tugendhafte betrafen und er wünschte ferne von dem Geräusche des Hofes, unter friedlichem Obdach, irgendwo anders die Pflichten seines geistlichen Berufes zu erfüllen. Daher beehrte er seine Entlassung: allein Maria willigte in sein Verlangen nicht ein; sie bedurfte

jezt des Trostes mehr, als je, um das Weh in ihrem verwundeten Herzen zu stillen und niemand konnte ihr denselben so reichlich und auf eine so wohlthuende Art ertheilen, als Henkel, ihr frommer Hofprediger, indem er ihn aus den Urkunden der heil. Offenbarungen schöpfte. Sie begab sich nach Linz und Henkel zog mit ihr dahin.

Geliebt und geschätzt von allen mit welchen Henkel der Rechtschaffene in Oesterreich jezt in Verbindungen trat, verlebte er alhier vier Jahre; jezt aber erhielt er einen Beruf zum Pleban in seine Vaterstadt. Die Männer, die ihm den Antrag des reichen Plebanates überbracht hatten, waren seine Anverwandten und sie hießen Thomas Sartori und Bernhard Henkel. Sie trafen bei ihm am 20. Dezember 1529 ein. Nicht unwillig zeigte sich Henkel gegen den Willkür dieser Votation; er war entschlossen den frommen Wunsch, seiner hiebrn Landsleute zu erfüllen und zeigte es der Königin an. Allein Maria, deren Wohlgeroogenheit Henkel ganz besaß, wollte ihn von sich nicht lassen.

Henkel verblieb auf seinem Posten und im Jahr 1530 reiste er mit der Königin zu dem Reichstage nach Augsburg. Die lieblichsten Aussichten eröffneten sich alhier den Blicken seiner Wissbegierde, auf seinem Standpunkte unter dem Horizonte der Literatur. Innig frohlockte darüber Henkel im Geiste. Die gelehrtesten und angesehensten Männer Deutschlands, die sich bei dem Reichstage einfanden, drängten sich hin zu ihm; ihr aller Bestreben war, Bekanntschaft und Freundschaft zu schließen mit dem hochgepriesenen Hofprediger, der Königin von Ungarn. Unter den vielen Braven lernte Henkel bei dieser Gelegenheit auch den Philipp Melancthon und Spalatinen, den Hofprediger des Churfürsten von Sachsen Johann, nebst mehreren andern sächsischen Theologen kennen. Alle gaben ihm einstimmig das ehrenvollste Zeugniß über die Realität seines Charakters, seine Frömmigkeit und die Gediegenheit seiner edlen Denkart und Gelehrsamkeit. Man wetteiferte in

dem Lobe Henkel's, in öffentlichen Schriften. Georg Spalatin nennt in seinen Annalen (ad a. 1550) insbesondere einen geraden, biedern, und recht leutseligen Mann und der berühmte Desiderius Erasmus von Rotterdam, preist die Königin Maria in einem an sie gerichteten Briefe recht glücklich, daß sie die Gelegenheit habe, die Tröstungen der heil. Religion, aus dem Munde eines so frommen und gottesfürchtigen Mannes zu vernehmen, als Henkel ist.

Über auch Proben von seiner Gelehrsamkeit legte Henkel in Augsburg ab. Die auf dem merkwürdigen Reichstage zur Sprache gekommene Kirchenverbesserung Luthers, setzte ihn in Bewegung, läuterte und schärfte seine Einsichten in das Wissenschaftliche der Theologie. Er prüfte die Lehrsätze der Reformatoren und bei den meisten pflichtete er ihnen aus reiner Überzeugung bei: doch allen ihren Behauptungen konnte er seinen Beifall nicht schenken, und daher hielt er, um seinen gegründeten Exceptionen dawider das nöthige Gewicht zu verleihen, mit vielen teutschen Gottesgelehrten öffentliche Religionsgespräche. Henkel benahm sich dabei recht tapfer und zeigte vielen Scharfsinn und einen durch Philosophie ausgebildeten, vielumfassenden Geist. Segründet ist daher der Inhalt des eukomiastischen Distichons, das ein gewisser Dichter Conrad auf den Glanz seiner gelehrten Größe verfertigt hat.

Von der Solidität der Kenntnisse, die Henkeln, als Theologen ausgezeichnet hatten, sollte auch die Nachwelt, Beweise erhalten und er verfaßte in dieser Hinsicht ein theologisches Werkchen von sehr großem Interesse. Er hatte es in Augsburg mit und theilte es hier zur Durchsicht und Prüfung dem Professor Melancthon mit, mit dem er indessen in die freundschaftlichsten Verbindungen getreten war. Durch Melancthon's Vermittelung kam dasselbe nach Henkel's Begehren, in die Hände Luthers und dieser bekronte es mit dem größten Lobe.

Die Königin Maria kehrte von Augsburg nach Linz zurück und im März des folgenden Jahres (1531) verfügte sie sich von dem Genius ihrer Schicksale, wider den Willen ihrer Plane getrieben, nach den Niederlanden. Die meisten aus dem ungrischen Gefolge (in welchem sich auch, als ihr vertrautester Hofrath, der nachmalige berühmte Erzbischof von Gran, Nikolaus Olahus befand) gingen mit ihr dahin, nur Henkeln wollte es nicht behagen mitzufolgen. Er brachte sein Gesuch um Dimission vor die Königin und dasselbe ward ihm jetzt von ihr gewährt. Henkeln nahm hierauf seinen Weg nach Schlesien, wurde mit der Domherrnwürde beehrt und hielt sich in Breslau auf. Sein hiesiges Leben war ganz den Wissenschaften geweiht. Er stand in Correspondenz mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit. Einen großen Einfluß auf die Befestigung seines bis jetzt noch immer sehr schwankend gewesenen Gesichtspunktes, bei der Beurtheilung und Würdigung der jetzt zum Vorschein gekommenen Neuerungen innerhalb der Gränzen der Kirche, hatte dieser Briefverkehr. Insbesondere merkwürdig sind die Briefe, die er mit dem Erasmus von Rotterdam gewechselt hat. Sie waren alle theologischen Inhaltes und umfassen über manchen Gegenstand der Reformation, äußerst merkwürdige und stark beleuchtende Raisonnements.

Nicht lange aber war es Henkeln vergönnt in den Mauern Breslau's, an den Altären seiner Muse des errungenen Friedens sich zu erfreuen. Er starb am 5. November 1539. Sein Leichnam erhielt einen Platz vor dem großen Chore in der Cathedralkirche des heil. Johannes. Noch zeugt allbort von seinem Leben, Wirken und Ruhm, die ehrenvolle Grabchrift, die ihm seine vertrautesten Freunde, der Domherr Prockendorf und der Doktor der Arzneikunde Auctus, setzen ließen. Ihr Inhalt ist folgender:

JOANNES HENKELIUS

Leutschoviensis,

**Jurium Doctor, hoc sub saxo conditus meliorem vitam
expectat. V. Nov. A. MDXXXIX.**

**Petrus Prockendorff J. V. D. Canonicus Vratislaviensis
et Mathias Auctus, Medicinarum Doctor
Venerabili et Praeclaro Viro**

D. Joanni Henkelio,

**Decretorum Doctori, Canonico hujus Ecclesiae
Exstructores FF. Anno MDXL.**

**Imus ab hac vita morientes: nec mora sic vos
Ibitis, in quibus est nunc vita, vigorque manendi;
Ibunt sic omnes, qui posteritati sequentur.**

Daniel Fischer,

Kam zu Kásmark am 9. November 1695 zur Welt. Sein Vater Michael Fischer war evangelischer Prediger. Trotz der schmalen Einkünfte, die diesem wackern Manne sein geistliches Amt eintrug, war er doch auf das sorgfältigste bemüht, seinem Sohne eine treffliche Erziehung zu geben. Er bestimmte ihn für das Studium der Medizin, ließ ihn zuerst in den vaterländischen Schulen unterrichten und beförderte ihn dann auf die Wittenberger Universität. Und hier war es, wo Daniel im Jahr 1718 den Doctortitel erhielt.

Schon als Student hatte Fischer auf der genannten Universität herrliche Beweise von der Kraft seiner Talente abgelegt und daher geschah es, daß er sogleich nach seiner Graduirung von dem Reichsgrafen von Promnitz, zum Provinzialphysikus in der Plessen'schen Herrschaft, berufen und ernannt wurde. Doch lange verweilte und wirkte er nicht allhier. Die Bürger seiner Vaterstadt, beriefen ihn zu ihrem Arzt. Fischer nahm den ehrenvollen Beruf an und kehrte nach Ungarn zurück.

Vom Glück begleitet war die Curmethode Fischer's; das Gerücht von seiner ärztlichen Geschicklichkeit verbreitete sich daher schnell und er wurde bald zum ersten Physikus der Gespannschaften Zips und Liptau ernannt. Diese Beförderung erhöhte seinen Ruhm noch mehr, man lobte und pries Fischer'n im ganzen Lande, daher faste zu seinen Kenntnissen auch Zutrauen der Bischof von Großwardein, Graf Niklas Esaky — nachmaliger Graner Erzbischof — und bestellte ihn unter den ehrenvollsten Bedingungen zu seinem Leibarzt.

Überall zeigte sich Fischer auf der vielstegigen Bahn seines medizinischen Berufes, als ein Mann der seiner Kunst gewachsen war. Er suchte aber auch unterstützt von einem unermüdeten Fleiße die Schätze seiner Kenntnisse zu vermehren und seinem Forschergeiste eine zweckmäßige Richtung zu geben. Auf der Stufenleiter seiner gelehrten Selbstausbildung immer höher steigend, fesselten ihn an ihr Interesse vorzüglich die naturhistorischen Wissenschaften. Mächtig war der Eifer, der ihn trieb einzudringen in ihre Mysterien und derselbe war es auch, der ihm bald die Ehrenkrone eines Erfinders aufgesetzt hat. Allerdings Fischer machte sich unter den Jüngern Askulaps durch Erfindungen von nicht geringem Werthe bekannt und berühmt. In die Zahl derselben gehören folgende pharmazeutische Präparate, als: Pulvis Bezoardicus Kesmarkiensis; Spiritus Nitri Bezoardicus Fischerianus; Essentia Carpatica; Essentia Ligni Carpatioi contra vertiginem und Elixir Antivenereum Fischeri.

Fischer's wissenschaftliches Fortschreiten blieb den Gelehrten des In- und Auslandes nicht unbekannt. Geachtet und bewundert von allen, ward er daher schon im Jahr 1719 am 18. October unter dem Beinamen Cajus, als Mitglied in das Collegium der kais. Akademie Naturae Curiosorum aufgenommen. Noch mehr für ihn that später der Ruf von seinem literarischen Eifer. Er machte ihn an dem kais. Hofe in Wien bekannt; der glorreiche Kaiser Karl VI., ein grosser Gönner der Gelehrten wußte Fischer's Verdienste zu würdigen und er belohnte ihn dafür mit dem ungrischen Adel. — Das adelige Wappen, das Fischer erhielt, führt Burgstaller in seiner Herabild an.

Eine mächtige Triebfeder für Fischer'n, des Vaterlandes Wohl, durch noch größere Opfer zu befördern, war diese erhaltene Auszeichnung. Von dem edlen Bestreben ganz eingenommen, als Patriot dem Gemeinbesten zu nützen und vorzüglich der inländischen Literatur einen höhern Schwung zu geben, ging er mit dem Plane um, in Ungarn eine gelehrte medizinische Sozi-

et ät, zu errichten. Um sich hierüber vor dem Publikum näher zu erklären, wie er dieselbe eingerichtet haben wollte, verfaßte er eine Schrift, die er im Jahr 1752 zu Brieg in Schlessien drucken ließ, unter folgendem Titel: „Epistola invitatoria Eruditis Pannoniae dicata, quo ad acta eruditorum Pannonica res et eventus naturales ac morbus patrios exponentia edenda perhumaniter invitantur.“ — Die Grundlinien, die der Verfassung: von der erwähnten gelehrten Gesellschaft, die zu den Lieblingsideen Fischer's gehörte, zur Basis hätten dienen sollen, waren trefflich entworfen und sie zeugten von soliden Einsichten in das Wesen von dergleichen Anstalten, als den wahren Beförderungsmitteln aller wissenschaftlichen Cultur. Allein kein erwünschter Erfolg, bekrönte dieß herrliche Project. Es wurde wie manches andere Gute, von dem Dämon des Neides, verbannt in die Kategorie der frommen Wünsche.

Bei den so vielen ruhmvollen Handlungen, die Fischer'n merkwürdig machten, gebührt ihm auch noch die Ehre eines fleißigen und reichhaltigen Schriftstellers. Er hat sehr viel geschrieben. Von einem vorzüglichen Werth sind seine anatomischen Schriften. Sie wurden von den Gelehrten mit dem größten Beyfalle aufgenommen. Von einem eben so entschiedenen Gewichte, sind auch die Bemerkungen, die er in seinen Schriftwerken, über den Nutzen der Bäder und deren wohlthätigen Einfluß auf das Ziel der Gesundheit, zurückgelassen hat.

Fischer erreichte kein sehr hohes Alter. Schon in seinem 51 Lebensjahre verließ er diese Welt, dahin gerafft im Jahr 1747 von der nur den Ungern eigenthümlichen Krankheit, der Csömör genannt. Er zog sich dieselbe zu durch den Genuß der Fische, die er mit heftigem Appetit verzehrt hat, als er eben auf einer Reise in seine Heimath von Großwardein — wo er den oben genannten Bischof besuchte — begriffen war. Er zog von Großwardein, ab unterwegs in einem Gasthose Fische, kam kranker nach Debrézin und hier war es, wo er so unvermuthet, seinen Geist in den Armen seiner dortigen Freunde aufgegeben hat.

Paul Vater.

Vater war ein sehr berühmter Mathematiker und Philolog, dabei aber ein Mann von der sonderbarsten und strengsten Lebensart. Er erblickte zu Menhard, einer Kön. pr. XVI. Kronstadt, im Jahr 1656 das Licht der Welt.

Das harte Loos der Armuth trennte Vatern frühe von seinem Vaterlande. Durch kraftvolle Empfehlungen einiger seiner Wohlthäter, kam er zuerst nach Breslau, wo er unterstützt von den dortigen Buchhändlern, die in Ungarn begonnenen Humaniora, fortsetzte. Sein Fleiß und seine ausgezeichnete moralische Aufführung, verschafften ihm bald mehrere Gönner und Freunde und unter ihrem pflegenden Schutze eröffneten sich ihm unvermuthet die frohesten Aussichten von einem bessern und bequemern Leben. Von den Gaben ihrer Güte überhäuft, ward er unter andern, was lange in seinen Wünschen lag, in den Stand gesetzt, eine Universität zu beziehen. Er begab sich daher von Breslau nach Leipzig und von hier nach Jena.

Gilig lag Vater in den friedlichen Hallen der erwähnten höhern Musensitze den Wissenschaften ob, und perfectionirte sich vorzüglich in der Mathematik. Das Gerücht von der Solidität seiner Gelehrsamkeit beglückte ihn auch bald mit dem ehrenvollsten Beruf, den er im Jahr 1688 als Professor der Mathematik an das Gymnasium zu Thorn erhielt. Vater nahm denselben an und bozirte dort mit dem größten Applaus durch 17 Jahre. Allein jetzt brach zwischen dem preussischen und schwedischen Monarchen die Flamme des Krieges aus, die Schweden zogen triumphirend gegen Thorn, alles gerieth in der Stadt in Schrecken und Vater, der als

Musensohn nur die Stille des Friedens suchte, verließ seinen jetzigen Posten und zog nach Danzig. Aber auch hier wiederfuhr ihm als dem Manne, der sich als Literator in die Welt der Gelehrten so erhaben ausgezeichnet hatte, bald alle Achtung, deren er werth gewesen war. Er wurde als Professor der Mathematik, an dem dortigen Gymnasium angestellt.

Wie für die Mathematik, so hatte Pater's unerwütheter Forschergeist das nämliche Interesse auch für das Studium der Philologie. Seine Sprachkenntniß war ungeheuer, insbesondere hatte er den Geist der lateinischen und griechischen Sprache ganz inne. Sein lateinischer Styl war vorzüglich schön und korrekt.

Der hohe Eifer mit welchem Pater diese seine zwei Lieblingsstudien betrieben hat, und der Riesenfleiß, durch dessen Anstrengung er bemüht war, sich mit deren Geheimnissen immer vertrauter zu machen, erregt Bewunderung und übersteigt alle Vorstellung. Man würde es kaum glauben können, wenn die Geschichte nicht so aufrichtig und deutlich dafür spräche, ob es möglich wäre, daß ein Mensch eingezogen und so getreu seinen Maximen, nach den Regeln des härtesten Verfahrens gegen sich selbst, zu leben vermöchte, als Pater unter den Schichten der Bücherfolianten wirklich gelebt hat. Um bei der Pflege der Wissenschaften recht viele Stunden der kostbaren Zeit abzugewinnen, geizte er sich den Schlaf ab, und schlief daher im Winter, Nacht für Nacht, vier und im Sommer nur zwei Stunden. Um in der stillen Betrachtung und Beurtheilung der Gegenstände, mit welchen sich sein spekulativer Geist beschäftigte, durch die Wonneszenen, die die Sympathieen der Liebe und die reinen Sattengefühle in der Ehe erzeugen, nicht gestört zu werden, verschmähte er im vollen Ernste den Ehestand und blieb, auf die goldene Cheshessel Hymens immer düster herablickend, unverheirathet bis an sein Ende. Um endlich aus den Sandgeleisen seiner problematischen Auflösungen nie unangenehm gerückt zu werden, und bei dem angestrengten Fortwandeln in denselben immer fro-

den Muth zu behalten, suchte er auf alle nur Art die Ausbrüche seines Zornes zu verhüten und überhaupt jede Gelegenheit auf das sorgfältigste zu vermeiden, wobei der Brennstoff seiner Leidenschaften hätte entzündet werden können.

Päter trug aber auch von dieser seiner strengen und äußerst rigorösen Lebensart die größten und schönsten Vortheile davon. Er hatte immer ein heiteres und fröhliches Gemüth, und war nie, so lang er lebte, krank. Am 7. Dezember 1724 versetzte ihn der Tod von diesem Erdenrunde, wo er den Weltfreuden so fremd gewesen war, in die Geselbe der bessern Welt. Die Grabchrift, die er sich selbst verfertigt hat, und die ihm auch seine Freunde setzten, lautete folgendermassen: „*Hic situs est Paulus Pater, qui nescivit in vita, quid sit cum morbo conflictari, ira moveri, cupiditate aduri.*“

Von den Schriftwerken, die Pater hinterlassen hat, sind mehrere vorhanden. Unter allen aber, die aus seiner Feder gestossen sind, verdient keines so viele Aufmerksamkeit, als dasjenige, in welchem er die Geschichte der Buchdruckerkunst vorgetragen hat. Dasselbe erschien im Jahr 1712 zu Leipzig und führt folgenden Titel: „*De Germaniae miraculo optimae maximo, Typis literarum earumque differentiis, Dissertatio qua simul artis Typographicae universam rationem explicat Paulus Pater P. P.*“ Pater hat durch diese interessante Dissertation, wenn man die gründliche Behandlung des vorgefaßten Gegenstandes erwägt, in der literarischen Welt ein Meisterstück aufgestellt. Er gibt in derselben alle damals bekannten Schriftarten im Lateinischen und Deutschen an. In dem ihr beigefügten Anhang sind in zweckmäßigen Aufsätzen typographische Formulare, sowohl von der griechischen, als allen orientalischen Sprachen enthalten. Den Beschluß macht das bekannte schöne Gedicht auf die edle Buchdruckerkunst, von Andreas Schirning.

Daniel Absolon Günther von Lilienfeld.

Käsmark war der Geburtsort dieses merkwürdigen Mannes, der sich auf der kurzen Laufbahn seines irdischen Daseyns, von dem Schimmer eines seltenen Glückes umstrahlt, in den mannigfachen Revidieren der Politik, einen großen Ruhm erworben hat.

Von sehr dürftigen Eltern gegen das Jahr 1648 geboren, hatte Günther schon als Knabe mit manchem Ungemach zu kämpfen; aber jetzt erbarmte sich seiner die Familie von Keczer, und auf deren Betrieb wurde er in die Schule geschickt. Die menschenfreundliche Verwendung der Wohlthäter beiohnte ein Effect von den löblichsten Folgen, denn der von ihnen begünstigte Schöling, gab unter den Zöglingen der Piarinnen, als ein talentvoller Jüngling, die schönsten Hoffnungen und Erwartungen von sich.

Günther studierte die Rechte. Nach Beendigung seiner Studien, erhielt er auf Rekommodation des Ambrosius v. Keczer, bey dem Grafen Stephan Thököly dem Jüngern, den Posten eines Sekretairs. Dem genannten Grafen, dessen Thaten aus der Geschichte bekannt sind, (und welcher nebst vielen andern Gütern, als einer der mächtigsten Dynasten in Ungarn, auch das Käsmarker Schloß besaß) konnte kein Mann erwünschter und sehnlicher kommen, als Günther. Er war ganz in die Mysterien seiner politischen Plane eingeweiht und einer seiner und seines Sohnes, vertrauesten Rathgeber — doch nur so lange, bis ihn der Geist seiner Vaterlandsliebe und der bessern Einsicht, auf hō-

here Pflichten und Verbindlichkeiten aufmerksam als diejenigen waren, die ihn bis dahin aus Dan an das Thököly'sche Haus banden, und die er als ein echter Patriot auf das heiligste zu beobachten schuldig war.

Der von dem Glanze seiner unermesslichen Reichthümer verblendete Stephan Thököly war mit in die sogenannte Wesselény'sche Verschwörung, die im Jahr 1670 zum größten Nachtheil des ungrischen Staatswohls ausbrach, verflochten. Um die Verschwornen, von welchen der Palatin Franz Wesselény das Haupt war, zur gerechten Strafe zu ziehen, und ihre staatsverbrecherischen Projecte zu vernichten, kamen teutsche Kriegsvölker, von dem Kaiser und Könige Leopold dem Großen geschickt, nach Ungarn. Der berühmte General Sporck war ihr Anführer. Bei der Kunde von seiner Annäherung rettete sich Thököly auf die steile Burg Arwa (die ihm auch als Eigenthum angehörte) und beschloß sich hier sammt dem Umbrosius Keczer, dem Oberpräfecten seiner Güter, wider die zu seiner Züchtigung herbeigeeilten Truppen zu vertheidigen. Doch der Berwegene war zu schwach, den gerechten Waffen des Kaisers einen Widerstand zu leisten. Er nahm sich aus Verzweiflung das Leben. Das nämliche that auch sein Mitverschworner Umbrosius. Sporck eroberte das Schloß, er zog in dasselbe ein und fand beide in den Betten in ihrem Blute schwimmen.

Als sich dies ereignet hatte, war Günther mit auf der Arwaburg. Thököly'n, der das traurige Resultat von seiner strafbaren Unternehmung voraus zu sehen hatte, lag nichts so sehr am Herzen, als seinen 14 jährigen Sohn Emerich zu retten, der sich jetzt in dem Sperieser Collegium befand, wo er studierte. Das mit der größten Gefahr verbundene Geschäft der Rettung, trug er dem vorsichtigen und klugen Günther auf. Dieser, um dasselbe zu vollenden wagte es nun unter dem größten Lärm der Belagerung sich aus dem Schlosse noch mit einem andern tapfern Kriegsmanne, Namens Stephan Boezko, zu entfernen. Beide

erreichten glücklich das Ziel ihres Vorhabens, begünstigt von der List einer Verleumdung. Günsther traf in Speries ein; hier nahm er den jungen Grafen Emerich in seinen Schutz und zog mit ihm nach Siebenbürgen, wo er an dem Hofe des dortigen Fürsten Apassy, der ihm von mütterlicher Seite anverwandt war, eine günstige Aufnahme gefunden hat.

Die Güter Thököly's fielen wie billig nach dem Landesgesetze, dem königl. Fiskus zu. Die Härte der Strafe debnte sich auch, nach dem Sinne desselben Gesetzes, auf den Erben Stephans aus. Dieß war nun der Beweggrund, warum Emerich Thököly dann auf eine rebellirende Art sich die Eigenthumsrechte auf die väterlichen Besitzungen verschaffen wollte; und daß er sich zum Hauptanführer derjenigen Mißvergnügten aufwarf, die noch zu dem Clubb von der obervähnten Verschwörung gehörten. Thököly arbeitete mit der größten Thätigkeit an der Durchsehung seines Nachplanes, und um sich die die nöthige Gewalt gegen die künftigen Vorkehrungen der rechtmäßigen Regierung zu verschaffen, suchte er hie und da bei den auswärtigen Höfen, Rath und Hilfe. Er wendete sich unter andern vorzüglich an die Franzosen und die ottomanische Pforte. Von Frankreich aus erhielt Emerich nur unter der Hand, auf sehr geheimen Wegen, durch Vermittelung des Marquis von Bethüne, Geld und Munition. Der Sultan der Demanen aber ließ ihm unter der mächtigen Ueide seiner Waffen, seinen ganzen Schutz angeheihen. Von den Versprechungen Thököly's betäubt, kam dieser mit einem gewaltigen Kriegsheere zu Hilfe, von welchem, doch vergeblich und fruchtlos im Jahr 1683 Wien sogar belagert wurde. Daß aus diesen Empörungen für Ungarn das größte Unheil entstehen mußte, läßt sich auf den ersten Anblick errathen. Allein Thököly wurde bald auf den Wegen seines Aufbruchs gehemmt und mit seinen Anhängern von den kais. Truppen mehrmal geschlagen, zu Grunde gerichtet, vorzüglich

nach der harten Niederlage, die er in den Feldern unweit Preßburg erlitt.

Von allen diesen kriegerischen Bewegungen war G ü n t h e r zum Theil eine stark mitwirkende Triebfeder. Als Mann von einer hinreißenden Beredsamkeit, war er an den angeführten Höfen sein Gesandter und Unterhändler. In den Jahren 1676 und 1677 befand er sich in Paris an dem glänzenden Hofe Ludwig XIV. und 1680 perorirte er zu Gunsten des Grafen, vor dem Sultan M o h a m e d IV. zu Constantinopel.

Bellona's hohe Gunst leitete die Paniere der kaiserlichen Heerschaaren. Thököly's Anhang schmolz mit jedem Tage zusammen, seine Kriegsmacht wurde mit jedem Tagen ohnmächtiger. G ü n t h e r fühlte dieß und im Geiste sah er das traurige Ende voraus, das den mißvergnügten — und auf dem Preßburger Landtage 1687 in die Ucht erklärten — Thököly sicher treffen werde. Bei dieser Erwägung erwachte plötzlich in ihm der Vorfaß, zu verlassen die Partei der Übelgesinnten und sich anzuschließen an die Legionen der patriotischen Krieger, die der Bekämpfung der Rebellen und der Beschirmung des rechtmäßigen Regentenhauses gerne ihr Blut zum Opfer hingaben. Nur fehlte es ihm an einer schicklichen Gelegenheit dieses zu thun. Diese wurde für ihn von dem Genius seiner Schicksale, auf der Bergfestung M u n k a e s aufbewahrt.

Munkaes gehörte auch zu den Besigungen Thököly's, eigentlich war aber das Schloß ein Eigenthum seiner Gemahlin, der tapfern Helene Irini. Helene war eine Frau von seltenem Muthe und einem heldenmüthigen Geiste. Ihr übergab daher Thököly den Posten, die Burg gegen die kaiserlichen Truppen zu vertheidigen. Wirklich behauptete sie sich in der ihr angewiesenen Sphäre durch zwei volle Jahre (von 1687 bis 1688) als Helbin auf eine ruhmwürdige Art, indem sie die ganze Zeit hindurch mehrere Stürme der Belagerer mit dem Säbel in der Hand, an der Spitze ihrer Soldaten, ta-

pfer abgeschlagen hat. Endlich mußte sie sich an den kais. General Karaffa ergeben.

Mit der unerschrockenen Gemahlin Thököly's, besand sich auf der Nunfasser Burg auch Sünther. Die Übergabe des festen Plazes, der noch lange hätte bestürmt werden müssen, war ein Werk seines Betriebes denn ungerecht wollte der bessergesinnte Patriot nimmermehr länger gegen sein Vaterland handeln. Er setzte daher auch die Punkte der Kapitulation auf, durch welche die Festung in die Gewalt der Kaiserlichen gerieth. Wie erwünscht für Sünthern war dieß Ereigniß! Er kam mit dem General Karaffa zusammen und diesem entdeckte er die edlen und patriotischen Gesinnungen seines Herzens, zurückzukehren durch seine Vermittelung zu der Pflicht eines treuen Unterthans. Auch Karaffa war hoch erfreut über Sünther's Entschluß, denn mehrere Winke hatte er ihm Zeither auch schon unter den glänzendsten Versprechungen gegeben, aus dem Dienste des Rebellen zu treten, indem er der Mann gewesen war, dessen Eigenschaften auch dem Feinde Achtung einflößten und mit ihm daher zur Schwächung der Thököly'schen Partei unendlich viel zu gewinnen war. Und in der That Sünther's Übertritt zur Partei des Kaisers wirkte auf die Soldner Thököly's, wie ein electrischer Zauberschlag. Jedermann, der in sein Interesse verwickelt war, besann sich eines andern und Thököly rollte in die Abgründe seines verdienten Schicksals, von Gram und Schaam begleitet, immer tiefer hinab.

Sünther, den die Göttin des Völkerheils zum Werkzeug erkohren hat, wodurch die Fluthen der politischen Sührungen von Thököly erregt, sich auf einmal legten, wurde von Karaffa jetzt mit merkwürdigen Briefen nach Wien epedirt. Einen hatte er auch an den Kaiser Leopold mit. Sünther übergab denselben in eigener Person dem glorreichen Monarchen und er wurde von ihm auf das huldvollste und gnädigste angenommen. Groß war die Freude an dem kaiserlichen Hofe und überhaupt in ganz Wien, über die Gewin-

nung des einsichtsvollsten Günther's, zu dessen Empfehlung Karaffa nicht wenig beigetragen hat. Er erhielt daher sogleich von dem Kaiser, zum Beweise seiner Gnade und der Verzeihung seiner bisherigen Thaten, die er in Thököly's Diensten vollzog, den Posten eines Kriegs-Commissairs. So lange Günther auf demselben wirkte, verrieth er überall die tiefsten Staats- und Kriegseinsichten. Die Wirkung von den Plänen, die er entwarf, war daher auch immer für das Wohl der gesammten Monarchen von Segen und Gedeihen begleitet. Jedermann erkannte an demselben den biedern Patrioten und weisen Staatsmann. Und als diesen schätzte ihn auch aufrichtig der Cardinal Kolonitsch, ungeachtet Günther der protestantischen Kirche zugehörig war. — Viel des Guten und Erspriesslichen hatte Günther innerhalb der Zirkel seines jetzigen Berufes noch gestiftet: allein der Tod raffte ihn noch vor dem Ausgange des 17. Jahrhunderts, in der schönsten Blüthe seines männlichen Alters, aus der Mitte der Lebenden weg. Sein frühes Hinscheiden erregte in Wien und überall, wo es im Lande redliche Patrioten gab, ein allgemeines Bedauern.

Martin Cziriaky.

Cziriaky erblickte gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu Leutschau das Licht der Welt. Dem Stande der Geistlichen sich mit aller Vorliebe widmend legte er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung in der wohlbestellten Schule seiner Vaterstadt. Zum hoffnungsvollsten Jünglinge herangereift, beendigte er hier die humaniora und wünschte dann zur Fortsetzung seiner theologischen Studien eine Universität zu beziehen. Gerade jetzt drang auch bis in die Gegend der Karpatischen Alpen die Kunde von den Thaten und Schriften Luther's. Nichts wünschte Cziriaky so sehr, als jenen von so vielen und so mannigfaltig beurtheilten Mann persönlich zu kennen und zu hören. Er machte sich deshalb im Jahr 1522 nach Wittenberg auf und hier ward ihm das von seiner Seele so sehr ersehnte Glück zu Theil sich den Schüler Luthers zu nennen. Wie hoch entzückt und froh war Cziriaky! Mit Begeisterung und einem unbeschreiblichen Eifer, prägte er die Grundsätze seines Lehrers seinem Herzen ein und suchte nach ihrem Winke vorzüglich mit seinen theologischen Überzeugungen in's Reine zu kommen. Wie Petrus Monodulatus Laschkovius (sonst auch noch Tschokas genannt) in seinem Verzeichnisse der Ungern, die von 1522 bis 1585 in Wittenberg studirt haben berichtet, war Cziriaky aus der Mitte der Ungern der erste der den Vorlesungen und Vorträgen Dr. Martin Luthers, persönlich beigewohnt hat.

Cziriaky erreichte das Ziel seiner academischen Laufbahn und jetzt kehrte er in sein Vaterland zurück.

Dort angelangt wurde er sogleich von den Leutschauern zu ihrem Seelsorger berufen. Mit vielem Segen und Nutzen verwaltete Cziriaky sein geistliches Amt und er war der erste, der in der Würde eines evangelischen Predigers, der Leutschauer Gemeinde, das reine Wort Gottes vorgetragen hat.

In welchem Grade die Kanzelvorträge Cziriaky's für alle seine Zuhörer neu gewesen waren, in eben dem Grade waren sie für sie auch anziehend und höchst interessant. Sie hörten ihn mit aller Andacht und Aufmerksamkeit an und pflichteten ganz seinen Lehrsätzen bei. In der Zahl seiner Zuhörer befanden sich auch mehrere Professoren und Geistliche und sie alle von der Wahrheit überzeugt, nahmen mit Freuden die angehörte neue Lehre auf. Unter Cziriaky's wärmsten Freunden und Anhängern, zeichnete sich vorzüglich einer, Namens Bartholomäus Bogner aus. Mit diesem frommen und entschlossenen Manne vereinigt, war Cziriaky eifrig bemüht in der Zips die Grundsätze der Reformation auszubreiten. Beide haben ihr edles Ziel, glücklich und ohne Schwierigkeit erreicht.

Unter die vorzüglichern Verdienste, die Cziriaky sich um die Gründung und Emporbringung der evangelischen Kirche im Zipserlande, erworben hat, gehört auch noch sein großer und rastloser Eifer, den er bei der Abfassung des Glaubensbekenntnisses der fünf königl. Freystädte in Ober-Ungarn an den Tag gelegt hat. Es war im Jahr 1548 als von dem Kaiser und Könige Ferdinand I. ein Befehl an die fünf freien Städte: Kaschau, Speries, Bartfeld, Zeben und Leutschau erging, daß sie einen authentischen Bericht über die von ihnen angenommene neue Lehre geben und sich über die jetzige Verfassung und Einrichtung ihrer Kirchen, gründlich rechtfertigen sollten. Alsogleich traten die Prediger und Professoren nebst mehreren der einsichtsvollsten Gemeindeglieder der erwähnten Städte in Kaschau zusammen und hier setzten sie ihr gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß auf. Ob dieß dem

größten Theile nach gleich der damalige berühmte Bartfelder Professor Leonhard Stöckel verfaßt hat, so hatte bei der Ausarbeitung desselben doch Cziriaky, als ein Theologe der im höchsten Ansehen stand, den meisten Einfluß. Im Jahr 1549 wurde es dem Kaiser Ferdinand und später darauf dem Graner Erzbischofe Anton Verantius eingereicht. Unter den Deputirten an den kais. Hof in Wien, befand sich auch Cziriaky. Das Glaubensbekenntniß führte den Titel: „Confessio Christianae doctrinae quinque liberarum Civitatum in Hungaria superiori“ und faßte XX. Artikel in sich. Gleich in den Jahren seiner Erscheinung wurde es in Kaschau in allen vier Landesprachen abgedruckt und auf dem Wege des Buchhandels allgemein verbreitet. Doch ist es jetzt sehr rar und sehr selten zu finden.

Den Ruhm und die Größe, die Cziriaky als evang. Religionslehrer erreicht hat, haben ihm viele seiner Zeitgenossen schon beneidet. Daher kam es, daß einige gar sein Daseyn geläugnet und behauptet hatten, es hätte nie einen Mann unter dem Namen Cziriaky gegeben. Doch dieß war nur die Sprache der Feinde und der Verfolger des gelehrten Theologen. Fried. Börner, Doctor und Professor der Medizin zu Wittenberg, berichtet, Cziriaky, hätte sich gewöhnlich folgendermassen unterschrieben: „Martin Cziriakus Lötsei.“ Auch diese Unterschrift hat zu verschiedenen irrigen Meinungen von Cziriaky Anlaß, vorzüglich in Bezug auf seinen Namen gegeben. Einige, doch ohne allen Grund, sagten, er hätte nicht Cziriaky, sondern Lötsei oder wie andere schrieben, gar Jötsei, geheissen.

Johann Filiczky von Filefalva.

Filiczky wurde zu Farksdorf um das Jahr 1580 von adeligen, aber sehr armen Eltern geboren. Der großen Dürftigkeit wegen, mit der seine Eltern kämpften, war es ihnen auch nicht möglich, ihren talent- und hoffnungsvollen Sohn, so wie sie es wünschten auf der Bahn seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu unterstützen. Doch fanden sich Männer von edlen und wohlthätigen Herzen die des lernbegierigen Knaben sich annahmen. Der Graf Sebastian Thököly, hat an ihm das Meiste gethan. — Nach dem Filiczky seinen Studien-Curs in den vaterländischen Schulen vollendet hatte, begab er sich in das Ausland. Um hier auch leichter fortkommen zu können, ward er auf Vermittelung seiner Söhner und Freunde, den beiden jungen Baronen von Hobbiegova, als Hofmeister vorgesetzt und mit diesen ging er im Jahr 1605 nach Prag. Von hier verfuhrte er sich später nach Marburg, dann nach Heidelberg, Basel und Ultdorf.

Seinen größten Fleiß verwendete Filiczky auf das Studium der Poesie. Von der Natur mit den herrlichsten Anlagen zur Dichtkunst ausgeschmückt, brachte er es auch vermittelst seines Selbststudiums so weit, daß er zu dem Rufe eines der ersten und vorzüglichsten Dichter gelangte. Die Erstlinge seiner poetischen Muse gab er noch als Prager Student heraus und er zog damit die ganze Aufmerksamkeit des damaligen gebildeten Pöpublikums auf sich. Filiczky dichtete in lateinischer Sprache. Einen vorzüglich großen Werth haben seine Epigramme und Elegien. Wie berühmt

Filiczky vorzüglich im Auslande als Dichter war, bezeugen die schönen Urtheile; die über ihn und seine ästhetischen Produkte, mehrere der gelehrtesten Männer gefällt hatten. Der Marburger Professor Rudolph Soclenius, sagte in der Vorrede die er zu einem der poetischen Werke Filiczky's geschrieben hat, unter andern:

„Quaeris Joannis, carmen sit quale Filiczky?
Et nitidum verbis et grave rebus habes.“

Und der berühmte Joh. Peter Lotichius, zu seiner Zeit, Deutschlands Doid genannt, schrieb (in seiner Biblioth. Poet. P. IV. p. 142.) von Filiczky zu seinem Lobe folgendes:

„Commendas patriam non vana laude, tuosque
Impariter scriptis; o Filefalva modis.

Legimus ingenuae vates monumenta juventae

Quanta senex olim carmina, quaeso dabis?“

Mehrere von Filiczky geschriebene Gelegenheitsgedichte, die er den Grafen Sebastian und Stephan Thököly und andern großen Herren in Ungarn dediziert hat, führt Joh. Philipp Pareus (in seinen Deliciis poet. Hungar.) mit sehr rühmlichen Noten und Bemerkungen an.

Nach einem achtjährigen Aufenthalte im teutschen Reiche, kehrte Filiczky nach Ungarn zurück. Wie Bob berichtet, nahm er auf den Antrag des Fürsten Gabriel von Bethlen, die Stelle eines Rectors und Professors in Sáros, Patak an. Viel des Guten und Nützlichen hat Filiczky auf seinem Posten gewirkt: allein nicht zu lange; der Tod raffte ihn in der Blüthe seiner männlichen Jahre dahin und das Vaterland hatte den gerechtesten Grund an ihm, den Verlust eines seiner gelehrtesten Männer zu beklagen.

Stephan Pilarik.

Pilarik erblickte das Licht der Welt zu Matthäusz im Jahr 1644, wo sein Vater Esaias das Amt eines Predigers bekleidete. Groß war die Noth und die Armuth in welcher seine Eltern lebten und sie waren daher nicht im Stande, ihren Sohn gehörig zu erziehen und ihm vorzüglich die Unterstützung zu leisten, die seine gelehrte Ausbildung erforderte. Doch die gütige Vorsehung nahm den gutgesinnten Jüngling in ihren Schutz. Pilarik lag den Wissenschaften recht fleißig ob und kehrte (1664) als ein sehr gelehrter Mann, aus Deutschlands Musentempeln in sein Vaterland zurück.

Bald nach seiner Rückkehr, erhielt er die Stelle eines böhmischen Predigers in Tyrnau. Allein nicht vergönnt war es ihm allhier im Frieden das Evangelium dem Volke zu verkündigen. Er war sehr vielen Neckereien und Verfolgungen, insbesondere von Seiten der Jesuiten ausgesetzt. Gerade jetzt gingen die heftigsten Stürme der Verfolgungen über die ungrischen Protestanten an, in welchen Tausende, ihres Glaubensbekenntnisses wegen, um ihr Gut und Blut gekommen sind. Auch Pilarik mußte die harten Schläge dieser Unfälle erdulden und dreimahl sich's gefallen lassen, mit Weib und Kindern in's Exilium zu wandern. Einer seiner größten Feinde und Verfolger aus der Zahl der Jesuiten war, Peter Gajary. Im Jahr 1671 nahm eben dieser mit dem Bischöfe Pongraez den Evangelischen in Tyrnau ihre Kirche weg und Pilarik wurde brotlos. Wie er, so mußte auch der Prediger der dortigen teutschen Gemeinde, M. Phil. Jakob Winkler auswandern. Winkl.

ler nahm seine Zuflucht in das teutsche Reich, Pilarik aber begab sich nach Modern. Hier stand er anfangs als Gehülfe seinen Amtsbrüdern zur Seite, dann aber wurde er als ordentlicher böhmischer Prediger eingesetzt. Aber auch diesen Posten durfte er von der Furie seiner Schicksale verfolgt, nicht lange, kaum drey Jahre lang bekleiden. Das sogenannte Delegatum Indicum *) versammelte sich zum drittenmahl am 5. März 1674 in Preßburg, vor welches, durch den königl. Fiskus Nicolaus Majlath, alle Prediger und Schullehrer der evangelischen und reformirten Kirche, gerichtlich citirt wurden. Den Vorsitz in dieser Gerichtsversammlung führte der Graner Erzbischof Georg Szeleptschény v. Pohranz. Die schaudervollsten Verdammungsurtheile wurden von diesem Tribunal, ganz im Sinne Torquemada's, über die unschuldigen Verklündiger des göttlichen Wortes ausgesprochen. Fast alle wurden in's Exil gejagt und die meisten sahen nie ihr theures Vaterland wieder. Unter den Vorgesforderten war auch unser Pilarik. Wie seinen Mitbrüdern, so wurde auch ihm anbefohlen, augenblicklich Ungarn zu verlassen. Doch der arme Verurtheilte konnte wegen häuslicher Unfälle nicht sogleich sich auf den Weg machen, denn drei seiner Kinder lagen ihm gerade jetzt an den Blattern krank darnieder. Er wendete sich mit Thränen in den Augen an

*) Dieß samßte Delegatum Indicum, das der protestantischen Kirche in Ungarn eine furchtbare Wunde geschlagen hat, fand dreymahl statt. Das erstemahl 1672 im Monathe Mai, das anderemahl 1673 im Monathe September und das drittemahl 1674. Das erstemahl wurden nach Tyrnau bloß die Preßburger Prediger, das zweitemahl aber drei Superintendenten sammt ihren Seniores und einige Prediger aus der Thuroczer, Siptoer und Zoster Gespanschaft, gerichtlicher Weise, auf Befehl des Erzbischofs einberufen. In der kleinen von dem Prediger Georg Lani verfaßten Schrift, die den Titel führt: „Funda Davidis contra Goliath“ werden namentlich alle angegeben, die in jener furchtbaren Gerichtsversammlung, als Richter saßen.

den Erzbischof und bath ihn demuthsvoll, er möchte sich seiner erbarmen und in Gnaden erlauben, daß er noch ein Paar Wochen länger in seiner Pfarre verweilen dürfte, um die Genesung seiner kranken Kinder abzuwarten. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Merkwürdig, aber gewissermassen unerklärbar ist es, als Pilarik sich aus dem Saal entfernt hat, soll ihn Ezelept schóny bis zur Treppe begleitet und dort ihm zugerufen haben: „Dilecte fili, ora pro me, et ego orabo pro te.“

Die Kinder Pilarik's wurden gesund und er begab sich sammt ihnen und seiner Gemahlin auf die Reise. Ihn begleitete der ebenfalls vertriebene Moldreiner teutsche Prediger Christoph Schebius. Beide wählten sich zu ihrem Zufluchtsorte, die Stadt Breslau, die von jeher den ungrischen Exulanten immer eine freundliche und brüderliche Aufnahme gewährt hat. Auf ihrer jammervollen Reise mußten die armen Vertriebenen, manches Unangenehme und Widrige erfahren, bloß darum, weil sie evangelische Prediger waren. So wurden sie in Skalitz und Prekau angehalten und in den Kerker geworfen, wo sie von dem boshaften Muthwillen ihrer Verfolger, mehrere Tage hindurch auf das unmenschlichste behandelt wurden.

In Breslau angelangt fand Pilarik dort an der frommen Wittive Namens Martha Schaff, eine sehr wohlthätige Frau, die ihn nicht nur sehr liebevoll aufgenommen, sondern ihm auch sammt seiner Hausfamilie, in ihrem Garten ein Quartier gegeben hat. Hier wurde seine Gemahlin von einem Sohne glücklich entbunden. Bald machte Pilarik mit einem altem Freunde seines Oheims, dem wackern Dr. Koluthus Bekanntschaft und dieser verhalf ihm zu der Predigerstelle in Strehle. Später wurde er als Prediger nach Jordansmühle versetzt, wo er acht Jahre lang verweilte. Aber weder hier noch dort vermochte er an das erwünschte Ziel seiner Ruhe zu gelangen. Der Verleumder giftige Lasterzunge hatte ihm auch hier die Lage seines Lebens sehr verbittert.

Indeffen traten in seinem ungrifchen Vaterlande für seine Glaubensbrüder, günstigere Verhältniffe ein und er kehrte im Jahr 1683 zurück nach Modern, wo er die Stelle eines teutschen Predigers erhalten hat. Doch auch jetzt wollte des Glückes Genius ihm noch seinen völligen Schutz nicht angedeihen lassen. Vielleicht aber möchte Pilarik selbst durch sein allzuorthodoxes und allzustrenghes Verfahren, in der Behauptung seines Predigerpostens, zu der Härte des Ungemachs beigetragen haben, das ihn jetzt hart zu Boden drückte. Seine meisten religiösen Vorträge, waren sehr scharfe Strafpredigten und diese mißfielen seinen Zuhörern. Sie ergriminten wider ihn und weigerten sich den öffentlichen Versammlungen in der Kirche beizuwohnen. Selbst sein College, Engler genannt, hielt es mit seinen Gegnern und zog wider ihn zu Felde. Als endlich nach manchen gegenseitigen bitteren Erklärungen, seine Pfarrkinder es erführen hatten, daß Pilarik in das Stammbuch zweier Candidaten der Theologie, die Worte: „Stephanus Pilarik a Pseudo Lutheranis persecutionem sustinens,“ eingeschrieben hat, so kam es zwischen ihm und seiner Gemeinde, zum völligen Bruch. Man fertigte an ihn, aus voller Conventversammlung den Stadtnotär nebst vier andern Gemeindegliedern, mit dem Bedeuten ab, er möchte innerhalb zwei Wochen die Pfarre räumen und sich aus ihrer Mitte entfernen. Pilarik der Unglückliche, konnte der Macht des Sturmes, der jetzt wider ihn sich erhob, nicht widerstehen; er zog (1685) von Modern ab und versügte sich nach Tyrnau. Hier aber hätte ihn das größte Unglück treffen, hier hätte er sein Leben verlieren können. Gleich nach seiner Ankunft in Tyrnau, brach dort ein schrecklich großes Feuer aus und er wäre sicher ein Opfer der Flammen geworden, wenn er mit Asbod, dem damaligen Hofprediger Thölkely's, nicht zu seiner Rettung den gefährlichen Sprung von der Stadtmauer herab gewagt haben würde. Später kam er als Prediger nach Pöfing. Allein nach drei Jahren verlor er auch diese Station wieder und er zog nach Neusalza

hin, wo er bei seinem Oheim, Stephan Pilarik, eine Zeitlang das Amt eines Kaplans bekleidet hat. Endlich erhielt er die Predigerstelle in Röhrsdorf, allwo er auch im Jahr 1710 mit Tode abgegangen ist.

Pilarik war ein sehr frommer und gerechter Mann. Auch als Schriftsteller hatte er auf eine sehr vortheilhafte Art sich ausgezeichnet; dieß beurlunden seine vielen, gründlich geschriebenen theologischen und philosophischen Werke. In einem seiner Schriftwerke, in dem Catechetischen Lehrgrunde, kommt auf der 47sten Seite eine Abbildung, von jenen Heuschrecken vor, die im Jahr 1685 Ungarn so fürchterlich verheert hatten. Pilarik gibt von dieser schrecklichen Landplage, einen sehr umständlichen Bericht.

Johan Georg Graff

ward zu Leutschau im Jahr 1630 geboren. Seine Eltern waren sehr arm und sie konnten ihn daher bei seinem Bestreben, sich zu einem gelehrten Mann auszubilden, mit nichts unterstützen. Doch durch eigenen Fleiß und Eifer und durch eine musterhafte Ausführung gelang es ihm, das Ziel seiner Wünsche vollkommen zu erreichen. Edle Menschen wußten des wadern Jünglings treffliche Geistes Eigenschaften zu schätzen und sie überhäufeten ihn deshalb mit ihren Wohlthaten. So von keinen Nahrungsforgen gedrückt, beendigte er die Humaniora in Leutschau. Von hier, um seine Studien fortzusetzen, ging er nach Ddenburg. Graff war von seinen Leutschauer Freunden und Wohlthätern mit den schönsten Anempfehlungen versehen, und er fand auch hier die lieblichste Aufnahme und Unterstützung. Nachdem er in Ddenburg auf das rühmlichste seinen Studien-Curs vollendet hatte, begab er sich in das Ausland, wo er zuerst in Wittenberg und dann in Straßburg studierte. Alle Unkosten, die Graff's mehrjähriges Verweilen auf den ausländischen Universitäten erforderte, hat der Ddenburger Stadtmagistrat, auf eine großmüthige Art, die den Unterstützten ehrte, bestritten.

Als ein trefflich gebildeter Mann, kehrte Graff im Jahr 1655 aus dem teutschen Reich in sein Vaterland zurück. Die Pöfinger beehrten ihn zuerst mit dem Berufe zum Rector ihrer Schule, den er auch angenommen hat. Nach drei Jahren kam er als Prediger nach Deutschproben. Allein hier mußte er vieles Ungemach erleiden; er wurde auf seinem Posten, von den Feinden der evangelischen Lehre so lange beunruhigt und

verfolgt, bis er in das Exil ziehen mußte. Vier volle Jahre lang aß er das Thränenbrot in der Verbannung finstern Gemache, von seinem Vaterlande und seinen Freunden getrennt. Endlich trugen ihm die Modreiner das Rectorat ihrer Schule an; voll der süßesten Hoffnungen und Freuden kehrte Graff (1663) zurück und begann mit großem Beifalle die zahlreich versammelte Jugend zu unterrichten. Aber urplötzlich wurde er in seinem Eifer unterbrochen. Die raubbegierigen Tataren überfielen die Stadt und Graff wurde von ihnen gefangen genommen. Mit diesem harten Schlage nahmen die furchtbaren Leiden ihren Anfang, von denen der Unglückliche die Schauermerkmale mit in das Grab genommen hat. In dem schmutzigsten Kerker wurde er von seinen Peinigern, sechs Wochen lang, auf das unmenschlichste behandelt. Sie schleppten ihn auf allen ihren Raubzügen herum und verhandelten ihn dann, um seiner los zu werden, zu Novigrad an einen Türken. Dieser verkaufte ihn bald wieder einem Janitscharen-Aga in Gran. Hier wurde Graff der arme als Selav auf das schrecklichste gemartert. Man schlug ihn täglich nach Willkühr, und zwar so heftig, daß sein Körper nur einer einzigen Wunde glich. Endlich warf man ihn in den Kerker, wo er in schwere Ketten geschlagen, unbeschreibliche Qualen erlitten hatte.

Mit Wehmuth und Bangigkeit dachten die Freunde des Gefangenen, an ihren unglücklichen Freund zurück. Sie konnten trotz ihres eifigen Nachforschens lange nichts von ihm erfahren. Endlich erhielten sie von seinem Janitschensfale Kunde und hörten, daß er in Gran gefangen sitze. Sogleich machten die Edlen sich mit einer Summe Geld nach Gran auf, wendeten sich dort an den Aga und kauften den armen Gefangenen von ihm, um einen Preis von 600 Gulden los. Einer der thätigsten Freunde Graff's, der um ihn zu retten sich oft persönlich der größten Lebensgefahr ausgesetzt hat, war der Dödenburger Prediger M. Mathias Lang.

In Freiheit gesetzt, kehrte Graff von seinen Freun-

den in Jubel begleitet, nach Modern zurück, wo er als Prediger angestellt wurde. Im Jahr 1666 erhielt er den Ruf nach Kremniz. Mit unendlich großer Liebe und Achtung ward hier Graff von seinen neuen Pfarrkindern aufgenommen und er verlebte in ihrer Mitte recht glückliche Tage bis er auch von ihnen durch des Schicksals Riesenmacht wieder auf eine gewaltsame Weise, losgerissen wurde. Dieß geschah im Jahr 1674. Graff wurde wieder und dieß jetzt zum zweitenmal mit Weib und Kind vertrieben. Nach dem Inhalte des Befehls, der seine Verbannung enthielt, ward ihm anbefohlen innerhalb drei Stunden die Stadt zu verlassen. Doch verwendeten die erschrockenen Kremnitzer für ihren wackern Lehrer sich mit demuthvoller Bitte um Verlängerung des so kurzen Termins. Sie fanden Gehör und die angelegten drei Stunden, wurden auf drei Tage ausgedehnt. Tausend und Tausend Zähren fließen in der bangen Trennungsstunde, als der edle Mann von seinen theuern Beichtkindern Abschied nahm und diese es sahen, wie er, ihr geliebter, unvergesslicher Lehrer, mit einer kränklichen Gattin: die kaum das Wochenbett verlassen hatte und einem Säuglinge von kaum sechs Wochen, sich in der strengsten Kälte (es war am 29. Jänner); auf den Weg, den der Trübsal Dornen umgaben, machen mußte. Graff der Betrübte, aller Noth und allem Spotte Preis gegeben, ohne Amt und ohne Brot, suchte mit gebrochenem Herzen, von den Seinigen umringt, eine Zufluchtsstätte und auch jetzt war er von den Angriffen boshafter Menschen, noch nicht sicher. Kaum einige Meilen von Kremniz entfernt, fiel er in die Gewalt von ungefähr 31 Soldaten, diese schleppten ihn auf das Schloß Lietawa und beraubten ihn aller seiner Habseligkeiten, die er mit sich führte. Nun von allem Gelde entblößt und fast halb nackend, setzte Graff seine Reise weiter fort, bis er unter tausend Mühseligkeiten Görlich erreicht hat. Hier verweilte er durch zwei Jahre. Nach dieser Zeit erhielt er die Predigerstelle in Lissa, wo er auch im Jahr 1680 gestorben ist.

So lange Graff gelebt hat, trug er die Narben von den erlittenen Schlägen und die blauen Maale an seinem Leibe, die ihm die Schwere der Ketten aufgedrückt hat. Sein letzter Wunsch auf seinem Sterbebette war, man möchte ihm die Ketten, jene stummen Zeugen seiner erlittenen Kerkerleiden, mit in das Grab geben, den die hinterbliebenen Seinigen ihm auch treulich erfüllt haben.

In der literarischen Welt, hat Graff sich auch manches schöne Denkmal erworben. Er war ein sehr glücklicher Dichter, dessen Poesieen im Publikum mit großem Beifalle aufgenommen wurden.

Stephan Thököly.

Der Baron Stephan Thököly mit dem Beinamen der Ältere, erblickte zu Kásmark auf dem dortigen Schlosse, im Jahr 1582 das Licht der Welt. Sein Vater war Sebastian *) und seine Mutter Susanna Doczy.

*) Der Gründer von der Größe des einst so berühmten Thököly'schen Hauses, das gleich einem feurigen Meteor, über ein Seculum, an dem Horizonte ungrischer Magnaten-Macht und Herrlichkeit glänzte, wie von mehreren glaubwürdigen Scribenten erzählt wird, war eben dieser Sebastian Thököly. Er war aus Temeschwar gebürtig und anfangs ein Pferdehändler. Da er aber außerordentlich reich war, so kaufte er sich (im Jahr 1556) den ungrischen Adel und diese Ehrenstufe, war die erste, von der er sich in Kürze, mit unglaublicher Schnelligkeit, bis zu der Höhe des größten Herrenansehens im Lande und der wichtigsten Staatsämter, emporgeschwungen hat. Im Jahr 1582 erhielt er zur Belohnung seiner Verdienste um den König und das Vaterland, das Baronat. Durch seine Verheirathung (im Jahr 1570) mit der Susanna Doczy, kam er, nach Bes und Thurocz, in Verbindung und Freundschaft, mit den angesehensten Familien Ungarns. So war er mit den damaligen großen Häusern der Nadassdy, Batthyany, Nyari, Illyeshazy, Thurzo u. a. m. sehr nahe verwandt. Aber nebst dieser Potenz des Zufalls und des Glückes, waren ihm bei dem schnellen Aufzug zu dem Standpunct seiner politischen Größe auch die erhabenen Eigenschaften seines Geistes stark behülflich. Erwägt man die Proben, die Sebastian, sehr oft in den Wirbeln der gefährlichsten Umstände, von seiner Staatsklugheit, Weisheit und Kriegstapferkeit abgelegt hat, so muß man ihm den Ruhm eines wahren Genies beilegen. Sein Löwenmuth

Stephan, als der zweitgeborne Sohn, wuchs zur Freude seiner Aeltern empor und schon in seinem Knabenalter zeigten sich die schönen Keime von den erhabenen

scheute nichts und bei der Durchsetzung seiner Pläne, war ihm kein Hinderniß zu groß und zu fürchtbar. Bei mehreren öffentlichen Friedensverhandlungen bekleidete er die Würde eines Vermittlers und auf den Reichstagen die eines Abgeordneten. Überall bewährte Sebastian trefflich seine Geschicklichkeit und Brauchbarkeit. Auch auf dem Felde der Ehre behauptete er gegen die Feinde des Vaterlandes immer tapfer seinen Posten. Der Kaiser Rudolph II. war ihm daher mit seiner ganzen Gnade gewogen. Von seinen drei Söhnen, Nicolaus, Stephan und Andreas, folgte ihm in dem Besitze seiner Güter nach dem Tode der beiden andern, der mittlere, Stephan. Dieser, als ein würdiger Sohn trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters und trug gleich ihm, würdig die von ihm ererbte Krone der Ehren. Er war bis an sein Lebensende ein biederer Patriot und ein treuer Unterthan des Königs. Ihm in dem Besitze seiner Güter nach seinem Tode folgten seine beiden Söhne, Sigmund, aus der ersten und Stephan mit dem Beinamen der Jüngere, aus der zweiten Ehe. Sigmund erhielt das Schloß Schavnik und Stephan die übrigen Schlösser, sammt allen den Besitzungen, die das Erbtheil seiner Mutter waren. Nicht aber wußte Stephan sich in der Würde seines Ansehens und seiner Ehre, als würdiger Sohn, gleich seinem Vater zu behaupten. Er war entartet. Ungeachtet er anfangs die schönsten Hoffnungen eines wackeren Staatsbürgers von sich gegeben hat, indem er zur Belohnung seiner patriotischen Verdienste sowohl mit der Würde eines Grafen als eines Erbobergespans von Arva ausgeschmückt wurde, so blieb er der treue Staatsdiener und Patriot doch nicht bis an seinen Tod. Er nahm an der unheilvollen Weßelényischen Verschwörung die im Jahr 1670 ausgebrochen ist, Antheil und hierdurch brachte er sich ganz um den hohen Ruf, der ihn früher in der Mitte aller reblich gesinnten Patrioten schmückte. Um von den kaiserl. General Spork, der ihn als einen Rebellen auf dem Arvaber Schlosse belagert hat, nicht gefangen zu werden, nahm er sich selbst das Leben. Durch die hochverrätherische That Stephans, erhielt die Thökölysche Dyna-

Geisteseigenschaften, die ihn später so sehr als den Mann von großer Weisheit und Weltkenntniß, ausgezeichnet hatten. Die ersten Fundamente zu seiner Bildung unter der Aufsicht eines erfahrenen Privatlehrers legte er in der Kásmarker Stadtschule. Später aber bezog er um die teutsche Sprache in ihrer Reinheit zu erlernen, das Leutschauer Gymnasium und von hier begab er sich dann nach Sáros Patak, um mit der ungrischen Sprache sich vertraut zu machen.

Unter den Großen Ungarns war in dieser Zeitperiode es durchgängig Sitte, die Perlenkrone der Gelehrsamkeit und Weisheit zu suchen im Auslande, auf dem dortigen Hochschulen und niemand würde vielleicht zur Bekleidung eines Staatsamtes für tauglich und würdig genug erachtet worden seyn, hätte er seine Geistesausbildung, nicht

sie, den ersten tödtlichen Schlag, der sie von nun an mit jeder Minute ihrem Untergange näher führte. Stephan's Sohn war Emeric und dieser war an That und Gesinnung, ganz seinem Vater ähnlich. Ebenfalls mit dem schwarzen Brandmale des Hochverraths bezeichnet, setzte er das strafbare Werk seines Vaters fort, fand aber von der Dornenruthe der Strafgerechtigkeit erreicht als das Maas seiner Frevel voll war, seinen verdienten Lohn. Er erreichte keinen seiner strafbaren Endzwecke. Er fiel, und mit seinem Sturz ging das berühmte und gefürchtete Thöbke'sche Haus ganz zu Grunde. Von der größten Noth und Armuth gedrängt starb Emeric als Flüchtling bei den Türken in Nikomedien, im Jahr 1705 am 13. September. Was nun Sebastian der Urgroßvater durch Hülfe seiner patriotischen Tugenden, von der Gnadensonne seines Königs umstrahlt, für ewige Zeiten aufzubauen glaubte, ging schon mit seinem strafbaren, gar nicht patriotisch gesinnten Urenkel, zum nicht geringen Erstaunen des erschütterten Vaterlandes, urplötzlich und auf ewig unter. — Das gräßliche Haus der Thöbke's fiel: aber sein Fall war die Glücksquelle für viele der Kásmarker Einwohner indem diese durch die im Schlosse zurückgebliebenen Reichthümer sich sehr bereichert und zu der Stufe des höchsten bürgerlichen Wohlstandes erhoben hatten.

durch einen mehrjährigen Aufenthalt in den Musentempeln gebildeter fremder Nationen bezeugen können. Stephan der Sohn eines so angesehenen Magnaten, wie Sebastian sein Vater gewesen war, durfte dem Zeitgeiste nicht zuwider handeln und von dieser Sitte keine Ausnahme machen. Kaum noch volle vierzehn Jahre alt, begab er sich daher in Gesellschaft eines würdigen Hofmeisters auf Reisen, um dort die heißen Wünsche seiner Vorliebe für Literatur und Kunst befriedigen zu können. Zuerst kam er nach Brieg in Schlesien und setzte auf dem dortigen Gymnasium den Cours seiner Studien weiter. Stephan stand hier in großer Achtung. Der Herzog, der hier residirte, hatte ihm, die ganze Zeit über während seines hiesigen Aufenthaltes, die größten Günst- und Gnadenbezeugungen erwiesen. Von Brieg zog Thöbely nach Breslau. Hier verweilte er aber nicht lange; er setzte seinen Weg weiter und kam durch die Lausitz nach Sachsen. Von hier zog er später durch Franken bis an den Rhein und traf zuletzt in Heidelberg ein. In Heidelberg hielt er sich am längsten auf. Er studierte hier mit dem größten Eifer und suchte sich vorzüglich in jenen Wissenschaften zu vervollkommen, die dem künftigen Staatsmanne unentbehrlich sind. Um Proben von seinem Fleiße und seinem Studieneifer abzulegen, pflegte er sehr oft, über verschiedene statistisch-politische Gegenstände zu disputiren. Von sehr großen Vortheilen für ihn, war der freie Zutritt den er am Churfürstlich Pfälz'schen Hofe hatte, der sich damals hier aufhielt. Stephan gewann dadurch die Gelegenheit, in allen den Hofqualitäten sich auszubilden, die man nach dem Berufe der damaligen Hofetikette, von jenen erforderte, die an den fürstlichen Höfen eine Charge zu begleiten wünschten.

Glücklich erreichte Thöbely in Heidelberg das Ziel seines Studien-Curses, aber befriedigt war noch seine Wissbegierde nicht. Sein Geist sehnte sich, die weite Welt und ihre hie und da zur Schau aufgestellten Prachtwerke des menschlichen Kunstfleißes näher zu kennen. In dieses

edle Begehren Stephans willigte auch gerne sein Vater ein und so zog er von Heidelberg zuerst nach Straßburg und dann nach Basel. Die Schweiz durchzog und durchkreuzte er ganz. Endlich begab er sich nach Savoyen und von hier nach Frankreich. Das berühmte Paris wollte Stephan sehen und hier angelangt suchte er sich in die Kenntniß aller seiner Merkwürdigkeiten zu setzen. Seiner Aufmerksamkeit entging keiner der Männer, die in dem Rufe der größten Gelehrten standen, und sowohl mit ihnen, als auch mit den damaligen berühmtesten Staatsministern, machte er Bekanntschaft und Freundschaft. Am Hofe des Königs Heinrich IV. wo er sehr oft Audienz hatte, war er sehr beliebt und geschätzt.

Eine geraume Zeit verweilte Thöckely in der Mitte der Franken. Von hier schiffte er nach England hinüber und betrat die Stadt London. Wie reich und mannigfaltig waren hier die Gegenstände, an welchen die Feuerblicke seines Forschergeistes hingen. Eben die Gunstbezeugungen, die ihm am französischen Hofe zu Theil wurden, hatten ihn auch hier, an dem glanzvollen Hofe der Königin Elisabeth erfreut.

Aus England versügte sich Thöckely, über Dünkirchen nach den Niederlanden. Die merkwürdigsten Ruhepunkte auf dieser seiner Reise waren die Städte Amsterdam, Rotterdam, Leyden und Franeker. Nach verschiedenem Hin- und Herwandern, kam er endlich durch die Hessischen Lande wieder im Jahr 1600 nach Heidelberg zurück. Hier hoffte er Geld und Briefe von seinem Vater anzutreffen. Was Stephan so sehr gewünscht hat, fand er in Heidelberg. Sein Plan war, seine Reisen fortzusetzen und da sein Vater dagegen nichts eingewendet hat, so begab er sich nach Italien. In Rom ruhte er aus. Er traf gerade zur Zeit eines Jubeljahres dort ein und gränzenlos war das Gebieth des AUSTAUNENS und BEEHRUNGS, das sich in der großen, von tausend und tausend Menschen aus allen Reichen Europa's umwogten Stadt

vor seinen Augen ausbreitete. Mehrere Monathe verstrichen, die für den reisenden Thökelely, die wonnevollsten seines Lebens waren, und jetzt versügte er sich von Rom nach Venedig und von hier nach Tyrol und Kärntzen nach Osterreich. *)

Von dem innigsten Entzücken begleitet war Thökelely's Aufenthalt in Wien. Auch hier versäumte er nicht die berühmtesten Männer kennen zu lernen und mit ihnen Freundschaft zu schließen. Von großem Gewicht für seine politische Ausbildung war vorzüglich der Zutritt, den er an dem Hofe des Erzherzogs von Osterreich, Matthias hatte. Drei Jahre beinahe brachte Stephan in Wien zu und jetzt, als eben seine Mutter mit Lode abgegangen war, rief ihn sein Vater nach Hause. Es war im Jahr 1603 gegen das Ende als Stephan zur unbeschreiblichen Freuden, Wonne seines Vaters, nach einer achtjährigen Abwesenheit in Sãsmaerk eingetroffen war.

Nicht wollte aber Stephan in den Mauern seiner bieder Heimath lange in Unthätigkeit verweilen. Sein heissester Wunsch war; mit den Schätzen seiner Kenntnisse, seinem theuern Vaterlande zu nützen und so kehrte er, nachdem sein Vater es billigte, wieder nach Wien zurück. Hier trat er, nachdem er zuvor dem Kaiser Rudolph II. in Prag vorgestellt wurde, in die Dienste des Erzherzogs Matthias. Mit dem liebenswürdigsten Eifer behauptete Thökelely seinen Posten und seinem Herrn immer nahe, bewies er, wie ganz er seinem Amte gewachsen war. Der Erzherzog (der 1608 seinem Bruder, als König von Ungarn auf dem Thron gefolgt war) schenkte ihm deshalb auch sein ganzes Vertrauen, und überhäufte ihn, da er von dem Scharfblicke seiner Staatsklugheit in Fällen, wo er seinen Rath benötigte, sich ganz über-

*) Die Nachrichten, sowohl über diese Reisen, als die Erfahrungen, die Thökelely auf denselben gemacht hat, sind in dem merkwürdigen Diarium enthalten, das er mit großer Pünktlichkeit geführt hat.

zeugte, mit Gnabenbezeugungen. Nur für immer, wie es sein Wunsch war, durfte Thöckely in der Sphäre seines Hofdienstes nicht wirken. Im Jahr 1607 den 2. Februar starb sein Vater und er mußte, da er der einzige Erbe seiner ungeheuer großen Güter gewesen war, nach Ungarn zurückkehren.

Thöckely befand sich auf seinem väterlichen Schlosse; er trat sein Erbe an und von nun an stand er auf dem glänzenden Höhen seiner Reichthümer, in dem Rufe eines der mächtigsten und reichsten ungrischen Magnaten. Seine jährlichen Einkünfte betrug schon jetzt mehrere Tonnen Goldes und stiegen von Jahr zu Jahr höher. Der großen Macht sich bewußt, die Thöckely'n die Glücksgöttin in die Hände gelegt hat, verstand er aber auch die Kunst, davon zur Erhöhung seiner Lebensfreuden und zum Besten seiner Mitmenschen, einen weisen Gebrauch zu machen. In den Kreisen seiner nächsten Umgebungen, fand die größte Pracht und der höchste Luxus statt. Sein glänzender Hofstaat, war nicht freiherrlich, sondern fürstlich. In den fremden Ländern, die er durchzogen ist, erreichte auch einen hohen Grad der Ausbildung sein Geschmac, den er vorzüglich an den Kunst- und Prachtwerken der Architectonik und der Malerey hatte. Nach dem Maßstabe seiner geläuterten Ansichten und Ideen von dieser Seite, wollte er auch die Gemächer seiner Wohnung, aufgestellt sehen. Er gab daher dem Schlosse, eine ganz andere Gestalt, indem er dasselbe nicht nur erweitern, sondern auch in dem Style der damals neuesten Bauart, aufführen ließ. Die Zimmer wurden nach aller Kunst und nach jeglichem Winke des damaligen Luxus, auf das prächtigste möblirt. Sie erhielten nebst andern Verzierungen, die herrlichsten und schönsten Malereyen. *)

*) Über den Prachtbau des Schlosses, der dem Schöpfergeiste Thöckely's, sein Daseyn verdankte und der zu seiner Zeit in ganz Ungarn nichts Gleiches hatte, gibt der berühmte Geschichtschreiber Wet, die umständlichsten Nachrichten, die

Auf diesem prächtvollen Schlosse, das Könige hätten bewohnen können, lebte Thöckely, mit der Würde, eines Assessors der königl. Tafel für Ober-Ungarn bekleidet und von seinen beiden intimsten Freunden dem Siebenbürger Fürsten Gabriel Bethlen und dem Palatin Esterhazy hoch geschätzt, recht glücklich, ruhig und zufrieden. Sein Vater Sebastian besaß das Schloß zwar nur pfsandweise, doch Stephan be-

den Leser in Staunen versetzen. Das Schloß hatte zwei Mauern und fünf Thürme, die mit rothen Ziegeln gedeckt waren. Die Mauern umgab ein breiter und sehr tiefer Graben. Der Zugang eröffnete ein Thor; das in die Stadtmauern eingebaut und das mit dem, auf einer Marmorplatte ausgehauenen Wappen des Thöckelyschen und Thurzo'schen Hauses (das noch zu sehen ist) verziert war. Über diesem Thor war ein großer Speisesaal angebracht, aus dem man die ganze Stadt überschauen konnte. Außer diesem Hauptthor, war noch ein anderes, kleineres gegen Morgen, das man bei Spazierfahrten in die Thier- und Lustgärten zu öffnen pflegte. Auf der nordöstlichen Seite des schönen geräumigen Schloßhofes, stand die prächtig ausgeschmückte Schloßkapelle. Ringsherum von außen, zierten sie die aus Stein gehauenen Bildnisse der ungrischen Könige. Der schöne Thurm der Kapelle, war mit Kupfer gedeckt. Unter der Kapelle befand sich die Todtenaruit. Den rechten Flügel des Schloßes nahm eine lange Reihe von Wohnungen, Gewölben und Speisesälen ein, die auf das kostbarste eingerichtet waren. Die Stallungen der Pferde waren gewölbt und ruhten auf marmornen Säulen. Sogar die Fresströge oder Krippen waren von Marmor. In der Nähe des Schloßes standen die prächtigsten Fischteiche, Thier- und Lustgärten. Allein von diesem ganzen Schloß-Prachtstosß, ist heut zu Tage nichts mehr, als eine morsche Ruine vorhanden, die den sterblichen Wandrerer laut an die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit aller irdischen Macht und Größe erinnert. Eine umständliche Beschreibung des Thöckelyschen oder Käsmarker Schloßes und dessen fernere Schicksale, befindet sich von mir in der Zeitschrift Pannonia vom Jahr 1822. S. 279. Nro. 56 1. Bds.

wirkte, daß er von dem Eigenthümer desselben, dem Baron Johann Rieber von Pixendorf und Grauenwerth, gegen die Erlegung einer Summe von 13,000 Gulden, auf dasselbe das vollkommenste Erbrecht erhielt. Dies geschah zu Kaschau im Jahr 1610 am 6. Juni. Am 13. desselben Monats, wurde die, über das erhaltene Erbrecht abgeschlossene Transaction, der Kásmarker Bürgerschaft öffentlich auf dem Rathhause vorgelesen. Thököly verpflichtete sich darin, die Stadt immer, bei einer ihr drohenden Gefahr, in seinen Schutz zu nehmen. Jedoch diese Verbindlichkeit, gab nur Veranlassung zu verschiedenen Collisionen und Streitigkeiten, in welche er mit den Bürgern, wie es die Zeitfolge bewies, gerathen ist. — Außer dem Kásmarker Schlosse, waren auch die Schlößer Likawa und Urwa, Thököly's Eigenthum. Im Jahr 1646, unter dem Könige Ferdinand III. erhielt er durch einen Beschluß auf dem Preßburger Reichstage, wie es der 115 Artikel ausweist, auch auf die Stadt Kásmark, ein Recht, das sich aber nur auf die Erhebung des königlichen Zinses erstreckte, der 600 Gulden betrug. Den Kásmarker Bürgern war diese Verfügung sehr unangenehm, denn sie mußten sich von Thököly, unter verschiedenen Vorwänden, manches Unrecht gefallen lassen und zusehen, wie ihre Gerechtsamen und Privilegien verwundet wurden, indem er sie als seine Unterthanen und Bauern behandeln wollte. Es entstand daher unter ihnen am 19. Jänner 1647 der merkwürdige Bürgerverein, nach welchem sie sich eidlich verbanden, mit vereinigter Kraft, den unbilligen Forderungen und Anmaßungen Thököly's standhaft zu widerstehen. Hierauf beklagten sie sich bei dem Könige, indem sie sich mit vollem Rechte auf die königlichen Protectionsbrieve beriefen, mit denen sie zu ihrer Schutzwehr versehen waren. Das endliche Resultat ihrer Klage war, die Errichtung des Vergleiches, den sie im Jahr 1651 am 22. April, mit dem, der Eintracht und dem Frieden nie abhold gewesenem Thököly eingingen und der den Namen des Wiener Contractes erhielt. Durch

die Unterzeichnung dieses Contractes gab Thökelly seinen Plan auf, der die Unterjochung der Kásmárker Bürger zum Endzweck hatte. Der oben angeführte, ungünstige Artikel aber wurde erst vier Jahre nach seinem Tode, auf die dringenden Bitten der Kásmárker, aufgehoben.

Die süßen Freuden der Ehe, theilte Stephan zuerst mit Sophia von Hofmann, die er im Jahr 1609 am 8. November geheirathet hat. Er wurde mit ihr in Nehere kopulirt. Bei seinem Einzuge in Kásmárk, der sehr pompös war, wurde ihm zu Ehren von allen Thürmen geschossen und die Bürger hatten ihn, in feierlichen Aufzüge, auf dem Hauptplaz empfangen und bewillkommt. Das zweitemal verehlichte sich Stephan, mit der Gräfin Katharina, einer Tochter des Palatins Georg Thurzo. Die solenne Vermählung wurde am 1. März 1640 auf dem Schlosse Bitsch vollzogen. In dieser Heirath liegt der eigentliche Grund, von dem mächtigen Reichthum und der enormen Größe des Thökelyschen Hauses verborgen, indem Stephan mit seiner Braut, die keine Brüder hatte, ungeheuer große Güter geerbt hat. Aus der ersten Ehe war ein Sohn, Namens Eigmund, der um das Jahr 1674 mit Tode abgegangen ist. Mit seiner zweiten Gemahlin erzeugte Stephan sechs Kinder, zwei Söhne (Stephan und Johann) und vier Töchter (Maria, Barbara, Christina und Elisabeth.)

Stephan erreichte ein hohes Alter; er wurde 70 Jahre alt, 1651 am 8. November vertauschte er die zeitliche mit dem Ewigen. Er starb an den Folgen eines Stiefkatharrs. In der Familiengruft der Kásmárker Pfarrkirche, ruht er im Frieden neben seinem Vater und wurde dort, nach damaliger Sitte erst im folgenden Jahre beigesetzt.

Wie in seinen Lebenstagen Thökelly, seiner Frömmigkeit, Klugheit und Liberalität wegen, geliebt und hochgeschätzt wurde und wie sehr man seine Verdienste um den König, den Staat und die Menschheit zu würdigen wußte, ergibt sich zum Theil aus seiner Grabschrift,

zum Theil aber aus einem auf ihn verfertigten historischen Gedichte.

Die Grabſchrift, die ſich auf der, oder der Gruft ausgehängen, ſogenannten Begräbnißfahne (labarum oder vexillum emortuale oder auch cippus genannt) wie man dergleichen in der damaligen Zeit, bei dem Tode der Großen, aufzuſtellen pflegte, befand, iſt zu wichtig, als daß ſie nicht zum Lobe Thölely's, hier wirklich angeführt werden ſollte. Sie lautete folgendermaßen: *Specabilis ac Magnus Dn. Dn. Stephanus Theokeoli Senior, L. B. in Kesmärk et Schawnik etc. a teneris ad omnem pietatem educatus, bonarum artium fundamentis in schola patria probe jactis, in Germania studiis academicis, eruditionem; peregrinatione item in Galliam, Angliam, Belgium, Italiam et tandem servitiis apud Mathiam Archiducem aulicis, experientiam summam aſſecutus; vitae cursu, pietatis ac pacis studiis, laudabiliter peracto, catharro suffocativo aggravatus, inter sanctissimas cogitationes et in pia devotione diem suum placide obiit. Die VIII. Nov. Anno Christi MDCLI. aetatis LXX.*

Das erwähnte hiſtoriſche Gedicht, in welchem der ganze ruhmvolle Lebenslauf Stephans ausgelegt und ſehr zierlich beſchrieben wird, hat den geweſenen Käsmärker Pfarrer Johann Serpilins zum Verfasser und führt folgenden Titel: „Sertum semper virens supra sandapilam Spectab. ac Magnif. Dn. Stephani Theokeoli Senioris, L. B. in Kesmark et Schawnik etc. reverenter appensum manu Johannis Serpili Past. Kesm. et Contubernii Past. Eccl. ad inferiorem fluvium Poprad Senioris.“ Das ganze Gedicht zerfällt in 9 Abschnitte, von welchen ein jeglicher mit folgenden Versen beginnt:

„Popradeae Nostro Musae contextite sertum
semper virens Theokeolio!“

So möge die Blüthen dieses ewig grünen den Kranzes, Elia, treu in ihren Tempelhallen aufbewahren, den sie dem wackern Patrioten und Menschenfreunde gewunden hat und so möge er der spätesten Nachwelt zeigen, wie Stephan Thölely, als der einzige

aus den Lenden Sebastian's ThökeLy, des Gründers, des einst so großen ThökeLy'schen Hauses, in dem Glanzpunkte seiner Ruhmwürdigkeit, als ein hell leuchtendes Gestirn, ob dem finstern Abgrunde strahle, in welchem das ThökeLy'sche Geschlecht, schon mit dem dritten Erben, erloschen und untergegangen ist.

Sebastian Lam.

Lam oder sonst auch Ambrosy genannt, war ein geborner Käsmarker. Im Jahr 1548 erblickte er das Licht der Welt.

Die Bahn seiner wissenschaftlichen Ausbildung, betrat Lam in seiner Vaterstadt und zeichnete sich unter den Studirenden recht herrlich aus. Durch seinen Fleiß und seine großen Fortschritte in den Wissenschaften hatte er es so weit gebracht, daß er schon als Student, mit der Würde eines Lehrers, an eben der Käsmarker Schule bekleidet wurde. Die Professoren hatten ihn recht lieb, und zollten ihm, trotz seines jugendlichen Alters, die hohen Eigenschaften seines Geistes schäzend, alle Achtung.

Höchst zufrieden war Lam auf seinem Posten und täglich dankte er der gütvollen Vorsehung daß er dadurch in den Stand versetzt wurde, sowohl seine Glücksumstände zu verbessern, als auch seine Studien fortzusetzen. Von sehr armen Eltern geboren war er an das Sparen und das gute Haushalten gewohnt; er führte daher eine gute Wirtschaft und nicht zu lange wahrte es, so war er in dem Besitze des Geldes, das ihm sein Fortkommen auf einer teutschen Universität, erleichtern sollte. Er wählte sich Wittenberg und ging dahin im Jahr 1575 ab. Schön und des verdienten Lobes voll, war das

Zeugniß, das ihm über seine Aufführung sowohl, als seine Progressse in den Wissenschaften, sein treuer Lehrer und Freund, Mathias Thoraconymus oder Kabatay gegeben hat.

Zwei volle Jahre brachte Lam in Wittenberg zu. Er kehrte in sein Vaterland zurück und wurde wieder als Professor an der Käsmarker Schule angestellt. Im Jahr 1578 aber, erhielt er von der Speriesser Gemeinde einen Beruf als Pfarrer und er versügte sich, frohen Geistes, dahin.

Fünf Jahre bekleidete Lam das wichtige Amt eines Seelsorgers in Speriess und jetzt berieen ihn, nach dem Abgange Kaspar Krager's nach Kaschau, die Käsmarker zu ihrem Seelenhirten. Lam wünschte in seiner Vaterstadt zu wirken; er nahm den Beruf an und traf am 21. November 1583 in Käsmark, zur allgemeinen Freude seiner dortigen Glaubensbrüder ein. Sehr merkwürdigen Inhaltes war die Vokation, die ihm die Käsmarker überschickt haben.

Lam begann in Käsmark sein geistliches Amt zu verwaltten und sein erster, sehnlichster Wunsch war, in die berühmte Fraternität der 22 Königl. Städte (oder der sogenannten 24 Regalium) aufgenommen zu werden. Die Fraternität, die schon im Jahr 1204 ihr Daseyn erhielt, stand in einem sehr großen Ansehen. Was Lam gewünscht hat, wünschte mit ihm auch die ganze Gemeinde. Er reichte deshalb am 17. Mai 1584 an die Fraternität eine Bittschrift ein und er wurde von ihr, als ihr würdiges Mitglied aufgenommen. In seiner Bitte um die Aufnahme, berief sich Lam auf ein altes Privilegium, nach welchem den Käsmarker Pfarrherren, die vollkommensten Ansprüche, auf die Einverleibung in die Fraternität, zugestanden wurden.

Lam war ein sehr gelehrter, scharfsinniger und tief denkender Mann. Er stand daher auch seiner Gelehrsamkeit und Weisheit wegen, bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen — doch ganz ruhig, glücklich und zufriednen lebte er nicht. Eben durch seine große Gelehrsamkeit,

zog er sich manchen Feind zu, die ihm die Stunden des Lebens verbitterte: denn nicht jedermann wollte mit ihm, seine etwas freieren Ansichten über manche theologische und kirchliche Gegenstände theilen. Man fand darin viel Anstößiges oder eigentlicher zu sagen, zu wenig echtlutherische Denkart, und daher hatte er, vorzüglich in seinen letzten zehn Lebensjahren, mit mehreren gelehrten Männern, viel zu streiten, denen seine Meinungen und Äußerungen zuwider waren.

Die Grundursache, warum der sonst friedliebende Lam, in der Mitte seiner Glaubensgenossen, in den bodenlosen Strudel, gelehrter Streitigkeiten hingeworfen wurde, lag eigentlich in seinen freimüthigen Ansichten und Begriffen, die er von der Konkordienformel *)

*) Die Konkordienformel, eins der symb. Bücher der evangelischen Kirche, erhielt auf Verrieb des Churfürsten von Sachsen, August, im Jahr 1576 ihr Daseyn. Die veranlassende Ursache, die sie erzeugt hat, steckte in der Abweichung mehrerer sächsischen Theologen, von der Lehre des heil. Abendmahls, wie sie Luther aufgestellt hat. Sie huldigten von dieser Seite mehr der Lehre des Kalvins. Diese Abweichung oder diese religiöse Gesinnung der Gottesgelehrten, wurde als ein großes Übel betrachtet und Kryptokalvinismus genannt. Um nun diesem, in der luther. Kirche ausgebrochenen Übel zu steuern, traten auf Befehl des Churfürsten zwölf grundgelehrte Theologen (unter welchen die Doctoren Andreä, Chemnitz und Seenecker die berühmtesten waren) zuerst in Lichtenberg und dann in Torgau zusammen und diese verfaßten die Konkordienformel. Ihr Inhalt, der in zwölf Artikel zerfiel, beruhte ganz auf den Grundlehren der Augsburgiſchen Confession. Nachdem nun diese neue Glaubensnorm mehrere Theologen geprüft hatten, wurde sie im Jahr 1580 gedruckt und von mehreren Fürsten, Grafen und Reichsständen angenommen. — Die Tendenz dieses Konkordienbuchs war sehr gut, denn es sollte unter den Lutheranen Friede und Eintracht stiften: allein der edle Zweck, den der fromme Churfürst vor Augen hatte, wurde nicht erreicht. Es entstanden bald die größten Streitigkeiten, indem das Buch nicht überall eine günstige Aufnahme fand

hatte. Er war ihr Freund nicht und er hatte an ihren Bestimmungen und Lehrsätzen, vieles und dies mit Grund, auszufehen. Daher wollte er auch nie zugeben, daß dasselbe Buch, zu der Autorität, der in der evangelischen Kirche angenommenen, sogenannten symbolischen Bücher, erhoben werden sollte. Für die Confordienformel die aber auch im teutschen Reiche nicht überall Anhänger und Verehrer fand, waren alle streng Orthodoxen unter den Lutheranern fest eingenommen. Diese gingen in ihrem Eifer und in ihren Überzeugungen so weit, daß sie alle jene aus ihren Glaubensbrüdern, die ihrer Meinung nicht zugethan waren, für Kryptokalvinisten hielten und sie als Keger verdammten. So wurde es auf einer ihrer Versammlungen, die am 9. Jänner 1582 in Kásmarek statt fand, bestimmt und ausgesprochen. Der Kásmarker Pfarrer Kaspar Krázer (der später als Hosprediger in Kaschau bei dem General Johann von Rieber angestellt wurde) führte in derselben das Wort und es wurde beschlossen, daß alle Feinde und Gegner der Confordienformel für Kalviner und Sakramentirer gehalten werden sollten.

Da nun Lam, dem Confordienbuche ganz abhold war, so versiel er bei der Partei der Orthodoxen, in den Verdacht des Kryptokalvinismus. Unter den vielen Gegnern, die sich wider ihn erhoben, war der gelehrte Gregor Horvath in Neere, einer der größten und stärksten. Er griff, von den beiden Professoren Paul Malus und Albert Graver unterstützt, den Lam schriftlich an und bald entspann sich unter ihnen der heftigste Streit. Um diesen zu schlichten, wurden zwei Disputationen oder sogenannte gelehrte Colloquia auf dem Kásmarker Schlosse,

und eben durch dasselbe wurde die Scheidewand noch höher hinaufgetrieben, die bis jetzt sowohl in Ungarn als auch in andern Ländern noch, zwischen den Lutheranern und Reformirten, besteht.

unter dem Vorsitze Horvath's und Sebastian Thöbely's, abgehalten. Der Professor Graver (ein Brandenburger von Geburt und der Lutheraner Schild und Schwert genannt) trat mit dem verfolgten, aber nicht verzagten Lam in die Schranken. Allein durch keine der gelehrten Unterredungen, weil von beiden Seiten, mit der größten Hefigkeit und Leidenschaft gestritten wurde, erreichte man das Ziel des Friedens und der Ruhe. Jeder blieb bei seiner Meinung und man verdamnte und verlegerte sich gegenseitig in öffentlichen Schriften.

Über was und warum gestritten wurde, ergibt sich aus den beiden Schriften; welche von den beiden Kämpfern Lam und Graver, zum Vorschein kamen. Lam gab eine Erklärung unter folgendem Titel heraus: „*Declaratio circumstantiarum gemini colloquii, in arce Keismarcensi habiti, ad Magnif. D. Sebast. Theokeoli 1596. Servestae.*“ Graver's Schrift gegen die Lam'sche Deklaration führte folgenden Titel: „*Argumenta de persona Christi, a M. Alb. Grawero in Gymn. Nehr. de eodem articulo et similibus controversiis, inter Theologos orthodoxos et Calvinianos; orthodoxam doctrinam profitente, proposita in duobus distinctis colloquiis Keismarcii in arce habitis, ad quae Seb. Lamius, Calvinista Keismarcensis nihil solidi respondere potuit; quorum unum est habitum 5. Dec. 1595 alterum vero 29. Jan. 1596. Bartphae 1596.*“ Graver führt in dieser Schrift alle seine Gönner namentlich an, die in Bezug auf den Gegenstand des Streites, mit ihm eines Sinnes und einer Überzeugung waren. Es waren die Grafen Georg Thurzo, Dersfy, Homonay, Nádasdy und Révay. Wie Graver dem Lam, bei Gelegenheit der Disputationen viel Unrecht zugesügt hat, so that er ihm, als ein sehr leidenschaftlicher Mann, auch in der angeführten Schrift sehr wehe.

Über nicht nur die genannten Männer, waren auf den Lam so sehr erbittert, auch andere aus der Nähe und aus der Ferne, im Inn- und Auslande, schleuderten

die spitzigen Steine ihrer Widerlegungen, gegen ihn. In eben dem Jahr 1596, erschien in Ungarn, zu Bartsfeld wider ihn folgende Schrift: „Kurze doch gründliche Entdeckung und Widerlegung etlicher greulicher Calvinistischer Irthümer, so Sebastian Lam, Calvinist in Kásmark von dem Abendmahl des Herrn, in seinen lateinischen Büchern ausgesprenget.“ Und im Jahr 1600 wie Spizelius (in seinem *Templo honoris reserato*) berichtet, kam in Leipzig folgende Schrift heraus: „*Adversus Sebast. Lamium, Calvini de S. Coena dogmatis, defensorem.*“

Weil nun der, wider den freimüthigen Lam erhobene Lärm so groß war, so geschah es, daß sowohl von seinen Zeitgenossen, als von Gelehrten späterer Zeiten, über ihn und seinen Charakter, der ganz tadellos war, die sonderbarsten gar nicht günstigen Urtheile gefällt wurden. So lautete die Randglosse, die der Senior der Unter-Popradrer Fraternität, über den angefochtenen Lam, in seiner Matrikel, bei dem Jahre 1598 gemacht hat, gar sehr arg und höchst menschenfeindlich. Er verurtheilte ihn unter andern, sammt seinem Freunde, dem Roger Pfarter, Prätorius, zu den ewigen Flammen der Hölle. U. Schmal sagt (in seinen Anmerkungen zur Kirchengeschichte Ungarns) von ihm: „*Erat Lamius, quantum ex scriptis ejus apparet, vir egregie doctus, sed subdolanus, animi et linguae impotentis et rationis, uti Calvinianis usu evenire solet, magnus admirator.*“

In der Synode, die zur Prüfung und Zurechtweisung derjenigen, die in den Verdacht des Kryptocalvinismus versielen, in Teutschau am 24. November 1595 abgehalten wurde, ward Lam förmlich als Keger und Irrelehrer, verflucht und verdammt. Sein größter Gegner war hier der Bartsfelder Rector, Johann Rhaw. Nichts half es ihm, als er zu seiner Vertheidigung sich auf mehrere Schriften berief, die gegen das Conkordienbuch gerichtet waren und die er aus Teutschland be-

zog. Eben so wenig vermochte er die erbitterten Gemüther seiner Verfolger mit dem Verufe, auf den kurz zuvor, in einer zu Leutschau, unter dem Vorsitze des dortigen Pfarrers, Anton Plattner *), statt gefundenen Versammlung mehrerer Geistlichen, abgefaßten Beschlusse zu besänftigen, nach welchem es hieß, daß man durchaus keine Rücksicht auf das Konkordienbuch nehmen, sondern lediglich bei der im Vaterlande gebräuchlichen Augsburgischen Confession verbleiben sollte, wie sie die beiden Könige Ferdinand und Maximilian erlaubt und zwei Graner Erzbischofe, Olah und Anton Veranzi, mit eigenhändiger Unterschrift bestätiget hätten.

Ungeachtet aber Lam so viel zu kämpfen und von allen Seiten sich gegen die lieblosen Angriffe seiner Feinde zu wehren hatte, so konnte ihn doch ihre Macht und Verfolgungseifer, nicht stürzen. Er stand auf seinem Posten fest und erfüllte gewissenhaft und unerschrockenen Muthes die Pflichten seines Amtes. Da ihm offenbar viel Unrecht zugesügt und er von vielen verkannt und mißverstanden wurde, so hatte er von der andern Seite auch viele Freunde und Gönner, die ihm in dem Kampfe mit seinen Widersachern treulich beistanden. So war ihm der mächtige Baron Sebastian Thökeky mit seiner ganzen Gunst gewogen. Lam erfuhr es, wie ihn jener Senior (von dem schon oben die Rede war) gelästert hat; er wandte sich an seinen Patron, den Thökeky, gab ihm Kunde von der häßlichen That seines Mitbruders und er erhielt durch seine Vermittelung hinlängliche Satisfaction. Thökeky schickte unverzüglich abgeordnete in den Convent der Fraternität, die in seinem Namen dort über den, dem Pfarrer Lam zugesügten Schimpf klagten und sie verlangten zu seiner Ehrenrettung, Wi-

*) Auch diesen vortrefflichen Mann; der ein großer Freund Lam's gewesen war, betraf zu Käsmark in eben der Synode, aus gleichem Grunde, das Loos der Verdammung.

derruf der Lästung und öffentliche Abbitte von Seiten des Seniors, was auch geschehen ist. Alle versammelt gewesenen Geistlichen, mit Ausnahme des Eisdorfer Pfarrers, Daniel Cornides, der ein Schüler des Professors Grauer gewesen war, nahmen sich des beschimpften Kásmarker Pfarrers an und waren mit der übereilten Handlung des Seniors höchst unzufrieden.

Nebst der Stütze, die Lam in den Herzen seiner biedern Freunde hatte, hielt ihn wohl auch aufrecht in den harten Stürmen seiner Verfolgungen, seine Gelehrsamkeit, deren Glanz zu verdunkeln, sich selbst seine kühnsten und bittersten Freunde, nicht getrauten. Sie mußten ihm, in Staunen versetzt, von dieser Seite, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Von welch einem großen Umfange Lam's Gelehrsamkeit und der Reichthum seiner philosophischen und theologischen Kenntnisse gewesen war, bezeugen und beurkunden seine zahlreichen Schriften, die er in Prosa und in Versen geschrieben hat. *) Von dem Scharfsinn und der Helle seines Geistes reden laut die kraftvollen Behauptungen und Urtheile, die er in sehr kritischen Fällen aussprach, wo die Fraternität, bei der Ausübung ihrer Consistorialrechte, zu entscheiden hatte. Fast immer verblieb es bei dem Raisonnement und dem Ausspruche Lam's und nie wurde ein Beschluß abgefaßt, bis er nicht zuvor angehört worden war. So hat er sich im Jahr 1588 bei der Entscheidung eines sehr verwickelten Matrimonial-Prozesses insbesondere als ein Mann

*) Proben von seinem Dichtertalente, legte Lam in dem Gedichte ab, das er auf den Neudorfer Pfarrer Johann Santschius, verfaßt hat, als dieser 1590 von der Fraternität zum Senior gewählt wurde. — Sein letztes Schriftwerk war eine Trauerrede auf den Tod der Susanna Doczy, der Gemahlin Sebastian Thöckely's. In rhetorischer Hinsicht ist diese Rede etwas Schönes und Erhabenes. Lam bedizirte sie dem Sohne der Verklärten, Stephan Thöckely, der sich gerade damals (1600) auf der Heidelberger Universität befand.

von großer Pastoralflugheit und dem durchbringendsten Verstande ausgezeichnet. — Und wie bündig, wie gelehrt waren seine öffentlich gehaltenen Perorationen für die zweckmäßige Einrichtung des neuen Gregorianischen Kalenders, als zu dessen Annahme im Jahr 1583 von dem Kaiser Rudolph II. der Befehl auch an die Zipser gelangte! Man wollte sich anfangs in diese Neuerung, ungeachtet sie zur Verbesserung der Zeitrechnung höchst zweckmäßig war, gar nicht fügen. Es wurde viel dagegen von den Freunden des fehlerhaften alten Julianischen Kalenders eingewendet. Die Einwendungen von Seiten der Zipser Geistlichen, gaben nun Anlaß zu verschiedenen Anfragen und Aufklärungen und da mußte Lam der gelehrte, immer und überall aushelfen. So ward er als Deputirter zuerst nach Kaschau, an den General, Baron von Rueber und dann an den Vizegespann des Zipser-Comitates Christoph von Görgey abgesandt, um mit beiden Männern sich in Hinsicht der Maßregeln zu besprechen, die die Geistlichen, die immer noch den neuen Kalender verwarfen, zu ergreifen hätten. Beinahe ein Jahr verging mit dem Jaubern im Bezug auf die Annahme des neuen Kalenders, indem nebst den evangelischen Geistlichen, auch die katholischen, dagegen gewesen waren. Als aber der Zipser Probst und Großwardeiner Bischof Gregor Bornemisa im Jahr 1584 von dem Kaiser Rudolph, den Befehl erhielt, den neuen Kalender ohne Aufschub in seinem Kirchsprengel zu verbreiten, so schrieb er, ungeachtet der Zipser Adel sich widersetzte, sehr drohende Briefe an die Fraternität, und die Geistlichen mußten sich, ob die beiden Pfarrherren Johann Zantschius von Neudorf und Johann Larczay von Palmsdorf, gleich bei ihm, mit Gegenvorstellungen einkamen, in seine Befehle fügen. Trefflich stand um diese Zeit dem Bischofe, bei der Durchsetzung seiner Verordnungen, Lam, zur Seite. Er suchte, ohne als Protestant dabei etwas Arges zu befürchten, aus allen Kräften die Anhänger des alten Kalenders, von der Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit

und Richtigkeit des verbesserten Kalenders, zu überzeugen. Der Bischof freute sich, an Lam einen so wackern Mann gefunden zu haben; er überhäufte ihn mit seinen Günstbezeugungen und gewann ihn recht lieb.

So geachtet und immer unverzagten Muthes, in steter Thätigkeit begriffen, stand Lam den Rotten seiner Feinde gegenüber, bis er seinen Geist aufgegeben hat. Er starb im Jahr 1600 als Opfer der Pest, die damahls in den Zipser Gauen schreckliche Verwüstungen angerichtet hat. Friede seiner ruhenden Asche!

Johann Daniel Perligi.

Der Vater dieses merkwürdigen Mannes, war Elias Perligi, Prediger in Käsmark und dort erblickte Johan Daniel im Jahr 1705 am 20. October das Licht der Welt.

Unter der Aufsicht seines Vaters, der ein gelehrter Mann gewesen war, erhielt Daniel eine vortreffliche Erziehung. Da er zur Lectüre nützlicher Bücher durch ihn frühe angehalten wurde, so entwickelten sich seine Geistesfähigkeiten mit der größten Schnelligkeit und seine Fortschritte in den Wissenschaften erregten Staunen.

Perligi's mächtige Wisßbegierde zogen am stärksten die naturhistorischen Wissenschaften an. Zwar wünschte sein Vater, daß er der Theologie sich widmen möchte; allein da er dazu in sich keinen innern Beruf fühlte, so entschied er sich für das Studium der Medicin. Nachdem nun Perligi in den Schulen seines ungarischen Vaterlandes, sich mit den nöthigen Vorkenntnissen dazu hinlänglich ausgerüstet hatte, so zog er, um in der Kunst, die seinen Geist so sehr fesselte, sich höher

auszubilden, im Jahr 1723 in's Ausland und studierte zum Theil in Belgien zum Theil in Sachsen. Doch nicht einzig und allein beschäftigte ihn, in den ersehnten Museientempeln, das Forschen nach den Geheimnissen der Arzneikunde, er studierte dabey, und daß mit gleichem Eifer auch Mathematik und Philosophie.

Nicht aber wollte Perligi bei diesem Streben, sich mit dem Geiste mehrerer Wissenschaften vertraut zu machen, als oberflächlicher Vielwiffer glänzen; seine Intention dabei war von einer andern, edleren Natur. Daher von dem edelsten Eifer entflammt, ruhte er nicht, bis es ihm gelang, in allen den wissenschaftlichen Fächern, an die er sich wagte, in Hinsicht seines Wissens, es zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit zu bringen. Und daß Perligi von dieser Seite, von seinem rastlosen Eifer kräftig unterstützt wirklich sein vorgestelltes, schönes Ziel erreicht hat, beweisen die ehrenvollen Erhebungen zu verschiedenen gelehrten Würden, die ihm nur aus Berücksichtigung der Fälle seiner Kenntnisse zu Theil geworden sind. So wurde er im Jahr 1727 am 17. October in Wittenberg, zum Magister der Philosophie und am 19. November des nächstfolgenden Jahres, zu Utrecht in Holland, zum Doctor der Medicin, kreirt.

Bei den Professoren der Wittenberger Universität, stand Perligi vorzüglich als ein kenntnißreicher Mann in großem Ansehen. Man trug ihm daher, von seiner Tüchtigkeit überzeugt, eine philosophische Lehrkanzel an, die er aber von guten Gründen bewogen, nicht annahm. Doch las er als Privatdozent, vor einem zahlreichen Auditorium, medizinische und philosophische Collegien.

Ein volles Jahr verwilte Perligi in Wittenberg und jetzt kehrte er (im Jahr 1729) nach Ungarn zurück. Sein Patriotismus und seine Sehnsucht, seinem Vaterlande zu dienen, gaben ihn seinen heimischen Laren wieder. Die erste öffentliche Anstellung in seinem Vaterlande, als Arzt, erhielt Perligi, gleich nach seiner

Ankunft in Kásmarl. Mit Enthusiasmus wirkte er auf diesem seinen Posten, jedoch nicht länger als ein Jahr. Die Kunde von seiner glückvollen Heilmethode, machten ihn sehr berühmt, sie führte ihn weit und breit, Verehrer und Bewunderer zu und von ihr ergriffen, beriefen ihn im Jahr 1731 die Schemnizer zu ihrem Stadtarzt. Aber auch die Schemnizer durfte der Besitz eines so trefflichen Mannes nicht lange erfreuen; nach einem halben Jahr ungefähr beehrten ihn die löbl. Stände des Neograd er Comitates, mit dem Verus zu ihrem Comitats-Physikus. Perligi nahm den Verus an und versügte sich nach Vossong.

Der Geist der größten Activität und Umsigkeit befeelte Perligi'n auf der Stufe seiner neuen Anstellung. Er hatte das Zutrauen des ganzen Publikums und wurde seiner Humanität und liebevollen Behandlung der Patienten wegen, vorzüglich sehr geliebt und geschätzt.

Aber weit mehr noch als die ernste Stimme der Amtspflicht erforderte, that Perligi in der Sphäre seiner ärztlichen Wirksamkeit, für die leidende Menschheit. Er brachte ihr von der Tugend der Uneigennützigkeit geleitet, die schönsten und größten Opfer dar. Seine Verdienste von dieser Seite waren daher so groß, daß er zur Belohnung derselben von der glorreichen Kaiserin und Königin Maria Theresia, im Jahr 1741 auf dem Preßburger Reichstage mit dem ungrischen Adel ausgeschmückt wurde.

In der Reihe der Gelehrten, nahm Perligi einen sehr ehrenvollen Platz ein. Mit seinen medizinischen und philosophischen Kenntnissen, verband er die gründlichsten Kenntnisse der Astronomie, Mechanik, Geographie, Physik, Mathematik, Meteorologie, Polizei und Jurisprudenz. Alle diese Wissenschaften faßte Perligi von ihrer praktischen Seite auf und beurkundete bei der Beurtheilung, der einer jeglichen Angehörigen Objecte, den größten Scharf- und Tiefinn.

Nicht verborgen und unbekannt konnte so ein viel-

faß gebildeter Mann, dem Gelehrten im Auslande und insbesondere den Mitgliedern der damals bestandenen gelehrten Cozietäten, bleiben. Perligi der vielwissende, zog wirklich die Aufmerksamkeit aller auf sich; daher wurde er von zwei gelehrten Gesellschaften, der einen der Königl. Gesellschaft für Mathematik in Berlin und der andern, der kaiserl. Akademie der Naturforscher in Wien, im Jahr 1741, zu ihrem correspondirenden Mitgliede aufgenommen. Er führte in der letztern, nach damaliger Sitte, den Namen Archimedes IV.

Perligi war ein biederer Patriot. Raslos war sein Bestreben das Wohl seines Vaterlandes insbesondere in literarischer Hinsicht zu befördern und zu erheben. Sein Geist beschäftigte sich daher mit verschiedenen Plänen, wie er dieß, von Nutzen und einem segensreichen Erfolge begleitet, thun könnte und er war aus der Zahl derselben für keinen so sehr, als für die Einrichtung und Gründung einer gelehrten Gesellschaft in Ungarn, eingenommen. Um hierüber seine Ansichten dem gelehrten Publikum zu eröffnen, gab er ein kleines Christen unter folgendem Titel heraus: „De instituenda in Hungaria societate literaria erudita et conferendis ad illustrationem rerum patriae symbolis.“ Allein Perligi, von niemanden bei seinem lobenswürdigen Projecte unterstützt, erlebte die Realisirung dieses seines patriotischen Wunsches nicht.

Als Arzt, war Perligi ein grundgelehrter und tiefdenkender Mann. Aller Unwahrheit und allem Vorurtheile feind, prüfte er auf das strengste die theoretischen Grundsätze der Arzneikunde und suchte ihnen eine sichere und haltbare Basis zu verschaffen. Bei diesen Werken war er so unermüdet und so anhaltend fleißig, daß die Kraft seines Geistes nicht die größte Anstrengung zu brechen vermochte. Da nun Perligi bei seinen Untersuchungen und Prüfungen in dem Gebiete der Heilkunde, so strenge gewesen war und er überall nach unfehlbarer Richtigkeit und apodictischer Gewisheit rang,

so ging er mit der Idee um, die Medizin mit der Mathematik zu verbinden und diese auf jene anzuwenden.

Von den vielen Schriften die Perligi medicinischen, astronomischen, physischen, philosophischen und mathematischen Inhaltes geschrieben hat, traten nur einige an das Licht der Publizität, die übrigen sind im Manuscripte enthalten. Sicher aber wären auch diese gedruckt worden, wie sich dieß aus einer der schriftlichen Äußerungen Perligi's vermuthen läßt, wenn die von ihm projectirte, gelehrte Gesellschaft zu Stande gekommen seyn würde.

Die gränzenlose Liebe Perligi's in den Wissenschaften, um sich ihnen ganz ungestört weihen zu können, bewog ihn sein Physikat aufzugeben. Er that diesen Schritt im Jahr 1754 und zog sich dann auf sein unweit Poffonß gelegenes Landgut Upathsalva zurück, wo er nach einem höchst ruhigen und zufriedenen Leben, am 7. April 1778 mit Tode abgegangen ist.

M. Christoph Klesch.

Klesch wurde zu Jglo im Jahr 1632 am 16. October geboren. Sein Vater, war zwar nicht wohlhabend, doch ein sehr angesehener Bürger und zugleich auch Senator. Frühe verlor Klesch seinen Vater; derselbe starb, da er noch kaum fünf Jahre alt gewesen war.

In sehr mislichen Umständen blieb Klesch nach dem Tode seines Vaters, als Waise, zurück. Doch fanden sich bald edle Menschenfreunde, die sich seiner erbarmten und die ihn zur Schule anhielten. Klesch besuchte die Schule seiner Vaterstadt und war einer der fleißigsten Schüler.

Klesch trat sein fünfzehntes Jahr an und jetzt verließ er Jglo. Die Armuth zwang ihn zu diesem Schritte und er war genöthigt, um seine Studien weiter fortsetzen zu können, in fremdem Lande, Wohlthäter und Gönner aufzusuchen, die ihn unterstützten hätten. Mit dem Wanderstabe in der Hand durchstreifte er als Bettelstudent, die Städte Krakau, Posen, Frankfurt an der Oder, Leipzig, Wittenberg und Dresden. Zuletzt traf er, von dem größten Elende verfolgt, im Jahr 1648 in Breslau ein. Hier aber wendete sich das Blatt seines Traverschicksals. Mehrere Herren vom Adel, nahmen sich seiner an und unterstützten ihn auf das freigebigste.

Klesch's Wunsch war, sich der Theologie zu widmen. Er setzte seine unterbrochenen Studien in Breslau fort, studierte recht fleißig und begab sich dann nach zwei Jahren auf die Wittenberger Universität. Auch hier wurde ihm, die großmüthige Unterstützung von Sei-

ten seiner Breslauer Freunde und Gönner im vollsten Maße zu Theil.

Unermüdet verfolgte Klesch das Ziel seines Studienurses, bis er es glücklich, als ein gründlich gebildeter Theologe erreicht hat. Um zu zeigen, wie trefflich er, die Zeit in Witttenbergs Musenhallen, benützt hat, disputirte er im Jahr 1653 unter dem Dr. Sperlring „De ortu animae rationalis.“ Viel zur Erhöhung seines gelehrten Ruhmes, trug der Applaus bei, den er durch diese Disputation eingeerntet hat.

Klesch sehnte sich nach seinem Vaterlande und er kehrte in dasselbe im Jahr 1654 zurück. Kaum betrat er den Boden seiner theuern Heimath, so wurde er in Felka als Diakonus angestellt. Nach einer Jahresfrist kam er als Prediger nach Matthäocz und von hier in eben der Eigenschaft im Jahr 1661 nach Georgenberg.

Als ein treuer Arbeiter in dem Weinberge des Herrn, erfüllte Klesch freudigen Muthes, die Pflichten seines geistlichen Berufes: allein kaum hatte die Zeit eine Dekade dahin genommen, als er auf der Bahn seiner rastlosen Thätigkeit, auf eine grausame Art gehindert und aufgehalten wurde. Es begannen in den XIII. Zipferstädten, unter dem Fürsten Lubomirsky, schrecklich zu wüthen die Stürme der Religions-Verfolgungen. Jegliche Pfarrgüter in den Städten wurden konfisziert und die Geistlichen in das Exil gejagt.

Mächtig war der Schmerz der Wehmuth, der bei dieser Drangsal, dem unglücklichen Klesch an's Herz griff, als auch er seines evangelischen Glaubensbekenntnisses wegen, sein Haab und Gut verlassen und seinem theuern Vaterlande auf ewig das Lebewohl sagen mußte. Ohne in der Bestürzung noch recht nachgedacht zu haben, nahm er zuerst seinen Weg nach Jadowow, wo der Fürst residirte, um sich hier den nöthigen Paß zu seinen fernern Wanderungen verschaffen zu können. Was Klesch der Bedrängte verlangt hat, erhielt er und nun zog er weiter. Er kam zuerst nach Danzig, dann nach Oetkin und

Breslau. Beinahe drei Jahre brachte Klesch, von Jammer und Noth begleitet, auf dieser Wanderung zu. Endlich traf er im Jahr 1674 in Wittenberg ein. Die Professoren der Universität nahmen ihn recht gastfreundlich auf und beehrten ihn, seine Gelehrsamkeit schätzend, mit der Würde eines Magisters der Philosophie. Doch für immer konnte er in Wittenberg seinen Sitz nicht aufschlagen; er zog weiter und kam in Jena an. Auch hier war für ihn keine Stelle offen, die er hätte bekleiden können. Doch erwarb er sich sein Brot, als ein gelehrter Mann, durch Bücherschreiben. Freilich ging es ihm bei diesem Gewerbe, hart und mühselig genug: aber Klesch war als Exulant an jegliche Noth gewohnt und er ertrug alles Ungemach, das ihn hier betraf, in Geduld. Nichts konnte ihm seinen Muth, nichts sein Vertrauen auf Gott rauben. Endlich wurde er, nach langem Harren im Jahr 1680 zu Tennstädt unweit Weimar als Prediger und nach fünf Jahren in Erfurt als Diakonus angestellt.

Klesch war ein großer Theologe und auf seinem Posten ein sehr thätiger und gewissenhafter Mann. Die Pflichten seines Amtes waren ihm heilig. Während seiner Seelsorge in Erfurt hatte er drei Türken, die zuvor seinen Unterricht in der christlichen Religion genossen, getauft.

Als Dichter hat Klesch sich insbesondere auf eine erhabene Art ausgezeichnet. Seine literarischen Verdienste von dieser Seite wurden allgemein anerkannt und deshalb gelangte er auch, während seines Aufenthalts in Jena, durch Zuthun und Vermittelung seines hohen Gönners, des Philipp's von Zesen, zu der Würde eines k. gekrönten Dichters. Auch wurde er zugleich in die teutschgesinnte Gesellschaft als Mitglied, unter dem Rahmen des Dichtenden aufgenommen. Bei Gelegenheit dieser ehrenvollen Aufnahme verehrten ihm seine Freunde eine goldene, auf Rosen und Lilien ruhende Feder, mit folgender Inschrift: „Zwar kurz, doch künstlich.“

Der profaischen Werke die Klesch im Druck herausgegeben hat, sind sehr viele. Sie behandeln meistens theologische Gegenstände. Einige darunter enthalten auch polemische Ausfälle wider die Gegner des Chiliasmus.

Klesch stand bis an sein Lebensende in dem Rufe eines frommen und tugendhaften Mannes. Er starb in einem sehr hohen Alter, in Erfurt im Jahr 1706 am 20. Februar. Unter seinem Bildnisse liest man folgende, von Peter von Hartenfels gedichtete Verse:

„Kleschiadem sculpat Phidias et pingat Apollo;
Sculpere dona viri et pingere nemo potest.“

Um seinen gottseligen und frommen Sinn zu erheben, dichtete ihm zu Ehren, Christoph Dobner in Dödenburg, folgendes:

„Christophori nomen sancto sic jure meretur
Kleschius, en Christum fert pietate suum.“

Johann Serpilius.

Serpilius trat zu Leibiz im Jahr 1623 am 20. Jänner, an das Licht der Welt. Sein Vater, auch ein sehr berühmter Mann, der später Pfarrer in Käs-
mark und zugleich Senior der Unter-Poprader
geistlichen Fraternität gewesen war, war jetzt dort
Diaconus.

Den ersten Unterricht in den Wissenschaften erhielt Serpilius in seiner Vaterstadt; dann aber in den
Schulen zu Käs-
mark, Rosenau und Caros-Pa-
tal. Er war ein sehr fleißiger Student.

Serpilius widmete sich dem politischen Stande
und studierte die Rechte. Um seine Studien fortsetzen
zu können, begab er sich auf die Universität nach Kö-
nigsberg. Hier brachte er drei Jahre zu, wurde
dann zum Doctor der Rechte graduirte und erwarb
sich als Jurist einen sehr großen Ruf. Die ersten Pro-
ben von der Solidität seiner Rechtskenntnisse legte er zu
Elbingen ab, wo er vor der dortigen gerichtlichen Be-
hörde, mehrere sehr schwierige Prozesse, glücklich und
siegreich durchgeführt und beendigt hat. Serpilius
wünschte für immer in seiner jetzigen Wirkungsphäre und
auf dem Orte, wo er sich jetzt befand, zu verweilen; er
trat daher in den Stand der Ehe und verheirathete sich
mit der von Heinrich Zambelius zurückgelassenen Witt-
we, Namens Christina, einer gebornen Alexan-
ger. Allein das Schicksal verfügte es anders; der Tod
raubte ihm nach einem Zeitraume von 39 Wochen, seine
theure Gattin und nimmermehr vermochte Serpilius,
mit Eifer und Muth die Pflichten seines Berufes dort zu
erfüllen, wo die rauhe Hand des Mißgeschicks, die kaum



entblühte Blume seiner ehelichen Wonne, so schnell zer-
knicke und der Trauer Schmerz ihn unaufhörlich verfolgt
hat. Er verließ die Stadt Ebingen und kehrte noch
in demselben Jahre seiner Verheirathung (1646) in sein
Vaterland nach Ungarn zurück. Hier sollte von den
Trümmern seines Glückes entfernt, die tiefe Wunde sei-
nes Herzens verharrschen und vernarben.

Cerpilius befand sich in der Mitte seiner Lands-
leute und er schlug seinen Sitz in Kásmark auf. Wie
er nun im Auslande, seiner großen Rechtsgelehrsamkeit
wegen, in hohem Ansehen stand, so stand er auch hier;
denn lange vor seiner Heimkehr, hatte die vielstimmige
Kunde, von ihm, in Ungarns paradisischen Gefilden,
schon alles Löbliche Gute und Schöne, verbreitet gehabt.
Er stieg daher von einer Ehrenstufe zur andern und kei-
ner aus der Zahl der damaligen ungrischen Rechtsgelehr-
ten; war ihm an Einsicht, Scharfsinn und Geschicklichkeit
gleich. Die berühmtesten Staatsmänner und ersten Reichs-
magnaten suchten seine Freundschaft und bedienten sich
bei der Schlichtung harter Streitfälle seines Rathes.
Bald nach seiner Ankunft in Ungarn, bestellten ihn die
fünf königl. Städte Ober-Ungarns (Kaschau,
Eperies, Leutschau, Kásmark, Bartfeld und
Zeben) zu ihrem Rath und Anwald. In dieser
Eigenschaft verlegte er jetzt seinen Wohnsitz von Ká-
smark, nach Leutschau. Unter seinen einheimischen
Gönnern und Freunden zeichneten sich vorzüglich die beiden,
Graf Stephan Esaky Ober-Gespann und Sigmund
Mariassy, Vice-Gespann des Zipser-Comitates, aus.
Unzählbar sind die Spenden der Güte und des Wohlwol-
lens, die Cerpilius aus den Händen dieser Bieder-
männer, erhalten hat. Durch ihren Betrieb wurde er
im Jahr 1657 in den Convent der Udeligen aufgenommen
und zum wirklichen Beisitzer der Gerichtstafel
des L. Zipser-Comitats, ernannt.

Mit jedem Tage wuchs das Zutrauen, mit dem man
den weit und breit gepriesenen Rechtsgelehrten, von al-
len Seiten beehret hat. Insbesondere sehr, schätzten ihn

1659
 die Protestanten, seine Glaubensgenossen, denen er in ihren Bedrängnissen, ausserordentlich nützlich gewesen war. Er erwarb sich deshalb in ihrer Mitte ein unvertilgbares Denkmal, von seinem unermüdeten Fleiß und Eifer, mit welchem er ihre Rechte immer verfochten und vertheidigt hat. — Im Jahr 1659 wurde er von den Löbl. Ständen des Zipser Comitates, als Deputirter zu dem nach Preßburg ausgeschriebenen Reichstag abgeschickt. Bei dieser Gelegenheit wurde er insbesondere von den Protestanten Ober-Ungarns ersucht und gebethen, sich auf dem Reichstage im Angesichte der versammelten Reichsstände, mit aller Kraft für ihre Sache zu verwenden und an dem Geschäfte der Ordnung und der Beschwerden, Theil zu nehmen, welche die gesammten Mitglieder der Evangelischen Kirche in Ungarn, Sr. geh. Majestät, dem Kaiser und Könige Leopold dem Großen einzureichen gedachten.

Serpilius entledigte sich auf dem Reichstage der ihm mitgegebenen Aufträge, auf das ehrenvollste. Man staunte über die Fülle seiner Kenntnisse und bewunderte ihn allgemein als den Mann von der größten Staatsflugheit und den tiefsten Rechtseinsichten. Insbesondere zog er die Aufmerksamkeit der beiden königl. Freystädte, Ödenburg und Preßburg auf sich. Beide beehrten ihn zu gleicher Zeit, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken und bei der feierlichsten Zusage, ihn höher zu befördern, mit dem Antrage des Amtes eines Syndikus in ihrer Mitte. Serpilius war geneigt dem erhaltenen Rufe zu folgen, nur fiel ihm die Wahl schwer, zwischen den beiden Städten. Er dachte lange nach, endlich aber bestimmte er sich für Ödenburg.

Ein harter Schlag für seine Zipser Freunde war dieser Entschluß, den Serpilius gefaßt hat. Lange nicht fassen konnten sie sich in ihrer Bestürzung darüber, insbesondere klagten die Herren von Adel sehr, daß er sie verlassen und sich von ihnen trennen wollte. Als daher Serpilius in voller Comitats-Versammlung, unter den rührendsten Ausdrücken seine bisherigen Würden und

Unter niedergelegt und dafür gedankt hat, so war es nur eine Stimme, die ihn beschwor, zurückzubleiben. Man gab ihm die feierlichsten Versicherungen in Hinsicht seiner weitem Beförderung und der Vermehrung seiner Nebenüen: allein *Serpilius* konnte sein gegebenes Wort nicht mehr zurück nehmen und es war am 7. April 1660 als er mit den Seinigen *Leutschau* verlassen und sich auf den Weg nach *Ddenburg* begeben hat. Während war sein Abschied von den edlen Männern, die seine Verdienste so zu würdigen wußten und die ihn doch an ihren Bund und an seine Heimath durch nichts zu fesseln vermochten.

Nicht lange bekleidete *Serpilius* in *Ddenburg* das Amt eines *Syndikus*; er stieg bald, als Wohlthäter und Menschenfreund geliebt und geschätzt von der ganzen Bürgerschaft, zu der Würde eines *Senators* und zuletzt dann zu der eines *Stadtrichters*. Dief letztere Amt verwaltete er bis an sein Lebensende. Er starb am 1. Dezember 1686. Seine Nachkommenschaft war sehr zahlreich; er hinterließ aus doppelter Ehe, sechs Söhne und zwei Töchter. *)

Die Trauerrede an seinem Sarge hielt *Ferdinand Dobner*. Eben dieser machte aus dem Namen des Verklärten folgendes Anagramm: „*Sol sapiens in Jure.*“

Mit musterhafter Treue und der strengen Gewissenhaftigkeit erfüllte *Serpilius* die Pflichten seines amtlichen Berufes. Er war ein sehr thätiger und fleißiger Mann. Ungeachtet die Zahl der Geschäfte, die er auf

*) Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, war *Serpilius* noch zweimal verheirathet. Seine zweite Gemahlin hieß *Eva*; sie war eine *Käsmarkerin*, die Tochter eines dortigen *Rathsherrn*, Namens *Tobias Gall*. Er ward mit ihr im Jahr 1652 ehelich verbunden. Nach ihrem Tode, der in *Ddenburg* am 7. August 1661 erfolgte, vermählte sich *Serpilius* zum drittenmal und zwar mit der Witwe *Sophia Dorothea* einer gebornen *Balduin*, die an den berühmten *Leutschauer* Prediger *M. Christoph Böhme* verheirathet war. Er wurde mit ihr im Jahr 1661 in *Leutschau* kopulirt.

seinen Posten zu verwalten hatte, groß war und selbe ihm viele Zeit raubten, so unterließ er es doch nicht sich auch in der gelehrten Welt, einen Ruhm zu erwerben. Serpilius war auch ein sehr gründlicher Christsteller. Im Drucke erschienen von ihm folgende Werke: „Oratio de nova Turri Kesmarkiensi 1641.“ Delinatio Juris Canonici et Civilis. Lentschoviae 1651. und „Disputatio publica de incrementis rerum publicarum.“ Im Manuscript hinterließ er ein Werk unter folgendem Titel: „Conciliatio juris Hungarici cum jure Canonico et Civili.“

David Spilenberger.

Spilenberger wurde in Leutschau im Jahr 1627 am 3. August geboren. Sein Vater war Samuel Spilenberger. — Gleich seinem Vater widmete sich auch David der Arzneikunde. Nachdem er seine Studien in der Leutschauer Schule beendigt hatte, kam er auf Veranstaltung seines sorgfältigen Vaters nach Stolpen in Pommern, wo sein Onkel Martin Spilenberger die Würde eines Professors bekleidete. An dem hiesigen Gymnasium und unter der Aufsicht und Anleitung seines gelehrten Onkels, setzte David seine Studien fort und bereitete sich auf eine würdige Art für seinen künftigen Beruf als Arzt, vor. Er studierte ferner auf den Universitäten zu Wittenberg, Leyden, Basel und Padua. Auf dem letztern Orte wurde er zum Doctor der Medizin graduiert.

Im Jahr 1655 kam Spilenberger nachdem er zuvor noch eine Reise nach England unternommen hatte, nach Hause und wurde sogleich von den Leut-

ſchauern, da ſein Vater bereits todt war, mit dem Antrage des Stadtphyſikats beehrt. Spilenger nahm die angebothene Stelle an, aber ſchon nach vier Jahren begab er ſich als Arzt nach Schemnitz. Hier verehelichte er ſich mit einer ſehr reichen Jungfrau, Namens Susanna Regina Reuter, mit der er ungeheuer reiche Gold- und Silbergruben erbt. In dieſer Heirath und in der mit ihr gewonnenen Erbschaft, lag der Grund von der Macht, dem Glanz und von allen den großen Reichthümern, durch welche die Familie der Spilenger's, in den spätern Zeiten ſich ausgezeichnet hat. — Doch die Leutſchauer empfanden ſehr den Verluſt Spilenger's, ſie ſandten daher im Jahr 1661 eine anſehnliche Deputation an ihn nach Schemnitz und bathen ihn, er möchte wieder zurückkehren in ihre Mitte. Die Liebe Spilengers zu ſeinem Geburtsort, bewog ihn den Bitten Gehör zu geben und der erhaltenen Einladung zu folgen. Er kam nach Leutſchau zurück und verwaltete ruhmvoll, bis an ſein Lebensende ſeinen Poſten als Arzt und Stadtphyſikus. Im Jahr 1684 ging er mit Tode ab.

Nicht nur als Arzt, ſondern auch als Schriftſteller hat Spilenger ſich im Inn- und Auslande, einen ſehr großen Ruhm erworben. Er iſt der Verfaſſer ſehr vieler, gewichtvoller mediſiniſcher Schriften.

Der Sohn Spilenger's, auch David genannt, der im Jahr 1662 geboren wurde, erſtieg als Leutſchauer Stadtrichter, die Stufe eines ſehr hohen Ruhmes und ſeine Enkel David und Johan, wurden ihrer Verdienſte wegen um den Staat und den Thron, von dem Kaiſer Karl VI. mit dem Prädikate „de Spilenberg“ beehrt und ſie hatten die Prærogative ſich „Aulae regiae familiares“ zu nennen.

M. Andreas Günther.

Günther erblickte im Jahr 1634 zu Maldur das Licht der Welt. Sein Vater auch Andreas genannt, war dort (durch eine Reihe von vierzig Jahren) Prediger. — Seine Elementarbildung erhielt Günther theilweise in den Schulen zu Maldur, Ujhely, Caros-Patak, Wallendorf und Kirchdorf. Im Jahr 1654 bezog er die Wittenberger Universität. Von dem Verlangen gedrängt auch andere Hochschulen des sächsischen Landes zu kennen, begab er sich im Jahr 1658 nach Jena, wo er sich um die Magisterwürde bewarb, die ihm auch im zweiten Jahre seines dortigen Aufenthaltes, unter dem größten Applaus, da er ruhmvoll für dieselbe disputirt hat, ertheilt wurde. Im Jahr 1662 kehrte er nach Ungarn zurück, wo er sogleich nach seiner Ankunft eine Anstellung als Prediger in Kabsdorf erhielt. Doch viele der bittersten Drangsale und Leiden, erwarteten ihn innerhalb der Gränzen seines Wirkungskreises. Nicht nur die Gifthäuche der Pest, die jetzt unter dem Latra emporqualmten, sondern auch die Tod und Verderben schleudernden Stürme der Religionsverfolgung, bedrohten sein Leben. Er wurde endlich nach neun kummervollen Jahren (im Jahr 1671) von seinem Posten verjagt und ganz aus seinem Vaterlande vertrieben. Im Geleite mehrerer Exilirten, die mit ihm sein unverdientes hartes Loos theilten, suchte er Zuflucht bei seinen Glaubensbrüdern in Sachsen. Fünf Jahre lang privatisirte er in Leipzig, von den wohlthätigen Spenden seiner Söhner und Freunde lebend, bis er im Jahr 1677 zu Naumburg das Diakonat

und 1683 dann das Archi. Diakonat alibort, erhielt. Hier ereilte ihn der Tod im Jahr 1709 am 6. November.

G ü n t h e r verwaltete sein Predigeramt 51 Jahre lang und zeigte sich immer als ein fleißiger und tiefdenkender Mann. Er war von einer großen, angenehmen Herz und Seele ergreifenden Beredsamkeit. Man hörte ihn daher sehr gerne, wenn er von der Kanzel herab sprach. Während der ganzen Zeit seiner Amtsführung hielt er 5424 Predigten. Eine jegliche seiner Predigten war immer zweckgemäß und solid ausgearbeitet.

Auch war G ü n t h e r noch ein sehr warmer Freund der Literatur und ein eifriger Beförderer aller wissenschaftlichen Cultur, durch selbst geschriebene und verfaßte Werke, deren sehr viele von ihm im Drucke erschienen sind und die alle von der Gebiegenheit seiner gelehrten Bildung zeigen.

Jakob Kray.

Kray trat in Kásmark, im Jahr 1686 am 27. November in die Welt. Sein Vater auch Jakob genannt, bekleidete dort die Würde eines Stadtrichters und er war einer von jenen fünf unglücklichen Männern, die nach der Einnahme Kásmarks, durch den kais. General Heister, als vermeinte Anhänger und Freunde des Rebellen, Franz Leopold Rakocz y II. durch das Schwert getödtet wurden.

Dies trauervolle Schicksal Kray's des Vaters, hatte auf die Lebensschicksale Kray's des Sohnes, einen wunderbaren Einfluß. In ihm lag geheimnißvoll der Keim von der Celebrität verborgen, zu der später Kray gelangt ist. Der enthauptete Stadtrichter, war ein Mann von großen Verdiensten, welche die Kásmarker Bürgerschaft allgemein erkannte; das was man ihm in Hinsicht eines sträflichen Einverständnisses mit dem Fürsten Rakocz y vorwarf war nur ein bloßer Verdacht, keine der ihm zur Schuld gelegten Unthaten, konnte bewiesen werden und man verwendete sich daher während er im Kerker schmachtete, von allen Seiten mit Bitten für die Erhaltung seines theuern Lebens. Selbst der polnische Fürst Theodor Constantin Lubomirsky, damaliger Capitán des Lublyoer Schlosses, nahm sich des verfolgten, gerechten Mannes an und bath für ihn, bei dem Kaiser Joseph I. um Gnade. Allein keine der Fürbitten, krönte ein erwünschter Erfolg. Kray, nach dessen Blut die Gegenpartei dürstete, wurde, ehe noch ein Bescheid auf die kraftvollen Interpositionen am Hofe eintraf, enthauptet.

K r a y fiel unter dem Schwerte und sein Fall ergriff und erschütterte den Sohn so sehr, daß er nirgends mehr Ruhe fand: denn zu schwer lag auf seinem Herzen die ihm hierdurch zugefügte Schmach und unerträglich war ihm der Gedanke, sein Vater habe als Missethäter, unter der Hand des Scharfrichters bluten müssen. So wie die Unschuld des Hingerichteten und sein edler Charakter jedem Bürger von Käsmark bekannt war: so kannte und wußte dieß auch Ja l o b sein Sohn. Er schwor deshalb an seinem Grabe seinen Tod zu rächen und nie zu ruhen, bis er nicht vor jenem Tribunal, das so ungerecht zum Tod ihn verurtheilen konnte, seine Rechtschaffenheit und Unschuld werde bewiesen haben.

Von diesem Vorsatz, die Ehre seines Vaters zu retten, ganz durchdrungen, machte sich K r a y ohne Zögern auf nach W i e n. Hier glaubte er seine verlorne Ruhe wieder finden und die drückenden Gluthen seines empörten Rachengefühls, dämpfen zu können. Und unvermuthet bald führte ihn des Zufalls Zauberarm, an das Ziel seiner Wünsche. K r a y befand sich auf einem der öffentlichen Unterhaltungsörter W i e n's. Hier kam er von ohngefähr mit einem Offizier von der kais. Armee zusammen. K r a y, ohne ihm seinen Namen zu nennen, ließ sich mit ihm, in ein Gespräch ein. Der Offizier erzählte und theilte ihm unter andern Dinge mit, die ihn in das größte Erstaunen versetzten. Die schauerhaften Mittheilungen betrafen die Unglücksgegeschichte seines Vaters. Der Offizier entdeckte und sagte ihm, unter den Gebährden eines boshaften Prahlers, daß er es war, der nebst andern, das meiste zu der schleunigen und übereilten Hinrichtung des Käsmarker Stadtrichters und zwar auf folgende Art, beigetragen hat. Der lang geführte Prozeß des fälschlich Angeklagten, erzählte er, hätte endlich eine sehr günstige Wendung bekommen, er wäre von Sr. Majestät dem Könige begnadigt worden und er hätte den Befehl erhalten, den Begnadigungsbericht nach K ä s m a r k zu überbringen. Allein die Feinde des Stadtrichters, hätten ihn mit Geld gewonnen und ge-

bethen gehabt, mit der Verklündigung der Pardonirung des Eingekerkerten, einige Tage zu verziehen; dieß hätte er auch gethan und so wäre denn binnen dieser Zeit der Verzögerung, der Angeklagte, enthauptet worden.

Nichts brauchte Kray der hart gereizte mehr, als diese Entdeckung aus dem Munde des heimtückischen und schadensfrohen Mannes, um in den Zustand des höchsten Ingrimmes, versetzt zu werden. Sie war der brennende Strahl, der sein ganzes Wesen entzündet und mit Bliggeschnelle in ihm, die fürchterbare Explosion, seines bis jetzt, mit aller Gewalt unterdrückten Rachegefühls, bewirkt hat. Kray entdeckte sogleich dem Offizier, ihm in die Ohren donnernd, er wäre der Sohn des unglücklichen Käsmarker Stadtrichters und darum in Wien angekommen, um Aufschluß über das grausame Verhängniß, das den Schulblosen betraf, zu erhalten und bei entdeckter Ungerechtigkeit, an dem Urheber derselben, die Manen seines Vaters zu rächen. Er forderte ihn auf der Stelle zu einem Duell heraus. Der erschrockene Offizier nahm die Herausforderung an. Der Zweikampf begann und Kray streckte seinen Gegner todt zu Boden nieder.

Ganz beruhigt in seinem Herzen war zwar Kray, als es ihm gelang, denjenigen in das Reich der Todten zu bannen, auf dem die meiste Schuld von dem Tode seines Vaters haftete: aber bald wurde er in die Tiefen einer andern Unruhe wieder versenkt. Es war Furcht und Besorgniß, seiner That wegen ertappt und zur Verantwortung gezogen zu werden, was ihn peinigte. Doch in denselben Tagen, als er bange darüber nachgedacht hat, wie er dem Hiebe der Strafgerechtigkeit ausbeugen könnte, erkönte von den glänzenden Zinnen des kaiserl. Thrones, an die wackern Bewohner Wien's, ein Aufgeboth herab, daß jeglicher, der als Freiwilliger, in Reich und Glied gegen die Macht der heranahenden Feinde des Vaterlandes sich Lust zu stellen hätte, sich melden und hervortreten sollte: Niemanden kam diese Aufforderung vielleicht erwünschter und willkommener, als dem sorgen-

vollen Kraß. Es erwachte stracks in ihm die Liebe zu dem Soldatenleben, und er war einer der ersten, der sich in dem Corps der Freywilligen, als Dragoner angeworben hat.

Die Zahl der freywilligen Krieger nahm schnell mit jedem Tage zu: aber auch der Feind näherte sich mit schnellen Schritten, den Gränzen des bedrängten Reiches. Es war im Jahr 1715. Auf dem Throne als Kaiser und König, saß jetzt Karl VI. und wider ihn erhoben sich die bundbrüchigen Türken, der Friedensbedingnisse nicht eingedenk, die sie in die Schranken der Friedfertigkeit zurückwiesen. Die Gefahr war groß, denn viel gelitten hat das Land, in den kaum beendigten Feldzügen wider die Franzosen. Das Heer der Türken, gegen das der Kaiser sich zu wehren hatte, zählte 150,000 Mann. Der Anführer desselben war der gefürchtete Großvezier Aly. In Stambul herrschte jetzt als Sultan Achmet III.

Unerfrohenen Muthes zogen die kaiserl. Truppen dem Feind entgegen und legten in den Schlachten bei Temesvár, Peterwarden und Belgrad, die erhabensten Proben von ihrer Kriegstapferkeit ab. Die Türken erlitten eine gänzliche Niederlage. Nur bei Peterwarden allein (am 5. August 1716) blieben nebst dem Heerführer Aly und dem Janitscharen Aga, 50,000 auf dem Kampfplatz.

In die Zahl der Tapfern, die sich in den erwähnten Schlachten insbesondere ausgezeichnet hatten, gehörte auch der Dragoner, Kraß. Seine Kühnheit und Unerfrohenheit, erregten in der Armee ein allgemeines Staunen. Die Blicke der tapfersten Offiziere waren daher auf ihn gerichtet; sie sprachen alle mit Begeisterung und einstimmigen Lobe von ihm. Insbesondere zeichnete sich Kraß, in dem Treffen bei Belgrad (am 16. August 1717) als ein keine Gefahr scheuender Krieger aus. Das Gerücht von seinem Heldenmuth, gelangte auch zu den Ohren des Prinzen Eugen von Savoyen, der als Generalissimus die kaiserl. Armee kommandirte. Er wünschte den tapfern Dragoner zu sehen. Derselbe wur-

de ihm vorgestellt. Von Klugheit immer geleitet benutzte Kray diese Gelegenheit und gab sich dem Prinzen zu erkennen. Eugen, der die Verdienste des wackern Soldaten zu würdigen wußte, ernannte ihn sogleich zum Offizier, und empfahl ihn der Gnade seines Monarchen auf's beste.

Mit verdoppeltem Eifer erfüllte nun Kray, nach dieser ruhmvollen Auszeichnung die Pflichten seines Kriegerberufes. Jedoch im Jahr 1718 am 21. Juli, kam der Passarowitzer Friede zu Stande und der Ruhmbekränzte, kehrte nach Käsmark zurück. In stiller Einsamkeit den Musen fleißig huldigend, die ihn immer sehr angezogen hatten, verlebte er hier viele Jahre. Jetzt aber rückte auf den Schwingen der Zeit, das 1741ste Jahr heran und dieses forderte ihn wieder, als einen der treuesten Patrioten, zum Kampf gegen die Feinde des Vaterlandes auf. Den Thron als Königin von Ungarn behauptete jetzt Maria Theresia. Gegen sie, trotz der ausdrücklichsten Bestimmungen, welche die pragmatische Sanction enthielt, erhob sich nebst andern Feinden, die ihr das Erbsolgerrecht in den österreichischen Erbstaaten, streitig machten, auch der Churfürst von Baiern Carl VII., der im Jahr 1742 am 24. Jänner zu Frankfurt am Mayn, zum römischen Kaiser erwählt wurde. Allein, der Geist der unerschütterlichsten Treue, beseele die Schaaren aller Völker, über welche Maria Theresia, den Scepter der Herrschaft schwang. Mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus eilten alle herbei, um die von den Gefahren des Krieges von allen Seiten bedrohte, erhabene Regentin zu beschirmen und zu vertheidigen. Unter den Herbeigeeilten zeichneten sich insbesondere die Ungern aus. Es wurden im Lande mehrere Legionen adeliger Waffenträger organisiert, die vollkommen ausgerüstet, schnell sich auf den Weg, zur Bekämpfung des Feindes begaben. Kray der betagte, aber noch immer frisch geheuzte Krieger, nahm in der Thomaszirmay'schen Legion, die Stelle eines Capitäns ein. In Böhmen begannen die ersten kriegerischen Auftritte. Des Feindes

stärksten Bundesgenossen waren die *Franzosen*, die sich 21,000 Mann stark unter dem Commando des Marschalls von *Broglie*, in *Prag* postirt und fest verschanzt hatten. Gegen dieselben wurden die ungrischen Krieger befehligt. Der Sturm auf *Prag* begann und die Feinde wurden ganz geschlagen. Die Stadt fiel in die Gewalt der Sieger. Bei diesem Heldenwerke, das in Bezug auf die Feinde von den verderblichsten, für *Oesterreich* aber von den gesegnetesten Folgen war, hatte *Kray* mit seinen Männern, die er kommandirte, zur Eroberung der Stadt, das meiste beigetragen. Er blieb auch jetzt als Kriegsheld, nicht unbemerkt und unbelohnt.

Dem ausgebrochenen und von *Oesterreichs* mit Glück geführten Kriege, machte der im Jahr 1745 am 25. Dezember zu *Dresden* abgeschlossene Friede, ein Ende. Bald nach dem Abschlusse des Friedens, kehrte *Kray* mit neuen Lorbeern des Ruhmes ausgeschmückt, in seine Heimath, unter dem *Latra*, zurück. Ehreuvoll war die Weise, mit der die *Käsmarker*, den zurückgekehrten Helden, innerhalb ihrer Stadtmauern, empfangen und bewillkommt hatten. Alle, die dem Bunde der Bürgerschaft angehörten, hegten für ihn die größte Hochachtung. Um aber diese auch durch offenbare That an den Tag zu legen, trugen sie ihm die Würde eines *Senators* in ihrer Mitte an. *Kray* nahm die angebotene Dignität an, und verwaltete auf das redlichste und zum vollen Heil der Stadt, seinen Posten.

Da *Kray* das Zutrauen der ganzen Stadt besaß, so wurde er auch im Jahr 1751, als ihr Deputirter zu dem *Preßburger Reichstag* abgeschickt. Auch hier eröffnete sich ihm bald ein Feld der größten und höchsten Auszeichnung, deren er sich als ein Mann von vielumfassender Welt- und Menschenkenntniß, würdig gemacht hat. Um seine Ansichten und Urtheile, über die mannigfachen Gegenstände, die auf dem Reichstage zur Sprache kamen, zu eröffnen und allgemeiner zu machen, ließ er verschiedene Aufsätze, meist militärischen und politischen Inhaltes, öffentlich erscheinen. Die an das Licht der Pu-

blizität getretenen Flugschriften, wurden mit der größten Neu- und Wißbegierde gelesen und Kray zog dadurch bald die Aufmerksamkeit aller in Preßburg versammelten Reichsstände auf sich. Die mächtigsten Magnaten und Prälaten suchten ihn hervor und zollten ihm ihre Hochachtung. Unter den großmüthigen Mäzenen, die ihn seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit wegen, vorzüglich sehr gewogen waren, verdient insbesondere der berühmte Primas von Ungarn, Graf Niklas Esaky, genannt zu werden. Unendlich viel hatte Kray diesem großen Manne, insbesondere in Hinsicht der Erziehung seines Sohnes, des nachmaligen berühmten Generalfeldzeugmeisters Paul Kray von Krájova, zu verdanken.

Kray kehrte von Preßburg zurück und bald darauf versetzte ihn der Tod aus diesem Reich der Zeitlichkeit in das der Ewigkeit. Er starb im Jahr 1753 betrauert von der ganzen Stadt und jedem andern Ehrenmanne, der seine Verdienste, um den Staat und den König würdig zu schätzen wußte.

Kray war des ihm auf seiner Lebensbahn zu Theil gewordenen hohen Ruhmes, allerdings werth und würdig. Er war als Krieger, ein Mann von der größten Unerfrockenheit, als Senator, ein Mann von der größten Gerechtigkeitsliebe und als Gelehrter, ein Mann von dem größten Scharfsinne. Unter den Wissenschaften, die er mit besonderer Vorliebe betrieben hat, war vorzüglich die Geschichte. Von seinem Eifer für dieses Studium und den Fortschritten, die er in demselben machte, zeigt die „Geschichte der Stadt Kasmarck“ welches reichhaltige Werk er verfaßt und geschrieben hat.

Paulus Apelles von Löwenstein.

Löwenstein wurde gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zu Jglo, von adeligen Eltern geboren. Er widmete sich dem gelehrten Stande und studierte Theologie. Da ihn aber seine von verschiedenen Unglücksfällen hart heimgesuchten Eltern, in der Schule, nach Bedürfnis, nicht vollkommen zu unterstützen vermochten, so war er genöthigt frühe seine Zuflucht zu edlen Menschen zu nehmen, die ihm das Nöthige zur Betreibung und Fortsetzung seiner Studien, darreichten. Löwenstein, als ein talentvoller Jüngling verdiente mit Recht die Gaben seiner großmüthigen Wohlthäter. Allein dieser Umstand, der ihn zwang, fremde Hilfe zu suchen, bewirkte, daß er, bis er in Hinsicht seiner wissenschaftlichen Ausbildung, das Ziel seiner Wünsche erreichte, manches harte Schicksal erfahren mußte.

Löwenstein studierte zuletzt auf der Breslauer Universität. Nach einem dreijährigen Aufenthalt all dort wurde er zuerst als Rector nach Neuchenstein im Herzogthume Brieg und dann nach Olau, berufen. Allein das Leben und Wirken im Auslande, wollte ihm nicht gefallen. Er sehnte sich sehr nach seinem Vaterlande und wendete sich daher an seine gelehrten Freunde in Ungarn, mit der Bitte, daß sie ihm zu einer Beförderung, auf heimischen Boden, verhelfen möchten: Johann Erich Weisbeck, Prediger in Preßburg, war einer seiner besten Freunde und dieser bewirkte, daß er als Rector, an das Gymnasium nach Modern berufen wurde.

Mit frohem Herzen nahm Löwenstein den erhaltenen Beruf an: aber er verweilte in Modern nicht

lange. Nach einer Jahresfrist ungefähr kam er in eben der Eigenschaft nach Toppſchau; allein auch hier besorgte und beförderte er das Heil der Schule nicht lange. Es entspannen sich zwischen ihm und dem Toppſchauer Prediger, Philipp Heuſch, verschiedene Mißhälligkeiten, die ihn hart angriffen und die ihn endlich dahin brachten, daß er freiwillig abgedankt und sein Rectorat aufgegeben hat. Löwenſtein zog sich jetzt in seine Vaterstadt nach Zglo zurück und lebte dort als Privatmann, einzig und unermüdet der edlen Leidenschaft huldigend, die in seinem Busen für Literatur und Kunst loberte.

Mehrere Jahre brachte Löwenſtein in seiner Zurückgezogenheit zu, Endlich beriefen ihn die Käsmarcker zum Rector ihrer Schule. Löwenſtein folgte dem ehrenvollen Rufe und begab sich nach Käsmark. Allein kaum ein Jahr lang konnte er seinem Amte vorstehen, es überfiel ihn eine hartnäckige Krankheit, die ihn nöthigte, aus dem Geleise seiner bisherigen rastlosen Thätigkeit zu treten. Das Übel der Krankheit verschlimmerte sich mit jedem Tage; es war unheilbar und führte endlich den lange geplagten Patienten, durch einen Schlagfluß, an die Pforten des Grabes. Löwenſtein gab am 6. October 1706 seinen Geist auf. Sein Leichnam liegt in der Käsmarcker Pfarrkirche, dem Hauptaltar zur linken Seite, begraben.

Löwenſtein war ein Mann von hoher Geisteskraft und einer ausgebreiteten, tiefen Gelehrsamkeit; aber von einem sehr reizbaren Gemüthe. Eben in seiner allzugroßen Reizbarkeit und Empfindlichkeit, lag der Grund von manchem Verdruß verborgen, der ihm die Tage seines Lebens vergällte und den er sich meistens selbst, durch das Gift seiner Satyren, die er schrieb, zugezogen hat: denn Löwenſtein, war als Dichter, einer der beißendsten Satyriker seiner Zeit. Was sich in das strenge Urtheil und den Starrsinn seiner Überzeugungen nicht fügen oder mit den Maximen seiner Denkart nicht harmoniren wollte, mußte die blutigen Geißelhiebe seiner Satyre empfinden. Daher lebte der Unglückliche, den die

Gewalt seiner stürmischen Leidenschaftlichkeit, nur zu oft überwältigte, mit vielen, insbesondere mit seinen Collegen, die ihm näher standen, in einem ewigen Zank und Streit.

Die Zahl der poetischen Schriften, die Löwenstein in lateinischer und deutscher Sprache zurückgelassen hat, ist ziemlich groß. Eines seiner vorzüglichsten Werke ist, das er zu Brieg im Jahr 1675 unter folgendem Titel und in Begleitung von folgendem Chronostikon herausgegeben hat; „Exercitium poetico-anagrammaticum — privatum, in Libros VI. digestum et editum, cum Indice copiosissimo, Anno, quo Ecclesia Christi ingemiscit:

eUge DeUs nos a tURCis DefenDere perge
ex aLto, pereat, ne patlare plUs.“

Löwenstein hat auch mehrere deutsche, geistliche Lieder gebichtet, die von einem anerkannt hohen Werthe sind und die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben.

M. Christian Joachim Schwab.

Schwab erblickte in *Leutschau* am 8. Dezember 1672 das Licht der Welt. Sein Vater *Johann Schwab* war dort ein angesehenener, wohlhabender Kaufmann. Nach seinem Vorsatze, sollte der Sohn sich dem Kriegsdienste widmen, um durch Heldenthaten, auf dem Felde der Ehre vollzogen, der adeligen Geburtsvorzüge, die ihn schmückten, sich würdig zu machen; aber *Christian Joachim* hatte keinen Sinn für das Soldatenleben; er weihete sich den Musen und studierte mit ausdauerndem Eifer die *Medizin*. Auf der *Universität zu Leiden* in *Holland*, erhielt er, nach ruhmvoller Verttheidigung seiner Inauguraldissertation, das ärztliche *Doctor* diploma.

Im Jahr 1700, gerade als die Pest am heftigsten in *Ungarn* wüthete, kehrte Schwab in sein Vaterland zurück und erhielt sogleich das *Leutschauer Stadtphysikat*; später wurde ihm die Würde eines *Physikus* des *Zipser Comitats*, zu Theil. Nicht allzulange aber wirkte Schwab, als einer der geschicktesten Ärzte seiner Zeit, mit sichtbarem Segen, zum Heil der leidenden Menschheit auf seinem Posten; schon im Jahr 1722 am 21. Dezember, rief ihn der Tod von demselben ab. Wie ganz vertraut Schwab mit den *Mysterien* der *Arzneikunde* und wie glücklich er auch in seinen *Kuren* gewesen war, erhellet unter andern aus dem Inhalte der Paar Verse die der damalige berühmte lateinische Dichter *Zabier* zu seinem Lobe (in seiner „*Memoria Medicorum Thuro-nensium*“) verfaßt hat, sie lauten folgendermassen:

„Arte potens medica, quorum vestigia prensat
Schwabius, ingenio magnus, felixque medendo.“

Noch mehr aber, als dieser Lobesauspruch erhebt und bekräftigt Schwab's großen Ruf, den er sich vorzüglich im Auslande als Gelehrter erworben hat, der Inhalt der vielartigen Schriften, die ihn zum Verfasser haben.

Albert Leonhard Laszky, Pa- latin von Siradien.

Dieser ruhmbechränzte, edle Mann, kam im Jahr 1550 auf dem Kásmarker Schlosse zur Welt. Sein Vater hieß Hieronymus und seine Mutter Anna, die eine geborne von Korodzensky war.

Laszky's Vater, Hieronymus war auch ein sehr berühmter Mann; er zeichnete sich in den Tagen seines Lebens vorzüglich als ein tapferer Feldherr und ein sehr kluger Staatsmann aus. Als der Erbgraf von Zips, Johann ZapoIya, nach der königlichen Würde in Ungarn strebte, war Hieronymus einer seiner stärksten Anhänger und Vertheidiger. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er daher von ihm (um das Jahr 1527) Göllnitz, Mengsdorf, Schavnik, Reichenau, Dunaveg und Kásmark sammt dem dortigen Schlosse. Auch ernannte er ihn zum Obergespann der Zipser Grafschaft. Jedoch als ZapoIya der Macht seines Gegners, des Erzherzogs von Osterreich, Ferdinand weichen und er ihm den ungrischen Königsthron als sein rechtmäßiges Erbe überlassen mußte, trat Hieronymus (1535) zu der Partei Ferdinands über und zeichnete sich auch unter seinen Fahnen als Kriegsheld, insbesondere aber als Bothschafter und Friedens-

vermittler an der otomanischen Pforte herrlich aus. Hocherfreut war der König Ferdinand, als er den mächtigen Laßky für sich gewonnen hatte und er bestätigte ihn als Herrn in allen den Gütern, die ihm Japolya verliehen hat.

Hieronymus starb im Jahr 1541 an den Folgen des Giftes, das ihm in der Türczey beigebracht wurde. Albert blieb als eilfjähriger Knabe zurück. Sein Vormünder war ein Vetter des Verklärten, Mathias Lobosky, Herr in Kamyenz, ein Mann von dem edelsten Charakter, der mit der seiner Pflege und Fürsorge anvertrauten Waise, auf das redlichste verfuhr.

Albert für den militärischen Stand erzogen, erreichte das Jahr seiner Majorennität und nahm als eigener Herr und Palatin von Siradien, die von seinem Vater geerbten Güter in Besitz. Diese machte ihm zwar niemand streitig, doch aber betrafen ihn verschiedene sehr harte Schicksale innerhalb der Gränzen seines Besigthumes, die ihn endlich gar seiner Grundherrnrechte beraubten. Sein ganzes Leben war eine Kette von lauter Unglücksfällen. Die nächste und größte Ursache davon lag in der Verpfändung seiner Erbgüter, zu welcher unheilvollen Schritt ihn die große Geldnoth zwang, in der er immer steckte, wie dieß die von ihm noch vorhandenen Briefe beweisen, die er in dergleichen Geldverlegenheiten (die Albert seine Labyrinth zu nennen pflegte) an seinen Sekretair in Käsmark, Emrich Czontagh geschrieben hat. Aus dieser Handlung Laßky's, entwickelten sich mit der Zeit, zwischen ihm und den verschiedenen Pfandherren die furchtbarsten Streitigkeiten, die ihn sehr kränkten und unter welchen die schuldblosen Käsmarker litten.

Die erste Schuld, die Laßky im Jahr 1571 auf das Käsmarker Schloß gemacht hat, betrug 10,000 Gulden. Diese ließ ihm der reiche Baron Johann Rueder, General-Capitän von Ober-Ungarn. Da nun Laßky unaufhörlich von Geldmangel gedrängt, den angeetzten Zahlungstermin nie zu halten im Stande war,

so häufte sich das Schulbquantum durch immer neue Schulden, in kurzer Zeit sehr hoch an. Nach sechs Jahren betrug dasselbe schon 42,000 Gulden! Jetzt aber brauchte der Creditor R u e b e r Geld, er drang in seinen Schuldner und da dieser nicht zu zahlen vermochte, so verlegte er K ä s m a r k an den Grafen Stanislaus Thurzo von Bethlensalva, für 12,000 Gulden. Allein damit war dem R u e b e r nicht geholfen; er brauchte mehr Geld. Eben jetzt trat Sebastian Thökelly aus seiner Dunkelheit als ein sehr reicher Mann hervor; R u e b e r wendete sich an ihn und trat ihm (im Jahr 1579) alle bisher in Pfand gehabten Laßky'schen Güter, mit allen seinen Rechten, darauf für 42,000 Gulden ab.

Als diese verschiedenen Verpfändungen statt fanden, war Laßky nicht zu Hause; er hielt sich in Wien auf. Hier aber traf er mit Thökelly, den neuen Pfandherrn zusammen und von ihm erhielt er über das; was in Bezug auf seine Güter vorgefallen war, Nachricht. Laßky war darüber bestürzt und insbesondere auf den Thökelly sehr aufgekracht, daß er sich unterstanden hat, ohne sein Vorwissen, die ihm von R u e b e r angetragenen Pfandgüter zu übernehmen. Er machte ihm deshalb die bittersten Vorwürfe und fast wäre es zwischen beiden zu einem Duell gekommen, wenn sich die anwesenden Männer, Freunde der beiden Streitenden, nicht in's Mittel gelegt hätten. Auf ihren Betrieb reichten sich beide die versöhnten Hände und da Laßky sich wieder in großer Geldverlegenheit befand, so nahm er von Thökelly wieder ein Anleihen von 18,000 Gulden auf. Nun betrug die ganze Schuld, die auf K ä s m a r k und dem Chavniker Schlosse lastete, 60,000 Gulden. Thökelly ging sehr vorsichtig zu Werke; er verlangte daß in dem Schuld- und Pfandbriefe ausdrücklich die Bedingung festgesetzt werden möchte, daß im Fall der Schuldner, die Schuld nach drei Jahren nicht abzahlen könnte, ihm die verpfändeten Güter erblich zufallen sollten. Laßky fand an dieser Bedingung anfangs viel Bedenkliches, doch von der Noth in der er sich befand, gezwungen, ging er

sie endlich ein. Den ausgefertigten Pfandbrief, ließ Thökelly sogleich zu seiner Sicherheit durch das Tyrnauer Domkapitel bestätigen und in das Käsmarcker Schloß setzte er einen Capitän ein. Dieß alles geschah im Jahr 1580.

Von dem, was in Wien und Käsmarck geschehen war, erhielt Rueber Kunde und er war damit höchst unzufrieden. Er fühlte sich sehr gekränkt, daß es ihm nicht gelungen war, die Güter Laszky's erblisch an sich zu bringen. In aller Eile suchte er daher 10,000 Gulden auf und legte diese im Zipser Domkapitel aus dem Grunde nieder, um dadurch sein früheres Pfandherrenrecht auf Käsmarck geltend zu machen. Hierauf verfügte er sich nach Käsmarck und jagte dort gewaltsamer Weise den Thökelischen Capitän aus dem Schlosse. Thökelly und Laszky waren jetzt noch in Wien; beide beklagten sich über diese Injurie bei Hofe und Rueber der Über-eilte erhielt deshalb von dem Erzherzoge Ernest, in einem Schreiben vom 8. Juni 1580 einen großen Verweis.

Thökelly blieb zwar nach dem Inhalte des errichteten Pfandvertrages, Pfandherr des Schloßes; aber die unseligen Streitigkeiten, die erst jetzt zwischen dem Erbeigenthümer und den beiden Pfandherren, in höchster Flamme ausbrachen, waren nicht beigelegt. Die beiden Pfandherren, Rueber und Thökelly verfolgten sich einander auf das fürchterlichste und bei allen diesen gegenseitigen Verfolgungen, war niemand so übel daran, als die Stadt Käsmarck. Bald einer, bald der andere der Pfandherren forderte von ihren Bürgern den Eid der Treue und jene wußten nicht, wem sie folgen und mit welchem der Herren sie es halten sollten. Thökelly war von dieser Seite in seinen Forderungen äußerst ungestüm, dagegen protestirte Rueber mit gleicher Macht und Hitze. Endlich kam es zwischen beiden, durch die kraftvolle Vermittelung des Erzherzogs von Oesterreich, Ernest, im Jahr 1582 zu einem gütlichen Vergleich.

Die Vergleichsurkunde, die am 18. April des erwähnten Jahres in Wien ihr Daseyn erhielt, war zwar errichtet aus der edlen Absicht, um die aufgebrachten Ge-

müthter der beiden streitenden Pfandherren zu besänftigen: aber für Laßky war sie von höchst nachtheiligen Folgen, denn sie stand ihm kein Erb- und Heimrecht mehr auf die verpfändeten Güter zu. Dieß war für den Unglücklichen ein harter Schlag. Laßky war gerade damals, als der erwähnte Vergleich zu Stande gekommen war, von seinem Vaterlande abwesend; er befand sich in England und daher konnte er dem Unglücke, das ihn betraf in Zeiten nicht vorbeugen. Doch als er zu Anfange des Jahrs 1584 zurückgekehrt und in Polen eingetroffen war, unterließ er es nicht, aller möglichen Mittel sich zu bedienen, um das verlorne Erbrecht, auf seine Güter in Ungarn, wieder zurück zu erhalten.

Um sein vorgestecktes Ziel sicher zu erreichen und sich in die Zeit schicken zu können, sandte Laßky seine beiden Vertrauten, seinen Schwager Fabianus und seinen Sekretair Emerich Szontagh, in voraus nach Kásmark, mit dem Auftrage, dort auf eine geheime Art, die Gesinnungen Thökelly's und der Bürger, auf deren Treue er stark rechnete, auszuforschen. Dieß geschah. Beide Abgeordneten trafen in Kásmark gerade zur Osterzeit ein. Sie zeigten sich in der Stadt, besuchten mehrere angesehenere Bürger und statteten zuletzt auch bei Thökelly eine Visite ab. Überall wurden sie auf das freundlichste empfangen und selbst von Thökelly gut aufgenommen und auf das beste bewirthet. Indessen war auch Laßky nach dem verabredeten Plan herbeigekommen. Er stieg in einem Meierhofs ab, der seinem Sekretair angehörte. Die Vorausgesandten waren gerade bei seinem Eintreffen, in einem unweit der Stadt gelegenen Dorfe, wo sie einen sehr solennen Schmaus veranstalteten, an dem mehrere Kásmarker Bürger Theil nahmen. Spät in der Nacht kehrten sie zurück und waren hoch erfreut, als sie ihren Freund und Herrn, in ihrem Quartiere antrafen. Sie setzten ihn sogleich in die Kenntniß von allen dem, was sie bis jetzt innerhalb Kásmarks Mauern erfahren und gesehen hatten. Laßky schöpfte aus den erhaltenen Nachrichten Muth und fuhr

am zweiten Tage in der frühe mit seinem Schwager, doch in veränderter Kleidung, in die Stadt. Er wollte sich dem Volke nicht gleich zu erkennen geben, doch schon im Thor wurde er von mehreren wachthabenden Soldaten, die einst unter ihm dienten, erkannt und diese verbreiteten schnell das Gerücht von seiner Anwesenheit. Ein freudiges Staunen ergriff die Bürger, als sie hörten, Laßky ihr geliebter Grundherr, befände sich in ihrer Mitte. Jedoch für den Hökely hatte diese Nachricht nichts Unangenehmes. Er forderte daher, als er von der wirklichen Gegenwart Laßky's versichert war, die Magistratspersonen vor sich und geböth ihnen sich ruhig zu verhalten, im Fall Laßky sie und die Bürgerschaft zu Gewaltthätigkeiten gegen ihn provociren würde.

Inzwischen hatten sich die Bürger in Menge auf dem Marktplaze versammelt gehabt. Alle wünschten den lange abwesend gewesenen Grundherrn zu sehen. Jetzt zeigte sich Laßky. Kaum aber wurden sie ihn gewahr, so bemächtigte sich ihrer ein unbeschreiblich großer Enthusiasmus; sie umringten ihn und trugen ihn auf ihren Schultern, im höchsten Jubel auf das Rathhaus. Laßky empfand über diese Stimmung des Volkes und der gesammten Bürgerschaft, eine ungemein große Freude. Ein neuer Strahl von Hoffnung das verlorne Recht bald wieder zu finden, durchzückte sein Herz. Er begehrte jetzt, daß die Rathsherrn sammt dem Richter auch auf dem Rathhause erscheinen möchten. Allein diese weigerten sich seinem Wunsche gemäß zu handeln; doch nachdem sie Laßky's Verlangen, dem Hökely kund gethan hatten, begaben sie sich auf das Rathhaus. Laßky ergriff die Gelegenheit und hielt jetzt an das zahlreich versammelte Volk eine kraftvolle Rede, Merkwürdig ist dieselbe, denn sie enthüllt die schönsten Züge von der großen Güte Laßky's und seiner gränzenlosen Liebe, mit der er immer den treuen Käsmarkern zugethan war. Sie lautete ungefähr folgendermassen: „Ich sehe gar nicht im Zweifel, meine geliebten Kinder, sagte Laßky, daß viele von euch, über meine urplöbliche Ankunft, als wäre

ich zu euch geflogen gekommen, erstaunen werden: aber nicht gering sind die Beweggründe, die mich bestimmt haben, meine Geschäfte sowohl als den Dienst meines Königs zu unterbrechen und in eure Mitte zu treten, bei welchen ich geboren und aufgezogen worden bin, die ihr mir auf allen meinen Reisen, die ich zu Wasser und zu Lande unternahm, vor Augen schwebtet, für deren Heil ich eben so wie für das meinige sorgte und deren Klagen und Trübsalsfälle ich immer für die meinigen angesehen habe. Bekannt ist euch allen, daß mein seliger Vater Hieronymus Laßky, für seine treuen Dienste und sein vor dem Feinde vergossenes Blut, mit dieser Stadt belohnt wurde, daß er als Gesandter Sr. geheiligten Majestät bei den Türken Gift bekam, daß er bald nach seiner Rückkehr aus Konstantinopel mit Tode abging und daß er nur seinem Sohn, als dem rechtmäßigen Erben, alle seine Güter hinterlassen hat. Daher schätzte ich die Stadt Kásmark, als meine Vaterstadt immer sehr hoch, ja höher als mein Leben. Allein daß ihr bis zur Stunde dem größten Glende Preis gegeben und gleichsam wie von wilden Meereswellen, umbraust von dem Loben eines wüthenden Orkans, hin und her getrieben worden seyd, muß nicht mir, der ich euch immer von ganzem Herzen gewogen, sondern dem Nachtgeböthe der Noth und dem grausamen Walten des Mißgeschickes, zur Schuld und Last gelegt werden. Nun ihr aber gleich euren wackern Vorfahren, in allen den erlittenen Drangsalen, die euch fast ganz zu Grunde richteten, von der Treue, die an meine Person euch knüpft, nicht abgewichen seyd: so hab ich mir fest vorgenommen, euch aus dem finstern Abgrunde eurer gegenwärtigen trauervollen Lage herauszureißen und euch in den Zustand eurer vorigen Ruhe und Glückseligkeit zu versetzen. Wird dieses mein Unternehmen ein glücklicher Erfolg krönen, so will ich mich auch dann von euch so lang ich lebe, nicht trennen. Dabei soll aber niemanden ein Unrecht zugesügt oder eine Last auferlegt werden, denn ich habe bereits, freilich mit Nachtheil und Schaden, von meinen

Gütern in Polen schon so viele veräußert, daß ich im Stande bin, die ganze Summe der geborgten Gelder zu tilgen. Jedoch sollte ich auf dem Wege des Friedens an das Ziel meiner Wünsche, die mir entrissenen grundherrlichen Rechte mir wieder anzueignen nicht gelangen, so kann es mir niemand verübeln, wenn ich dann zu den Waffen greife. Ja ich glaube mit Recht auf jenen Fall dieß thun zu können, weil ich das alles, was ich auch jetzt thue, mit hoher Bewilligung und Genehmigung des Königs thue und unternehme. Auch ist es weltbekannt, daß ich mich nicht wie *Thökel* dem Handel, sondern von meiner Jugend auf, dem Kriege geweiht habe. Daher verlasset mich nicht, bleibet mir, wie bisher, immer auch in der Zukunft immer treu. Ich meiner Seits werde gegen euch, für die mir geleisteten Dienste, sehr erkenntlich seyn und schon von jetzt an erlasse ich euch auf zehn Jahre den jährlichen Zins, damit ihr euch desto eher bei dem tiefen Verfall eures häuslichen Wohlstandes erholen und emporrichten könntet. Glaubt und traut mir endlich, daß ich nur für euch lebe, daß ich zur Förderung eures Heils und eures Glückes, alle Anstalten getroffen habe, daß ich, wenn ihr sammt euren Kindern ruhig schlummert, für euch wachen will und daß kein Unfall euch vernichten kann, der nicht zuvor dieß mein graues Haupt vernichtet haben wird."

Diese Rede wirkte auf die versammelten Bürger außerordentlich sehr, sie waren bis zu Thränen gerührt und entschlossen für ihren Grundherra, ihr Gut und Blut aufzuopfern. Wenn sie aber auch gleich das Band der Liebe nicht an ihn gekettet haben würde, so hätten sie sich schon zur Vertheidigung seiner Rechte bereitwillig gefunden, denn die Plackereien waren zu groß, die sie von *Thökel* sowohl, als von *Kueber* zeither erdulden mußten. Das ihnen auferlegte Joch war ihnen zu schwer und unerträglich.

Paßky, als er von der Treue und dem Muthe der Bürger sich überzeugt hat, both alle seine Kräfte auf, um von ihnen unterstützt, sein Vorhaben gegen den

furchtlosen Thölely durchzusetzen. Er fertigte daher an ihn eine Deputation ab, durch die er ihm andeuten ließ, daß er das Schloß sogleich ohne Zaudern räumen und sein Geld auf dem Zipser Domkapitel heben sollte. Dafür hatte aber Thölely kein Gehör; er ließ dem Laßky zurück vermelden: bis die bewußte Pfandsomme nicht in seinen Händen seyn wird, werde er früher auf keine Art das Schloß verlassen. Hierauf besetzte er zu seiner Sicherstellung, das Niederthor und versperre es mit seinen Schöffern. — Laßky war mit dieser Erwidrerung und Handlung Thölely's gar nicht zufrieden; er geboth daher den Bürgern, daß sie zu den Waffen greifen sollten. Dieß geschah und in wenig Stunden war die ganze Stadt in kriegerischer Bewegung. Die Bewaffneten zogen zum Niederthor hin, schlugen dort die wachhabenden Soldaten in die Flucht und sprengten die Schöffern auf. Bald wurden die Anstalten zur Bestürmung des Schlosses gemacht; jetzt aber begaben sich mehrere Bürger von Ansehn hin zu Laßky, die ihn auf das dringendste bathen, er möchte von seinem Vorhaben abstehen, indem aus der Bestürmung des Schlosses viel Unheil entstehen und mancher Unschuldige dabei sein Leben verlieren würde. Laßky ließ sich durch die Bitten erweichen, er gab seinen Plan das Schloß zu erstürmen auf, sperre aber doch alle Zufuhr von Lebensmitteln in dasselbe und glaubte so durch Hunger den schlagfertigen Thölely zur Übergabe des Schlosses zu zwingen. Thölely gerieth in große Verlegenheit; jetzt aber erhielt er von Leutschau aus, durch Vermittelung des kaiserlichen Generals, Grafen Ferdinand von Nogarol, Hilfe; es trafen zu seiner Rettung einige hundert Reiter, und 800 Lanzenträger ein. Der Capitän, der diese Hilstruppen kommandirte, verboth den Bürgern bei harter Strafe sich bewaffnet sehen zu lassen und forderte den Magistrate den Stadtschlüssel ab, die ihm auch übergeben wurden. Bald hierauf traf in Kásmark auch der Graf von Nogarol, in Begleitung der Söhne Rueber's und des Zipser Vice-Despanns Christoph von Gör-

gey, ein. Laßky das Ziel seines schon fast ganz gescheiterten Vorhabens, noch immer im Auge haltend, begann mit den Erschienenen Unterhandlungen anzuknüpfen: allein keine seiner Bitten und Forderungen wurde ihm gewährt. Der Vice-Gespann Görgey ließ ihm in vollem Ernste sagen, er möchte ja, da es noch Zeit ist, Kásmark in Frieden verlassen, eh ihn ein Unglück betreffen könnte, das ihn sehr schmerzen würde.

Über diese unvermuthete Wendung der Dinge zu Ungunsten Laßky's, waren die Kásmarker sehr betroffen und in nicht geringer Angst auch darüber, als ihnen angedeutet wurde, daß man sie des Aufstandes wegen, gegen Thököly, zur Verantwortung ziehen werde. Laßky schauderte vor den Tiefen des Jammers, in welche die braven Bürger Kásmarks, ihrer Aufopferung wegen für ihn, hinein zu stürzen Gefahr liefen; er wollte ihre kummervolle Lage nicht noch mehr verschlimmern und fügte sich daher in sein Schicksal. Er verließ ohne Verzug am 27. April (1584) Kásmark, setzte aber noch zuvor eine Schrift auf, in welcher er auf das strengste den Kásmarkern verboth, keinem andern, als ihm den Eid der Treue zu schwören. Hierauf verfügte er sich auf das Kapitel, wo er der Vorfälle wegen, die in Kásmark sich ereigneten, eine Protestation deponirte und nahm dann seinen Weg nach Polen. Laßky reiste zwar mit dem Vorsatz ab, zu seiner Zeit mit verdoppelter Kraft, seine Rechte und Erbansprüche auf die verpfändeten Güter, geltend zu machen: allein sein Auge sah nie mehr Kásmark. Er ging nach sechs Jahren ungefähr in Warschau mit Tode ab.

So voller Unruhe und Sorgen war das Leben Laßky's. Doch bei allen den Wiederwärtigkeiten, die ihn betrafen, blieb er sich immer gleich und bewährte durch die schönsten und lobenswürdigsten Handlungen, die Güte seines Herzens und die Großmuth seiner Denkart. Unzählig sind die Wohlthaten, die er den Armen jeglichen Standes, insbesondere aber seinen Unterthanen, die er mit ganzer Seele liebte, erwiesen hat. Das Wohl der

Käsmarker Bürger, lag ihm vorzüglich nahe am Herzen. Das erste Gute das er ihnen zukommen ließ, bestand in der durch ihn, gleich nach seinem Antritte des väterlichen Erbes, im Jahr 1549 veranstalteten Reambulation ihrer Gränzen, die der damalige oberste Landrichter, Graf Thomas Nassdy geleitet hat. Er that aber noch mehr für sie. So benahm er sich gegen sie insbesondere höchst menschenfreundlich, als sie zweimahl, in den Jahren 1558 (am 15. Februar) und 1575 (am 15. Mai) von schrecklichen Feuersbrünsten heimgesucht wurden, die ihren häuslichen Wohlstand ganz verschlangen. Ungeachtet Laßky, indem das Schloß beidemahl auch ganz abbrannte, mit sich selbst zu thun hatte, so erließ er den Unglücklichen zu ihrer Erholung und Unterstützung doch jedesmal den jährlichen Zins, der in 500 Gulden bestand.

Ausser diesen Thaten, bezeugen noch seine Wohlgevoogenheit für die Bewohner Käsmarks, seine Erwieberungen, die er ihnen auf ihr Flehen um Hilfe gegeben hat, als sie in dem Zeitraume, die Kueber und Höfely sich gegenseitig verfolgten, so viel Elend erdulden mußten. Es war im Jahr 1580. Laßky befand sich in Wien. Die gedrückten Käsmarker schrieben ihm einen Brief, in welchem sie sich, der Bedrängnisse wegen, die sie peinigten, vor ihm sehr wehmüthig beklagten. Den Brief überbrachte ihm einer aus ihrer Mitte, Namens Kunz. Laßky der Gütevolle, gab ihnen darauf in einem eigenhändigen Schreiben vom 6. Juni folgende Antwort: „Mit inniger Rührung, Wehmuth und Betrübniß, habe ich den Brief überlesen, den ich von euch durch Kunzen erhielt. Fürwahr ich bedaure euch, der vielen und harten Bedrückungen wegen, die ihr bei der gegenwärtigen Gestalt der Dinge, erleiden müßet. Nicht als meine Untertanen, sondern als meine Kinder, hab ich euch immer eurer Treue wegen geliebt, die ihr gegen mich an den Tag legtet und ich hoffe, daß ihr euch von dieser Seite auch immer gleich bleiben werdet. Nehmt von mir die Versicherung an, daß ich es mir ernstlich werde angelegen seyn lassen, euch zu retten und von

aller Qual zu erlösen und sollt' es mich die größten Opfer und Anstrengungen kosten. Denn, was der Bothe euch mündlich sagen und eröffnen wird, könnt ihr mit Zuversicht allen Glauben beimessen."

Die Leiden, denen die Kásmarker Bürger unterworfen waren, hörten nicht auf. Sie fanden sich daher genöthigt, wieder im folgenden Jahre (1581) bei ihrem Grundherrschaft zu beklagen. Ihr Brief traf ihn jetzt in Warschau an. Laszky gab darauf in einem Schreiben vom 6. April folgende sehr leutselige Antwort: „Ob ihr gleich von meiner Liebe, mit der ich euch alle als meine Kinder an mein Vaterherz drücke, schon viele Beweise erfahren habet, so will ich doch nicht unterlassen, euch neuerdings davon zu überzeugen und euch zu berichten, daß ich vollkommen gesund und ohne Unglück in Polen eingetroffen bin, wo ich von meinem Könige und seinen Ministern auf das freudenvollste empfangen und aufgenommen wurde. Ich thue euch freudig kund, daß mir Sr. Majestät die XIII Zipserstädte oder das sogenannte Zipser Capitaneat auf meine ganze Lebenszeit verliehen hat, nachdem Herr Maczejewsky, bisheriger Pfandinhaber derselben, ganz ausgezahlt und contentirt worden ist. Fasset demnach Muth und verzaget nicht, in Kürze wollen wir uns sehen. Und wenn es mich gleich mein Leben kosten sollte, so will ich euch doch meinen ganzen Schutz angebeihen lassen. Stehet nur in Geduld und glaubet, daß ich große Hoffnung habe, euch meine treuen Bürger und lieben Kinder, bald von der Fessel eurer Plagen zu befreien." —

Daß Laszky mit einem immerwährenden Geldmangel kämpfte, hatte mit nichts seinen Grund in den Lasten der Verschwendung und der Schwelgerei; denn er etwa ergeben gewesen wäre, sondern in seiner allzugroßen Freigebigkeit und Mildthätigkeit. Daher nahm er auch aus dem Grunde, um den Bedrängten immer Gutes thun und das Übel seiner Geldverlegenheit mit einem Schlage besiegen zu können, im Jahr 1585 zu den beiden, in ganz Europa ausgeschrienen Goldmachern Ed u.

arb Kelley und Johann Dee, die in London wohnten, seine Zuflucht. Laßky ließ sich durch ihre alchymistischen Vorspiegelungen ganz verblenden; sie sagten und prophezeihten ihm, daß sie ihm zu einem Reichthum verhelfen werden, der den des Krösus weit übertreffen wird und daß es ihm dann, als einem mächtigen Manne, gelingen werde, Polen, die Moldau und die Wallachey unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Er brachte (wie Bel berichtet) beide Männer mit sich nach Polen und Ungarn: allein Laßky wurde durch ihre Kunst nicht reicher, sondern vielmehr ärmer, indem er bald auch das, was er noch an barem Gelde besaß, verloren und eingebüßt hat.

Von den Thaten, die Laßky auf dem Felde der Ehre vollzogen hat, hat der Genius der Geschichte, wenig oder gar nichts aufbewahrt. Doch mag er ein tapferer Krieger gewesen seyn, wie sich dieß aus seiner Ausserung auf die Zuschrift der Käsmarker abnehmen läßt, als diese im Jahr 1566 berichteten, daß sie in Gefahr ständen, auch von den hin- und herstreichenden Türken, heimgesucht zu werden. Laßky reponirte, die Stadt sollte außer aller Furcht seyn und bedenken, daß sie an ihm einen militärischen Herrn hätte, der den Krieg wohl zu führen wüßte. — Auf seinem Feldzuge, den er im Bunde mit dem Despoten Jakob, im Jahr 1560 in die Wallachey unternommen hat, war er nicht sehr glücklich.

Samuel Augustini ab Hortis,

wurde im Jahr 1678 am 26. September, zu Groß-Lomniz geboren. Sein Vater hieß Renatus und seine Mutter Christina, war eine geborne von Matyasowsky.

Bis Augustini, in die rechte Sphäre seines irdischen Berufes und seiner Geistesthätigkeit, versetzt worden war, mußte er auf der Bahn seines Lebens manches harte und trauervolle Schicksal erfahren. Sehr wahrscheinlich war er für den Militärstand bestimmt und da, für auch auferzogen: aber in den Plänen der göttlichen Vorsehung stand es anders geschrieben. Nicht mit dem Schwerte in der Hand, sollte der Mann von dem sanftesten Herzen, Blutvergießen und auf dem Schlachtfelde des Vaterlandes Heil erkämpfen, sondern als ein Herold des göttlichen Wortes, sollte er, bewaffnet mit der Bibel, den Menschen den Frieden verkündigen und für ihr Seelenheil sorgen.

Kaum war Augustini den Jahren seiner Kindheit entrückt, so hatte er durch den Tod schon seine Ältern verloren. Er blieb sehr elend zurück und vielleicht hätte dieser erste harte Schlag seines Schicksals für ihn sehr gefährlich werden können, wenn sich seiner sein mütterlicher Oheim, David von Matyasowsky nicht angenommen haben würde. Matyasowsky war ein wackerer Mann und er behandelte seinen verwaisten Neffen, als sein eigenes Kind. Von ihm erhielt Augustini seine ganze Erziehung.

Aber auch vollkommen entsprochen durch seinen Gehorsam und seinen Fleiß in der Schule hat Augustini den gerechten Erwartungen seines Erziehers und seines

zweiten Vaters. Augustini studierte in den Schulen zu Kásmark, Esetnek und Debreczin. Überall zeichnete er sich als ein talentvoller Jüngling aus.

Als Augustini in Debreczin seine Studien beendiget hatte, war er darauf bedacht, die Last der Erziehungsvorgen, seinem biedern Oheim, indem seines Beistandes außer ihm, noch drei andere seiner Brüder, bedurften, zu erleichtern und sein Brot sich selbst zu erwerben. Er nahm deshalb auf dem dortigen Postamte, das Amt eines Schreibers an. Allein dieser geringe Posten vermochte ihn nicht hinlänglich zu ernähren. Er trat daher nach ein Paar Jahren, bei dem Grafen Karolyi, in der Eigenschaft eines Sekretärs in Dienst. Schöne Gelegenheiten hatte Augustini sich in seinem jetzigen Wirkungskreise, als ein Mann von Talent und Geschicklichkeit, auszuzeichnen; aber er war auch hier mit seinem Berufe nicht vollkommen zufrieden. Er dankte dem Grafen für den Dienst und wurde Soldat. Allein auch in dem Soldatenstande fand Augustini nicht des Lebens Glück, nachdem sein Herz sich sehnte. Treu aber und gewissenhaft erfüllte er als Krieger seine Pflichten. In mehreren blutigen Gefechten mit des Vaterlandes Feinden, bewies er seine Tapferkeit und seinen Heldenmuth. Er wurde daher auch bald von einer Charge zu der andern als ein ausgezeichnete Offizier befördert und mit Ehrentiteln ausgeschmückt. Jedoch jetzt ward das Regiment, in welchem Augustini diente, reduziert und er kehrte als Lieutenant in seine Heimath, nach Groß-Lomniz zurück.

Nicht unzufrieden war Augustini mit dieser Katastrophe auf seiner militärischen Laufbahn, denn nicht war es sein Wunsch, die Lage seines Lebens in dem Golde des Kriegsgottes zu beschließen. Nur zu wohl fühlte er es, daß er bis jetzt sich mit nichts noch innerhalb der Gränzen seines wahren Berufes besunden habe, der seiner Bestimmung und seiner Geistesenergie am meisten und besten entsprochen hätte. Mit dem Gedanken beschäftigt, sich mit festem Sinne einem Stande zu widmen,

in welchem er nach Kräften der Menschheit Wohl befördern könnte, nahm Augustini jetzt seine Schulstudien hervor und wiederholte ämsig alles, was er einst gelernt hatte. Sein Fleiß war groß; mit seinen Wiederholungen verband er die Lectüre solider, zweckmäßiger Schriften und so geschah es, daß er in kurzer Zeit sich zu einem der gründlichsten Theologen gebildet hat: denn schnell emporgerieft, in dem Gemache seiner Einsamkeit, das er jetzt bewohnte, war in seiner Seele der Vorsatz, ein Prediger des Wortes Gottes zu werden. Schön war die Frucht dieses seines Selbststudiums und sie labte den Muthigen am Ziele seiner innigsten Herzenswünsche, mit ihrem köstlichen Geschmacke bis an sein Lebensende.

Die Kunde von Augustini's Beginnen und Vorhaben verbreitete sich schnell; jedermann achtete den Wadern und herzlich gerne nahmen ihn die Geistlichen in ihren Bruderbund auf. Nach erhaltener Weihe wurde er im Jahr 1708 zum Prediger nach Gerksdorf in der Zips, berufen. Allein dort verblieb er nicht lange. Nach zwei Jahren beriefen ihn die Poprader zu ihrem Seelsorger. Mit dem bereitwilligsten Herzen nahm Augustini den erhaltenen Beruf, der mancherlei Schwierigkeiten ungeachtet, die mit demselben verbunden waren an und verwaltete in seiner neuen Gemeinde, das Amt eines Predigers, bis zu seinem Tod, der im Jahr 1755 erfolgte.

Unermüdet war Augustini die ganze lange Reihe von Jahren hindurch in der Ausübung seiner Amtspflichten. Ja, ein wahres Staunen erregt sein Amtseifer und seine Liebe zu seinem Beruf, wenn man erwägt, daß er nicht in der Mitte seiner Gemeinde gewohnt hat und daß er daher, alle die tausend Beschwerden und Mühseligkeiten sich gefallen ließ, die deshalb mit seiner Amtsverwaltung verknüpft waren. Es war gerade jetzt die traurige Zeitepoche, in welcher die Evangelischen in den XIII königl. Zipsstädten, von Seiten der polnischen Regierung hart verfolgt und in ihrer Religions-

ausübung, äußerst sehr beschränkt wurden. In ihren zahlreichen Gemeinden durfte kein Geistlicher einen bleibenden und festen Wohnsitz haben, ungeachtet es ihnen erlaubt gewesen war, ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte in Privathäusern zu halten. Augustini durfte also als evangelischer Prediger in Poprad auch nicht wohnen. Er wohnte daher in Groß-Lomniz, wo er seine adelige Curie besaß und versügte sich wöchentlich, alle Sonnabende, einen Weg von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegend, nach Poprad, um am zweiten Tage dort den Gottesdienst zu verrichten. Und diese wöchentlichen Gänge und Wanderungen, zu Fuß, machte Augustini der Frommen und Uermüdete, durch volle 45 Jahre! Groß in der That und von seltner Art, waren seine Bemühungen und Aufopferungen. Daher lebt aber auch Augustini dieser hohen Verdienste wegen, bei der Poprader Gemeinde, immer noch in dem dankbarsten Andenken und so lange dieselbe bestehen wird, wird auch sein Andenken dort nicht verköschen.

Georg Buchholz

mit dem Beinamen der Jüngere, erblickte im Jahr 1688 am 3. November, in Käsmark das Licht der Welt. Sein Vater auch Georg (in der Geschichte Buchholz der Ältere) genannt, ein sehr berühmter Naturforscher, war dort Prediger.

Den ersten Grund zu seiner Geistesbildung legte Buchholz in der Schule seiner Vaterstadt. Später begab er sich um die ungrische Sprache zu erlernen, zuerst nach Vilmány und dann nach Rosenu. Nach einer Abwesenheit von vier Jahren, kehrte er wieder nach Käsmark zurück und versügte sich dann (im Jahr 1709) zur Fortsetzung seiner Studien, nach Danzig.

Buchholz wählte den geistlichen Stand und studierte Theologie. Doch kaum war er in Danzig vier Wochen lang, so brach dort die Pest aus und er mußte die Stadt auf des schleunigste verlassen. Sein Wunsch war, nach Greifswalde zu kommen. Ein Schiff das eben segelfertig war, nahm ihn (am 29. August) mit dahin. Auf der Reise aber erkrankte Buchholz, er bekam eine Pestbeule, die ihm große Schmerzen verursachte. Doch er durfte nichts davon merken lassen, sonst wäre er als ein Pestkranker in den Meeresfluthen ersäuft worden. Nur erst nachdem er in Greifswalde angelangt war, vermochte er seiner Gesundheit zu pflegen. Er genas aber bald und setzte dann mit raschem Eifer seine Studien fort.

In Greifswalde brachte Buchholz zwei volle Jahre sehr ehrenvoll und zur nicht geringen Vermehrung seiner gelehrten Kenntnisse zu. Er wünschte noch länger zu verweilen, konnte aber nicht, weil die Flamme des

Krieges ausgebrochen war, und die Gefahren desselben von allen Seiten die Stadt bedrohten. Er zog also von Greifswalde fort und versügte sich nach Sachsen, wo er auf einer der dortigen Universitäten im Jahr 1715 seine Studien beendet hat. Nun ausgerüstet vollkommen mit den Kenntnissen, die sein theologischer Beruf erforderte, unternahm er noch jetzt eine Reise durch ganz Deutschland und kehrte dann 1714 nach Ungarn zurück.

Nur wenige Wochen verweilte Buchholz im väterlichen Hause, als er am 4. April des letztgenannten Jahres zum Rektor der Nagy-Palugyaer Schule in Diptau, berufen wurde. Mit großem Eifer stand Buchholz seinem Posten bis zum Jahr 1725 vor. Jetzt aber ging Bohus (oder auch Szenizky genannt) der Kasmarker Schule Rector, mit Tode ab und er wurde an seine Stelle berufen. Freudigen Gemüthes begab sich Buchholz hin auf den Ort seiner neuen Berufsbestimmung und bekleidete dort mit vielem Segen, nebst der Rectorswürde, auch die eines Diaconus.

Buchholz war ein sehr gelehrter und kenntnißreicher Mann. Die Wissenschaften, die ihn vorzüglich sehr ansprachen und die er auch mit unermüdetem Eifer betrieben hat, waren Naturgeschichte und Physik. Derselbe Sinn, der seinen Vater für die Wunder der Natur und deren Schönheiten beseelt hat, beseelte auch ihn. Mächtig zogen seinen Forschergeist und seine Wißbegierde die majestätischen Alpen des Karpat's an. Um sich an ihrer kolossalen Pracht und Schönheit recht zu ergötzen, hat er sie sehr oft bestiegen und davon die interessantesten Nachrichten, die in seinem Diarium enthalten sind, geliefert. Im Jahr 1717 versfertigte er davon eine Abbildung ganz in der Gestalt, wie sie sich dem Auge von den Anhöhen des Groß-Donnitzer Terrains, darstellen. Einem jeglichen der Felsenthürme gab er seinen Namen. Später stellte er das ganze Gebirge aus den Steinarten, die es enthält, im Kleinen auf.

Seinen Scharfsinn, der Buchholzen bei seinen

Beobachtungen der Natur und der Aufstellung ihrer Seltenheiten, als Mann auch von philosophischer Sachkenntniß geleitet hat, beurkundete er in den verschiedenen Aufsätzen, die in den Breslauer Physico-medizinischen Annalen, von ihm abgedruckt wurden. Er war als Naturforscher von seltnem Talent, in der damaligen gelehrten Welt, weit und breit bekannt. Die gelehrtesten Männer des Auslandes schätzten ihn und standen mit ihm in einem beständigen Briefwechsel. Zur Würdigung seiner Verdienste um die naturhistorischen Wissenschaften, nahm ihn im Jahr 1737 am 20. Mai, die Naturforschende Gesellschaft in Erfurt, zu ihrem Mitgliede auf. Er erhielt in selber den Namen: Chryseus Capadox, presbyta Hierosolymitanus. Buchholz machte diese Auszeichnung und Aufnahme große Freude: allein er überlebte sie nicht lange; in eben dem Jahr, bald darauf, als er von der Gesellschaft das Aufnahme-diplom erhielt, am 3. August, raffte ihn nach einer kurzen Krankheit der grimmige Tod dahin.

Der Schriftwerke, die von Buchholz im Druck erschienen sind, gibt es eine Menge. Die zwar kleinen, aber sehr gehaltvollen Schriften: „Über den Laßfang in der Poper und dem Dunajeh; Über die Calubrität des Ober-Rauschenbacher Kalkwassers und über die Winde auf den Gipfeln der Karpaten“ haben ihn auch zum Verfasser. Auch die sehr interessanten Nachrichten über die unterirdischen Höhlen zu Demansalva und Szentivan, im Siptoer Comitate, rühren von ihm.

Noch zeichnete sich Buchholz auch als Kanzelredner und Dichter aus. Als Latejner, sprach und schrieb er sehr rein und korrekt.

Gottfried Schwarz.

Schwarz trat zu Neuborf im Jahr 1709 am 19. November, in die Welt. Sein Vater Samuel Schwarz war dort Handelsmann, er stand unter seinen Mitbürgern in großem Ansehen und wurde daher von ihnen zuerst zum Rathsheren und dann im Jahr 1708 zum Stadtrichter gewählt.

Gottfried erhielt von seinem Vater eine gute Erziehung. Kaum hatte er das sechste Jahr zurückgelegt gehabt, so gab er ihn nach Leutschau in die Schule. Hier verblieb er bis zu seinem dreizehnten Jahr. Des Vaters Plan war anfangs seinen Sohn für den Handelsstand auszubilden und daher wünschte er, daß er die Hauptsprache des Landes sich eigen machen möchte. Aus dieser Absicht schickte er ihn zuerst nach Esznet und dann nach Dsgyan. In dem ersten Orte sollte Gottfried die slovalische und in dem zweiten die ungrische Sprache erlernen.

Schwarz machte in den Schulen der genannten Orte, geleitet von soliden Männern, herrliche Fortschritte. Endlich bezog er die Speriesser Schule. Hier hatte er das Glück, Haus- und Tischgenosse des berühmten Rectors Peter Paul Topperczner zu seyn. Schwarz wußte die Gelegenheit zu benutzen und er hatte dem Umgange und dem Unterrichte dieses grundgelehrten Mannes unendlich viel zu verdanken.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Speria verfügte sich Schwarz dann im Jahr 1726 nach Jena. Die Universität zählte unter ihren Professoren, die berühmtesten Männer der damaligen Zeit. Diese waren:

Stolle, Buder, Hamberger, Köhler, Hoffmann und Schmeizel. Bei einem jedem hatte Schwarz Collegien gehört.

In Jena verweilte Schwarz bis in das vierte Jahr und jetzt beriefen ihn die Leutschauer zum Conrector an ihre Schule. Schwarz nahm den Ruf an und verwaltete mit vieler Ehre und großem Beifall seinen Posten. Nach sechzehn Monathen wurde er zum Rector befördert. Jedoch Schwarz fand in seinem jetzigen Wirkungskreise für sich nichts Anziehendes, kein Behagen und keine Freude. Die Schuld und nächste Ursache davon lag in den verschiedenen Neckereien denen er von Seiten des Leutschauer Schulpatronats ausgesetzt war. Er resignirte deshalb freiwillig sein Amt.

Schwarzens Plan bei diesem entschlossenen Schritte war, zurückzukehren nach Deutschland, wo er ein vergnügteres Leben zu führen hoffte. Doch konnte er Leutschau gleich nicht verlassen. Es hinderte ihn an seiner Abreise ein Prozeß, den schon sein Vater 15 Jahre lang geführt hat und den er zuvor noch zu beenden wünschte. Er zog deshalb im Jahr 1754 nach Pesth, wo das Endurtheil über den Gegenstand des Streitens ausgesprochen werden sollte. Der berühmte Rechtsgelehrte Samuel Bohus war sein Advokat. Schwarz traf in Pesth voller bangen Erwartungen ein; sein Advokat nahm ihn aber recht gastfreundlich auf und tröstete ihn mit der Hoffnung, daß alles ein gutes Ende gewinnen werde. Allein die Gegenpartei trug in dem langwierigen Handel, den Sieg davon und vergeblich hatte Schwarz, mehr denn neun Monathe in der Stadt Pesth, zugebracht.

Lief betrübt im Herzen über das unerwartete Fehlschlagen aller seiner gerechten Wünsche kehrte Schwarz nach Leutschau zurück, brachte dort seine Sachen in Ordnung und schickte sich im Jahr 1755 zur Reise nach Deutschland an. Er nahm seinen Weg über die Bergstädte und Preßburg. Nirgends unterließ Schwarz auf seiner Reise mit dem sich vertraut zu

machen, was seine Erfahrungen bereichern konnte und Freundschaft zu schließen mit den Männern, die als Gelehrte in dem Rufe großer Celebrität standen. So besuchte er in Preßburg den berühmten Historiographen Mathias Bel und schloß mit ihm Freundschaft. Durch ihn wurde Schwarz den beiden Männern in Wien, dem kaiserl. Leibarzte und Bibliothekar Pius Nikolaus Garelli und dem kaiserl. Astronomen Marinomus empfohlen. Schwarz kam von Preßburg nach Wien und beide Freunde Bel's beehrten den ihrer Gunst Unempfohlenen auch mit ihrer Freundschaft. Von Wien nahm Schwarz seinen Weg über Nürnberg und Frankfurt am Mayn, nach Marburg. Hier ward ihm die Gelegenheit zu Theil den berühmten Philosophen Wolf kennen zu lernen und ihn zu hören. In Marburg hielt sich Schwarz ein Jahr lang auf und begab sich dann über Kassel nach Göttingen und von hier nach einem kurzen Aufenthalte dann über Gotha, Erfurt und Jena, nach Halle. Es war im Jahr 1739 als er hier eintraf.

Schwarz wünschte, um sein Glück in der gelehrten Welt besser machen zu können, mit einem gelehrten Grade ausgeschmückt zu werden. Er disputirte daher im Jahr 1740 in Halle unter dem Dekanate des Doctors und Professors Joh. Mich. Alberti, für die Magisterwürde.

In Halle wollte Schwarz sich festsetzen und er gab als Privatdozent, mit großem Beifalle Vorlesungen. Allein im Jahr 1742 wurde er nach Osnabrück, als Rector berufen. Schwarz von guten Gründen bewogen, nahm den Beruf an und wirkte dort in unge störter Ruhe, bis zum Jahr 1749. In diesem Jahre aber erhielt er von dem Landgrafen von Hessen-Kassel, den Beruf nach Kinteln, als Superintendent und erster Professor der Theologie. Hochgeehrt fand Schwarz sich durch diese Beförderung, aber nach dem Winke akademischer Verordnungen, durfte er seinen hohen Posten, ohne dem Doctortitel nicht antreten.

Schwarz wendete sich desholb ohne Verzug an die Helmstädter Universität, wo er um die Verleihung des Doctortitels anhielt. Gerne erfüllte man die Bitte des allgemein geachteten Mannes und mit Verwilligung der Helmstädter Professoren und Doctoren, durfte Schwarz seine Inaugural-Dissertation nur in Rinteln vertheidigen. So wurde Schwarz von der Helmstädter Universität zum Doctor der Theologie und von dem Landgrafen, der ihm sehr gewogen war bald darauf auch zum Consistorialrath ernannt.

Schwarz war als Gelehrter, ein großer und sehr berühmter Mann. In allen Fächern der Wissenschaften war er auf das gründlichste bewandert. Doch zeichnete er sich vorzüglich als Historiograph aus. Seine im Druck erschienenen Werke, meist theologischen, philosophischen und historischen Inhaltes, sind mehr den fünfzig an der Zahl. — Bei seinen historischen Untersuchungen und Erörterungen, hatte Schwarz vorzüglich die Geschichte seines ungrischen Vaterlandes im Auge. Seine Abhandlungen, die er über manche ihrer Gegenstände geschrieben hat, waren zur Zeit ihrer Erscheinung im Publikum, so neu und so gewichtvoll, daß sie ein allgemeines Aufsehen; unter den magyarischen Scribenten aber ihrer freimüthigen Behauptungen wegen, große Sensation erregten. Was Schwarz gesagt hat, hatte vor ihm noch kein ungrischer Historiograph gesagt. Man konnte sich daher in Ungarn von der historischen Wahrheit und Richtigkeit seiner Raisonnements gar nicht überzeugen und man hielt sie anfangs allgemein nur für Ausgeburten des Unsinn. Doch Schwarz der kritische und unparteiische Geschichtsforscher wurde nur so lange verkannt und oppugniert, bis es den damaligen berühmtesten Geschichtschreibern Ungarns, Pray, Kollar, Katoona und Kercselich, bei der Prüfung seiner historischen Schriften gelungen war, zur Einsicht von der Wahrheit und der Gründlichkeit seiner Behauptungen, zu gelangen. Sie widerriefen ihre frühern Verdammungsurtheile und ließen ihm als einem gründlichen Hi-

storiographen öffentlich alle Gerechtigkeit widerfahren. *)

Thätig als Literator war Schwarz bis an sein Lebensende. Er erreichte ein sehr hohes Alter. Im Jahr 1788 am 13. November, ging er nach rühmlich vollendetem Lagerwerk, durch einen sanften Tod, in die Wohnungen der Seligen hinüber.

*) Was den ungrischen Gelehrten, unter andern, am meisten an den Schwarz'schen historischen Nachrichten auffiel, war seine Behauptung in Hinsicht der Begründung und Einführung des Christenthums unter den Magyaren, welches Werk er, gestützt auf die Berichte und Zeugnisse der byzantinischen Geschichtschreiber, der orientalischen Kirche zugeschrieben hat. Seine Abhandlung hierüber führte den Titel: „Initia religionis Christianae inter Hungaros, Ecclesiae Orientali adserta, eademque a dubiis et fabulosis narrationibus repurgata. Hal. Magd. 1740.“

Donat Barady Szakmary,

Kam im Jahr 1696 am 10. März in Kásmark zur Welt. Sein Vater hieß Andreas *) und war ein sehr berühmter Weinhändler. Donat erwuchs und gleich seinem Vater betrieb er auch das Geschäft des Wein-

*) Dieser Mann hatte in seiner Jugend sonderbare Schicksale, die schon darum eine Erwähnung verdienen, weil sie ihm den Namen Szakmary, den alle seine Nachkommen sich beileigten, gegeben haben. Die Sache verhält sich folgendermassen: Andreas blieb frühzeitig als vater- und mutterlose Waise zurück. Bloß sein Großvater Martin Barady, ein geborner Siebenbürger war noch am Leben. Dieser besaß als Eigenthum, in dem unweit der Stadt Kásmark gelegenen Dorfe, Kis: Szalok (Klein: Schlagendorf) eine Curie, mit der Kaiser Rudolph einst seine Kriegsdienste belohnt hat. Martin starb und in seinen Besizungen als Erbe, folgte ihm Andreas sein Enkel. Jedoch die Kis: Szaloker Curie war an den mächtigen Grafen Stephan Thöckely verpfändet. Dieser wünschte das Pfandgut an sich zu bringen und er war darauf bedacht, wie er es dem Erben Andreas, listiger Weise, entreißen könnte. Er beschloß, ihn in ein Kloster zu stecken. Dies geschah und Andreas wurde nach Szathmar abgeführt. Doch der feurige Jüngling fand an dem Klosterleben kein Behagen; er suchte nach ein Paar Jahren zu entinnen und kehrte nach Kásmark zurück. Als Thöckely gesehen hat, daß es ihm unmöglich sey, den rechtmäßigen Erben Andreas um sein Erbgut zu bringen, so nahm er ihn dann, um alles wieder gut zu machen, als Beamten an seinen Hof und that ihm nie etwas mehr zu Leide. Andreas Barady aber behielt von seiner Flucht aus dem Szathmarer Kloster, den Beinamen Szakmary oder eigentlich Szathmary.

handels. Er war bei seinen Unternehmungen außerordentlich glücklich und gelangte zu großen Reichthümern. Seine Weine verkaufte er meistens an die Polen, insbesondere lieferte er große Parthieen, der besten Hegyallyaer Weine, dem Könige von Polen August.

Um von den großen Geldschätzen, die Szakmary dem Weinhandel zu verdanken hatte, auch Vortheile und Nutzen zu ziehen, war er auf die Vergrößerung seines Hauses durch Ankauf liegender Güter sorgfältig bedacht. Eben jetzt besand die Stadt Käsmark sich in der Nothwendigkeit, das ihr angehörige Dorf Lucsiwna, um einige Schulden tilgen zu können, zu verkaufen. Szakmary unterhandelte mit ihr und kaufte das Dorf. Er zahlte dafür 28,000 Gulden. Allein kaum war der Kauf abgeschlossen, so ließ Saphiri, der Schwager des Grafen Grassalkowics sich hören, daß er das, von den Käsmarkern feilgebothene Dorf gerne kaufen möchte. Grassalkowics war Hofkammerpräsident und er suchte auf alle mögliche Art, die Wünsche seines Schwagers zu realisiren. Er begab sich deshalb nach Wien, trug dort Sr. Majestät dem Kaiser Franz die Bitten Saphir's vor und war so glücklich die Allerhöchste Genehmigung derselben zu erhalten.

Dieser Schritt des vielvermögenden Hofkammerpräsidenten versetzte den Szakmary in große Verlegenheit; er stand in Gefahr, den herrlichen Vortheilen entsagen zu müssen, die mit seinem Kauf verbunden waren. Doch des Glückes Huld, die von ihm bis jetzt noch nie gewichen war, hob ihn aus den Tiefen seiner Besorgniß unvermuthet bald empor. Auf einem seiner Äcker, fanden in einem Feldbrunnen seine Arbeiter einen Golddrath. Sogleich versiel Szakmary auf den Gedanken, diese Naturseltenheit, dem Kaiser, der ein großer Liebhaber solcher Raritäten gewesen war, ehrfürchtsvoll darzubringen, um hierdurch sich seine hohe Gunst zu erwerben. Der Drath war ein natürlich gewachsenes Gold.

Inzwischen kam Grassalkowics nach Liptau. Szakmary erhielt davon Kunde und sogleich machte

er sich hin zu ihm auf. Er hatte den Goldbrath mit und dath ihn, denselben Er. Majestät, dem Kaiser Franz einzuhandigen. Grassalkowics war darüber hoch erfreut; er wußte daß dieses Wunder der Natur, dem Kaiser außerordentlich sehr willkommen sein werde und versprach gleich nach seiner Rückkehr damit nach Wien zu gehen. Bei dieser Gelegenheit lenkte Szakmary das Gespräch auf Lucsivna und berichtete dem Grafen, daß der Kauf hierüber bereits schon abgeschlossen und vollzogen sey. Kaum hatte dieß Grassalkowics gehört, so gerieth er in den heftigsten Zorn. Er schrieb sogleich nach Käsmark, machte den dortigen Rathsherrn große Vorwürfe darüber, wie sie sich unterstanden hatten, ohne sein und der Kammer Vorwissen, das der Stadt zugehörige Eigenthum zu veräußern und zitierte sie zu ihrer Verantwortung nach Preßburg.

Die vorgesforderten Rathsherrn, gehorchten dem Befehle des Hofkammerpräsidenten und erschienen auf dem angelegten Termin in Preßburg. Indessen aber hatte Szakmary in Eile seinen Eidam, Johann Wieland, nach Wien aus der Absicht abgeschickt, um dort vorläufig, die vorgeladenen Senatoren zu entschuldigen und auf den Fall, wenn ihre Handlung für strafbar befunden werden sollte, für sie Verzeihung auszuwirken. Wieland war in seinen Verwendungsge-
schäften sehr glücklich; er brachte von dem Kanzler, nach Preßburg an den Grafen Grassalkowics, ein Schreiben, in welchem ihm gebothten wurde, mit den Käsmarkern auf keine Art scharf und strenge zu verfahren. Grassalkowics, ob er gleich sehr erbittert wdr, mußte sich mäßigen; die Zitierten, die sich vollkommen gerechtfertigt hatten, zogen in Frieden heim und Szakmary verblieb in dem ruhigen Besitze des erkauften Gutes.

Werth und würdig war Szakmary des Besißes so vieler und großer Glücksgüter, denn er verstand die Kunst, selbe weise zu gebrauchen. Nicht nur für seine Nachkommen, um ihnen ein reiches Erbe zu hinterlassen

sorgte er, sondern vielmehr auch dafür, um seinen Namen als Menschenfreund und Wohlthäter, zu vereiwigen. Szakmary war ein edler Mann und ein wahrer Vater der Armen. Keiner der Nothleidenden, der seine Hilfe angesprochen hat, entfernte sich von ihm ohne Trost und Unterstützung. Viele der verarmten Käsmarker Bürger wendeten sich an ihn und daß sie in ihrer Noth und Bedrängniß nicht völlig zu Grunde gingen, hatten sie einzig ihm zu verdanken. Und bei allen seinen Wohlthaten hatte Szakmary die reinsten Absichten, er erbarmte sich der Armen aus wahren frommen Mitgefühl und daher überschüttete auch der Himmel, für eine jede der dargereichten Spenden, sein Haus mit immer neuem Segen.

Vor allen andern Handlungen aber, durch die Szakmary seine Mildthätigkeit bewiesen hat, zeichnet sich vorzüglich folgende, auch zugleich seine Großmuth beurkundende, schöne That aus. Er besaß das hinter der Magura liegende Dorf Follywarf, als sein Eigenthum, das noch sein Vater von der Stadt Käsmark für 5800 Gulden gekauft hat. Mehrere Jahre verstrichen nach dem Kauf, jetzt aber bekam die Stadt des Dorfes wegen von dem Baron Mednyanský einen Prozeß, der dasselbe von ihr als sein Erbgut zurückforderte. Die Erbansprüche Mednyanský's waren gegründet; er gewann den Prozeß und die Stadt war gezwungen ihm das Dorf zurückzugeben. Szakmary aber mußte in Hinsicht der Kaufsumme auch befriedigt werden. Die Stadt gerieth in eine große Verlegenheit und es war ihr in ihren jetzigen bedrängten Umständen nicht möglich das Geld zusammen zu bringen. Allein dem edelgesinnten Szakmary ging das Schicksal, das die Stadt betraf zu Herzen, er trat ihr freiwillig das Dorf ab und erließ ihr auch die Zahlung der obenerwähnten 5800 Gulden! — Ewig wahren bei den dankbaren Nachkommen der Käsmarker Bürger, wird der Ruhm, den Szakmary, sich in der Mitte ihrer wackern Väter, durch diese wahrhaft großmüthige Handlung erworben hat.

Die ruhmvollen Werke der Menschenliebe, die Szakmary voll des edelsten Sinnes vollzogen hat, erhoben ihn auf die Stufe eines großen Ansehens. Man begegnete ihm von allen Seiten mit der größten Hochachtung. In der Mitte seiner Glaubensgenossen bekleidete er mehrere Jahre hindurch die Würde eines Kirchen-Spectors. Als dieser hat Szakmary, zum Wohl der Kirche und der evangelischen Gemeinde in Kasmarck, unendlich viel Gutes gestiftet. Im Jahr 1754 am 25. April, ging er mit Lode ab. Ein harter Schlag war sein Tod für die Schaaren der Bedrängten, die tausend Zähren des Dankes und der gerechten Trauer, auf sein Grab hingeweiht hatten.

Paul Lopperczey von Todtenfeld.

Lopperczey erblickte zu Kásmark im Jahr 1741 am 10. November das Licht der Welt. Sein Vater Samuel Lopperczey war ein sehr wohlhabender Mann und seine Familie gehörte zu den ansehnlichsten Bürgerfamilien Kásmarks. Seine Mutter Elisabetha war eine Kray'sche Tochter.

Nach dem Willen seiner Eltern, sollte sich Lopperczey dem Handwerkerstande widmen: allein dazu hatte er keine Lust. Er wollte nichts anders als Soldat werden und diesen seinen Vorsatz, in dem ihn sein naher Anverwandter, der nachmahlige General-Feldzeugmeister Paul von Kray, noch mehr bestätigt hat, vermochte ihm niemand auszureden. Genug klagten darüber seine Eltern, aber vergeblich. Paul trat in sein zwanzigstes Jahr und jetzt reihete er sich den Schaaren der Krieger an. Mit ihm zugleich im Kriegsdienste, bei demselben Regimente, trat sein intimster Schulfreund Marfus Horvath Stansith von Gradecz.

Hoch aufoderte eben jetzt (im Jahr 1761) die Flamme des Krieges, zwischen dem Hause Oesterreich und Preußen. Lopperczey brannte vor Begierde, in Reich und Glied zu sechten gegen den Feind. Er erreichte den Schauplatz des Krieges und fand bald Gelegenheit Beweise von seinem Heldenmütze abzulegen. Das erstemahl zeichnete er sich als unerschrockener Krieger in dem Gefechte vor Schweidnitz aus. Die Festung sollte mit Sturm eingenommen werden. Der General-Feldzeugmeister Baron von Laudon, befehligte die österreichische Armee. Das Signal zum Sturm wurde gege-

ben und in der Zahl der stürmenden Männer; die entschlossenen Muthes vorantraten; war Lopperczzer einer der ersten. Allein in dem Augenblicke, als die Thore der Festung erbrochen werden sollten, sprang eine Mine. Er stürzte zu Boden und wurde von dem Walle des aufgeworfenen Schuttes ganz bedeckt.

Lopperczzer befand in dieser Lage sich nahe dem Tode; er lag lange, von dem Schläge heftig erschüttert, ohne Besinnung da. Doch kam er zu sich und drang mit den übrigen triumphirenden Kriegern in die Stadt ein. Bei dieser Gelegenheit erbeutete er einen Knopf von einer preussischen Fahne.

Die Eroberung der Festung war vollendet und jetzt stellte sich Lopperczzer vor seine Obern hin, um ihnen den erbeuteten Fahnenknopf, zum Beweis seiner in dem Sturm an den Tag gelegten Tapferkeit zu zeigen. Allein er hatte den Knopf, den er im Gefechte in seine Rocktasche steckte, in dem Gedränge verloren. Doch man glaubte und traute seinen Worten und er wurde für seinen Kriegermuth mit der Feldwebelscharge belohnt.

Feldwebel verblieb Lopperczzer durch volle elf Jahre. Er konnte, trotz seiner besten Aufführung nicht höher avanciren. Mehrere, die ihm an militärischen Verdiensten mit nichten gleich waren, wurden ihm vorgezogen. Dieß schmerzte und kränkte ihn außerordentlich sehr, so sehr, daß er allen Muth verlor und mit dem Vorsatze umging, dem Soldatenleben zu entsagen. Von dieser seiner Unzufriedenheit mit seinem Schicksale und der Unruhe, die in ihm vorging, gab Lopperczzer, sich bitter beklagend, seinen vertrauesten Kriegskameraden Kunde. Diese suchten ihn aber auf alle mögliche Art zu beruhigen, vertrösteten ihn mit der Geduld und wollten von seinem Entschlusse, ihren Bruderkund zu verlassen, gar nichts hören. Viele, die als Offiziere in höheren Würden standen und die seine besten Freunde waren, hätten ihm gerne, da sie seine Verdienste wohl kannten, geholfen: aber sie hatten auch mit sich selbst, von ihren Verfolgern gedrängt, zu kämpfen. Nun aber

ereignete sich ein Umstand, der Topperezer'n von dem Trübſinne seiner Unzufriedenheit befreit und seinen niedergeschlagenen Geist ganz emporgerichtet hat. Er erhielt im Jahr 1772 die Ordre nach Wien zu gehen, um von dort Grenadiermüßen abzuhohlen. Topperezer befand sich in Wien und er faßte den Muth, sich an den Stufen des Thrones, über das ihm, durch seine Zurücksetzung zugesügte Unrecht zu beklagen. Er erhielt die erwünschte Audienz und die glorreiche Kaiserin und Königin Maria Theresia, gab ihm in den kühnsten Ausdrücken die Versicherung, daß ihm nächstens die gerechte Anerkennung seiner Kriegsmerten, zu Theil werden wird. Ganz getröstet und voll der süßesten Hoffnungen kehrte Topperezer von Wien in sein Standquartier, zurück. Die höhere Beförderung, die er so sehnlichst gewünscht hat, erfolgte. Kaum verfloßen nach seiner Rückkehr von Wien, ein Paar Monathe, so wurde er auf unmittelbaren kriegshofrätlichen Befehl zum Lieutenant erhoben.

Als Lieutenant war Topperezer wieder der alte entschlossene, kühne und muthvolle Krieger. Die erhaltene Charge söhnte ihn ganz mit seinem Schicksale aus und erhöhte die Gluthen seines Heldenmuthes. Der preussische Krieg brach jetzt wieder aus. Topperezer war froh und er wünschte, jenen die ihn so lange verkannt hatten, in den Schlachtgefesden zu beweisen, wie gerecht seine Ansprüche, auf eine höhere Beförderung im Offiziercorps, waren. Er wohnte (im Jahr 1778) den beiden Expeditionen auf Wise und Neustädte in Schlesien bei und zeichnete sich als einer der tapfersten Krieger aus. Der ausgebrochene Krieg mit den Preussen wurde beendet und ein neuer erhob sich später mit den Türken. Auch gegen diese Feinde des Vaterlandes focht Topperezer wacker. Insbesondere beurlundete er seinen Heldenſinn durch kühne Thaten in der Belagerung von Berhier. Mit den Türken ward Friede geschlossen und Oesterreich richtete seine Waffen gegen die Franzosen. Topperezer machte gegen diesel-

ben drei Feldzüge mit, und bewährte auch jetzt, namentlich in den blutigen Gefechten bei Mauberge und Marcienne au Pont, seinen Kriegermuth und seine Unererschrockenheit im Felde.

Doch seine schönsten und größten Heldenwerke hat Topperezer im Jahr 1795 bei Goslik und Charlesroi an der Sambre vollzogen. Den Marktsteden Goslik oder Gosselin hatten die Franzosen in ihrer Macht, Topperezer führte 300 der muthvollsten Männer an und vertrieb dieselben mit beispielloser Herzhaftigkeit aus ihrer Position. Diese Unternehmung war sehr folgereich und für die gesammte österreichische Armee von unendlich großen Vortheilen fast zu gleicher Zeit, als Topperezer die Franzosen aus Goslik vertrieben und in die Flucht gejagt hat, stand eine andere Abtheilung ihres Heeres unter den Mauern von Charlesroi. Topperezer richtete mit dem Häuflein seiner Tapfern seinen Zug gegen die Stadt aus der Absicht um selbe dem Feind auch zu entreissen. Dieß Wagstück des Unererschrockenen überstieg alle Gränzen der Kühnheit, aber das Glück begünstigte ihn. Er griff die feindlichen Kruppen mit solcher Heftigkeit und Gewalt an, daß sie nach einem kurzen Kampf weichen und in der größten Unordnung die Flucht ergreifen mußten. Der wichtige Platz Charlesroi kam in die Gewalt der Österreicher und hierdurch war ihnen der Weg zu mehreren siegreichen Gefechten geöffnet, die bald darauf erfolgten.

Die Nachricht von Topperezers Heldenthaten verbreitete sich schnell durch die ganze Armee und er wurde von allen als einer der tapfersten und kühnsten Männer, geachtet. Zur Belohnung seiner Tapferkeit wurde er sogleich zum wirklichen Hauptmann in dem Fürst Anton Esterházy'schen Infanterie-Regimente ernannt und Se. Königl. Hoheit der Erzherzog Carl, empfahl ihn als einen der verdienstvollsten Krieger kräftig bei Hofe. Die Folge von dieser hohen Rekommodation war, daß Topperezer aus Rücksicht seiner großen Kriegsverdienste, noch in demselben Jahr

von Sr. Majestät dem glorreich regierenden Kaiser und Könige Franz I. in den österreich'schen Uedelstand mit dem Prädikate von Todtenfeld erhoben wurde.

Höchst zufrieden war Loppererzer mit der ehrenvollen Auszeichnung, die ihm widerfuhr und sie verdoppelte seinen Pflicht- und Kriegseifer. Es war im Jahr 1796 als die Franzosen Manheim in ihre Gewalt zu bekommen suchten. Ihrem Heere gegenüber stand die kaiserlich-österreich'sche Armee. Es kam zu einem Gefecht. Loppererzer nach seiner Gewohnheit, den Tod nicht fürchtend, wollte auch hier seinen Muth und seine Kühnheit zeigen: aber sein jetziges Ringen war seine letzte Kraftanstrengung und der letzte Ausschweifung seines Kriegsenthusiasmus. Eben als er wieder mit einer Anzahl entschlossener Krieger mit dem Feind in dem blutigsten Kampf begriffen war, traf ihn eine Haubigenkugel, die ihm den rechten Fuß zerschmetterte. Dieses Unglück schleuderte den Tapfern, dem Tod als Beute, in die Arme hin. Er gab nach einigen Tagen, unter den heftigsten Schmerzen seinen Geist auf. — Unfehlbar aber hätte Loppererzer können beim Leben erhalten werden, wenn er den blessirten Fuß sich würde haben abnehmen lassen. Doch dazu war er nicht zu bewegen. Wenige Stunden vor seinem Hinscheiden schrieb er in Bezug auf die Amputirung seines Fußes an seine Gemahlin, die in Preßburg mit drei unerzogenen Kindern (zwei Töchtern und einem Sohne) lebte, folgendes: „Wie die Ärzte mich versichern, könnte durch die Amputation des zerschmetterten Fußes, mein Leben gerettet werden: aber ich kann und werde mich nie dazu entschließen, mir den Fuß abnehmen zu lassen. Nicht darum, als möchte ich die Schmerzen fürchten; nein, mir graut vor keinem Weh, sondern weil ich als Invalide und Krüppel, der sich nimmermehr bewaffnet dem Feinde entgegen stellen kann, die Tage meines Lebens nicht zu bringen mag und daher will ich lieber sterben.“ — Sein Leichnam liegt in Heidelberg begraben.

Daniel Terštyanſky

wurde im Jahr 1730 am 29. Jänner in Krompach von adeligen Eltern geboren. Seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt er in der Schule zu Leutschau. Von hier begab er sich nach Preſburg, wo er mit großem Fleiß die theologischen und philosophischen Wissenschaften studirte. Nach einem dreijährigen Aufenthalt allhier, verfügte er sich in das Ausland, um dort seinen Durst nach höherer Geistesbildung und Aufklärung stillen zu können. Zuerst studierte er in Erlangen, dann in Altdorf und zuletzt in Stuttgart. Überall hatte Terštyanſky sich unter den akademischen Bürgern, als ein Mann von hohem Talent und den besten Sitten ausgezeichnet. Nach vier Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück.

Allein in Ungarn fand Terštyanſky nicht den seinen Kenntnissen und Wünschen angemessenen Wirkungskreis. Er zog deshalb im Jahr 1758 nach Wien, wo er auch so glücklich war, bald als Hofagent angestellt zu werden. Viele Jahre hindurch verwaltete Terštyanſky diesen Posten und zeichnete sich auf demselben als ein Beamter von dem größten Pflicht- und Dienst-eifer aus. Seine Verdienste um den Staat waren groß. Zur Belohnung derselben machte ihm die glorreiche Kaiserin und Königin Maria Theresia eine Schenkung zu Ragischdorf (Retse) im Preſburger Comitate. Würdig war Terštyanſky dieser Auszeichnung und sein Eifer, der ihn bei der Forderung des allgemeinen Staatswohls leitete, erhielt dadurch einen doppelten Aufschwung. Bald darauf kam er mit dem Titel eines Hofkammerrathes ausgeschmückt nach Ofen, wo er

das Amt eines Referendärs im Montanistischen bei der hohen Septemvirkafel, ruhmvoll bekleidet hat. Hier verblieb er bis zu seinem Tode, der im Jahr 1800 am 29. October erfolgte.

Derstyanßky war ein sehr biederer und edelgesinnter Patriot. Das Wohl seines Vaterlandes lag ihm sehr nahe am Herzen und wo er nur konnte, beförderte er dasselbe aus allen Kräften. Beweise von seinen erhabenen patriotischen Gesinnungen, legte er unter andern vorzüglich in der Schrift ab, die folgenden Titel führt: „Ratio Educationis totiusque rei Literariae per Regnum Hungariae et Provincias eidem adnexas.“ Derstyanßky gab dieses Werk in Gesellschaft mit seiner Excellenz dem Herrn Joseph von Urményi, im Jahr 1777 in Wien heraus. Beide Verfasser hochehrend ist das Urtheil, das darüber Schwartzner in seiner Statistik des Königreichs Ungarn gefällt hat; er nannte dasselbe einen sehr merkwürdigen Schul- und Erziehungs-Codex.

Ebenfalls von der Wärme seines Patriotismus, vorzüglich aber von seiner Liebe, mit der er den Zipsern, seinen Landsleuten, in den königl. XVI. Zipserstädten zugehan war, zeigt die äußerst wichtige Schrift, die er im Jahr 1790 zu ihren Gunsten, unter folgendem Titel verfaßt hat: „Ad inclytos Status et Ordines Regni Hungariae, fundamenta et motiva ex quibus Communitas Civitatum Regalium Saxonicarum de Scepus alias sic dictorum Oppidorum Scepusiensium, se statumque suum provinciale in universis privilegiis, juribus, libertatibus et praerogativis articulariter confirmari, ac collective quarto statui (sensu § 3. Decreti minoris Sigismundi Regis) jure postliminii, adnumerari supplicant.“

Derstyanßky war immer ein eifriger Vertheidiger der Rechte und Freiheiten, deren sich laut uralten Privilegien, die wackeren Bewohner der XVI. Zipser Kronstädte erfreuen und nie war jener sein Freund, der es wagte ihre Immunitäten anzugreifen und ihre politische Verfassung zu tadeln. Unzerstörbar ist daher das Mo-

nument des Ruhmes und der Hochachtung ihm in ihrer Mitte, die angeführte Schrift, die in Ofen gedruckt wurde, gesetzt hat.

Einen großen Ruhm, als Literator und Mann von vielumfassender Gelehrsamkeit, hat Terstyanßky sich vorzüglich, während seines Aufenthaltes in Wien, durch die Herausgabe der kais. königl. priv. Wiener-Anzeigen aus den sämtlichen k. k. Erb-Ländern, erworben. Diese Anzeigen erschienen in dem Zeitraum von 1771 bis 1776 und machten ihres wichtigen Inhaltes wegen, zu ihrer Zeit in der literarischen Welt, ein großes Aufsehen. Sie wurden mit vielem Interesse, weit und breit gelesen. — Das erste Werk, das Terstyanßky verfaßt und im Jahr 1759 im Druck herausgegeben hat, führte den Titel: „De Aditione Haereditatis.“

Michael Pfeiffer.

Pfeiffer wurde im Jahr 1721 am 19. October, zu Käsmark geboren. Sein Vater, auch Michael genannt, war dort ein sehr berühmter Apotheker.

Pfeiffer hatte das Unglück frühe seinen Vater zu verlieren; es erschlug ihn ein von demjenigen hölzernen Thurme herabgestürzter Balken, unter welchem sich seine Apotheke befand. Doch er hatte eine vortreffliche Mutter und unter ihrer Pflege und Sorgfalt erhielt er eine gute Erziehung. Zuerst besuchte Pfeiffer die Schule seiner Vaterstadt. Seine Lehrer waren hier: Fontani, Egler, Zagrowßky, Moeß, Nikazy und Buchholz — lauter Männer, die zu ihrer Zeit in dem Rufe großer Gelehrten standen. Im Jahr 1736 ging er nach Debreczin, der vaterländischen Sprache wegen, um selbe dort zu erlernen und nach Verlauf von einem Jahr, kehrte er wieder nach Käsmark zurück. Hier studirte er jetzt unter dem berühmten Rector und Professor Sartori.

Pfeiffer war für den geistlichen Stand bestimmt, daher er auch mit glühendem Eifer Theologie studirt hat. Allein sein vieles und stettes Verweilen in der väterlichen Apotheke, erzeugte in ihm allmählig andere Vorsätze und Gesinnungen in Hinsicht seiner Standeswahl. Er verließ die Theologie und wünschte ein Arzt zu werden. Um daher Medizin studiren zu können, versügte er sich nach Ofen. Pfeiffer zählte jetzt zwanzig Jahre. Seine Professoren waren hier unter andern die berühmten Männer: Kalkschmidt, Hilscher, Stod, Schubert, Wagner, Ham-

berger und Reichmaier. Nach zwei Jahren ging er nach Halle. Hier hörte er die berühmten Ärzte: Böhmer, Baß, Schulz und Junker. Der berühmte Doctor und Professor Schmeizel; war sein bester Freund; er wohnte in seinem Hause und hatte seinem gelehrten Umgange unendlich viel zu verdanken. Nach einem Jahr verließ Pfeiffer, Halle und zog nach Jena. Hier brachte er zwei Jahre zu und beendigte seinen medizinischen Studiencurs.

Herliche Fortschritte hat Pfeiffer in den medizinischen Wissenschaften gemacht. Am 24. October 1745 wurde er von der medizinischen Fakultät feierlich zum Doctor der Medizin ernannt. Seine Inaugural-Dissertation; die er unter dem Vorsitze des Doctors und Professors Hamburger sehr ruhmvoll vertheidigt hat, handelte von den Kennzeichen des nahen Todes bei hysigen Fiebern.

Diese Abhandlung Pfeiffers war so gründlich geschrieben, daß sie die Aufmerksamkeit aller Ärzte, in und ausser Jena erregte. Man machte ihm daher sehr schmeichelhafte Anträge, in Jena zu verbleiben und medizinische Collegien zu lesen. Pfeiffer gab den Anträgen und Vorstellungen seiner Freunde. Gehör und wünschte ihnen zur Seite, als Professor der Arzneikunde zu wirken. Allein der ausgebrochene preussische Krieg, der mit seinen Verheerungen sich auch über Sachsen erstreckte, vernichtete von dieser Seite alle seine Plane. Er sehnte sich nach seiner Heimath und kehrte nach Ungarn zurück.

Weit früher aber, als Pfeiffer noch in seinem Vaterlande erschienen war, hatte dort das Gerücht von ihm, als einem gründlich studierten Arzte, schon alles Ruhmvolle verbreitet gehabt. Er kam daher allen, insbesondere aber den Kásmarkern, weil es jetzt an ärztlich gebildeten Individuen einen sehr großen Mangel gab, recht erwünscht und willkommen. Doctor Fischer, den der Groß-Wardeiner Bischof, Graf Esaky, zu seinem Leibarzt berufen hat, verließ gerade jetzt als

Stadtphysikus Kásmark und Pfeiffer erhielt seinen Posten.

Nicht lange währte es, so stand Doctor Pfeiffer in dem Rufe eines der geschicktesten und glücklichsten Ärzte. Die hartnäckigsten und gefährlichsten Krankheiten, mußten der Macht seiner Kurmethode weichen. Das Zutrauen der Kranken war daher zu ihm so groß und so allgemein, daß sie alle glaubten, wenn niemand nicht mehr helfen kann, so könnte doch Pfeiffer noch helfen und daß sie unter seiner Behandlung von ihren Übeln genesen müßten. Man bediente sich seines ärztlichen Beistandes weit und breit, nicht nur in Ungarn sondern auch in dem benachbarten Galizien. Insbesondere die Klosterkranken in Galizien setzten in seine Kunst ein mächtiges Vertrauen.

Doch Pfeiffer, des großen Ruhmes ungeachtet, den er sich als theoretischer und practischer Arzt erworben hat, resignirte im Jahr 1776 sein Stadtphysikat. Auffallend und unbegreiflich war diese seine Handlung dem ganzen Publikum. Pfeiffer hatte aber seine guten Gründe, warum er dieß that. Nicht, als hätte er der Menschheit in ärztlicher Hinsicht, nicht mehr nützen wollen, sondern seine Intention war, durch die Entsagung seines Amtes, mehr Zeit für die Pflege seines Lieblingsstudiums zu gewinnen. Dieses sein Lieblingsstudium war die Chemie. Unbeschreiblich ist der Fleiß, den Pfeiffern bei den Nachforschungen innerhalb des Gebietes dieser Wissenschaft beseelt und geleitet hat. Nichts war ihm, was auf dieselbe Bezug hatte fremd. Daher entging ihm auch keine der neuen Schriften, die über chemische Gegenstände handelten. Er mußte jegliche, wie sie nur im Buchhandel angekündigt wurde, haben, um sich zum Theil in der Kenntniß der neuen Versuche und Erfindungen zu setzen, zum Theil aber nach den neuen Ansichten, den Werth und die Haltbarkeit seiner eigenen Erfahrungen und Experimente zu bestimmen.

Die Idee, die den Forschergeist Pfeiffers, bei seinem unermüdeten Studium der Chemie, am meisten beschäftigt

hat, drehte sich hauptsächlich um die Frage: ob es nicht möglich wäre, aus einer europäischen Pflanze, die selbst ein kalteres Klima vertragen könnte, ein Surrogat zu verfertigen, das vollkommen den indischen Indigo ersetzen würde? Dieses Streben war unstreitig ein sehr kühnes und gewagtes Unternehmen; doch Pfeiffer ruhte nicht und er schente kein Opfer, um dasselbe durch Hilfe der Chemie zur Realität zu bringen. Er wählte zu diesem Ende die Waidpflanze (*Isatis tinctoria* L.) Wohl wusste Pfeiffer, daß man längst versucht hat, Indigosurrogate aus andern Pflanzen, wie z. B. (seit 1752 zu Wolkstein in Sachsen) aus Heidelbeeren, ferner aus der Anilpflanze und dem *Nerium tinctorium* zu verfertigen: allein nach seiner Überzeugung hatte keine der genannten Pflanzen die Eigenschaft, ein echtes Indigosurrogat zu geben und er blieb daher bei dem Waid. Diesen baute er auf einem seiner Grundstücke an und fuhr dann mit den Versuchen so lange fort, bis es ihm wirklich gelungen war, den erwünschten Stellvertreter des Indigo zu erzeugen. Seinen ersten, von ihm produzierten Waidindigo, freilich nur in sehr kleiner Quantität legte Pfeiffer den Kásmarker Schönfärbern zur Probe vor. Diese bedienten sich desselben und erklärten ihn einstimmig für eines der besten Surrogate des indischen Indigo's. Durch dieses Urtheil aufgemuntert begann nun Pfeiffer sein Geschäft der Indigoerzeugung im Großen zu betreiben. Seine Mühe krönte der beste Erfolg; der Waidindigo kam von Tag zu Tag in einen größern Ruf und Pfeiffer versah damit die vaterländischen Färber weit und breit.

Während Pfeiffer in seinem Laboratorium ämfig an der Erzeugung des Waidindigo's gearbeitet hat, erschien im teutschen Reiche von Nikolaus Kulenkamp eine gekrönte Preisschrift, in welcher die Möglichkeit der Produzierung eines echten Indigosurrogats aus Waid bewiesen wurde. Doch das, was Kulenkamp aufgestellt und bewiesen hat, hatte Pfeiffer der scharfsinnige Chemiker in Ungarn längst in's Werk

gefest gehabt. Ja, um viele Jahre früher, ehe man noch in Neudietendorf und Wien, an eine Indigo-Produzierung aus Waid dachte, wurde dieselbe schon von ihm betrieben. Es gebührt ihm daher mit Recht der Ruhm als des ersten, der in Ungarn ein Indigosurrogat aus Waid zur Welt gefördert hat.

Die Kunde von Pfeiffer's wichtigen, die Nationalindustrie so sehr befördernden Erfindung verbreitete sich bald durch das ganze Land. Ja sie gelangte auch nach Wien und Kaiser Joseph II. geboth, daß Pfeiffer von seinem Waidindigo etwas zur Probe nach Wien schicken sollte. Dieß geschah und die berühmtesten Chemiker an der Wiener Universtät, denen die Prüfung des Indigosurrogats aufgetragen worden war, priesen einstimmig Pfeiffer's Scharfsinn und ließen seinem Erfindungsgeiste alle Gerechtigkeit widerfahren. Bald nach dieser gunstvollen Beurtheilung des Waidindigo's, erhielt Pfeiffer von der Regierung den Auftrag, daß er sich irgendwo, um die Fabrikation desselben im Großen betreiben zu können, ein Kammetalgut wählen möchte. Mit diesem Auftrage waren für Pfeiffern die vortheilhaftesten Bedingungen verbunden, unter andern auch, daß er das Gut zur Bestreitung seiner Unkosten, bis zu einem gewissen Termin frei und nach Willkür benutzen könne: allein aus diesem herrlichen Projecte ist nichts geworden. Wie des Neides und der Mißgunst Hand, hie und da manches Gute niederreißt und dessen Emporkommen verhindert, so geschah es auch hier. Man gönnte Pfeiffern nicht den errungenen Ruhm und die Vortheile, die seine Erfindung ihm, wenn er bei seiner Waidmanipulation einen größern und freieren Wirkungskreis gehabt haben würde, abgeworfen hätte. Zu diesen feindseligen Umständen kam noch der bald erfolgte Tod Kaiser Joseph's. Sein Nachfolger der Kaiser Leopold starb auch bald und so blieb Pfeiffer, ganz ohne Unterstützung und Hilfe. Ja, als bald darnach der französische Krieg ausgebrochen war, war an

die Förderung seines Unternehmens, von Seiten der Regierung gar kein Gedanke mehr.

Dem ungeachtet aber arbeitete Pfeiffer an der Erzeugung des Waidindigo's, unermüdet fort und verkaufte ihn den Färbern. Er hatte einen guten und schnellen Absatz, indem der indische Indigo jetzt außerordentlich theuer war und Pfeiffer sein Product, weit unter dem halben Preise gegeben hat.

Pfeiffer war seinem Körper nach ein sehr schwächer und gebrechlicher Mann. Er litt an einem Asthma, das ihm große Schmerzen verursachte. Doch erreichte er ein sehr hohes Alter. Er wurde 88 Jahre alt. Eine Brustwassersucht führte ihn am 7. November 1809 dem Tod in die Arme. Den Tag, ja sogar die Stunde seiner Auflösung und seines Hinscheidens, hatte er mehrere Tage im voraus bestimmt und angezeigt.

Zu der Eröffnung des Geheimnisses bei seiner Waidindigo-Fabrikation, war Pfeiffer um alles in der Welt nicht zu bewegen. Nur kurz vor seinem Lebensende, entdeckte er dasselbe einem seiner nächsten Verwandten, dem Apotheker Schwarz. Da aber Schwarz bereits auch schon gestorben ist, so mag das große Geheimniß unfehlbar auch mit ihm zu Grabe gegangen seyn.

In Hinsicht der Pflege seines Körpers und seiner Gesundheit, war Pfeiffer ein Mann von der größten und strengsten Diät, der hierbei seine gewissen Eigenheiten hatte. Eben so pünctlich und strenge wie von dieser Seite, war er auch bei der Verrichtung seiner ämlichen und häuslichen Geschäfte. Pünctlichkeit und Ordnungsliebe leiteten ihn überall. In der Behandlung der Kranken, war er außerordentlich zart, leutselig und klug und in der Auffuchung des Krankheitsstoffes und der zweckmäßigen Mittel dagegen, unermüdet. Die Gluthen seines Eifers, der ihn bei der Pflege seiner Patienten geleitet hat, suchte nie die Gucht nach Geld und einem übermäßigen Honorar an. Er war wie an dem Krankenbette des Reichen, so auch des Armen, der Arzt von der größten Uneigennützigkeit und im vollsten Sinne des Wortes,

Menschenfreund. Die Hilfsbedürftigen und Armen verehrten an ihm einen ihrer größten Wohlthäter.

Pfeiffer bekleidete in seiner Vaterstadt viele Jahre hindurch auch die Würde eines Schulinspectors, und als dieser hat er sich auch große Verdienste um das Wohl der studirenden Jugend erworben. Sein Eifer für die Gründung und Emporhebung des Flors der Kasmarker Schule, war außerordentlich groß. Er steht daher auch, was seinen Namen in der evangelischen Kasmarker Gemeinde verehrt, in der Zahl derjenigen hochherzigen Männer von Adel ausgezeichnet, die in einem Revers an die königl. Statthalterei sich verpflichtet hatten, auf eigene Unkosten und aus eigenen Kräften, die evangelische hohe Schule zu bauen.

Pfeiffer war nie verheirathet; er hinterließ daher keine Leibeserben. In sein großes Vermögen, das er besessen hat, theilten sich seine nächsten Anverwandten.

Elias Fischer.

Fischer kam im Jahr 1689 am 12. Juli zu Toporcz auf die Welt. Sein Vater Joh. Georg Fischer lebte hier in sehr bebrängten und kümmerlichen Umständen, als exulirter Prediger; er wurde aus Stof, wo er mit Ruhm das Wort Gottes verkündigte, vertrieben.

Ungeachtet der Vater Fishers mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, so gab er sich doch alle Mühe, seinen Sohn standesmäßig zu erziehen und aus ihm einen nützlichen Menschen zu bilden. Zuerst unterrichtete er ihn selbst in den Anfangsgründen der Wissenschaften, dann aber beförderte er ihn nach Leutschau, wo er unter dem Rector Martin Dubowsky studirte. Von hier kam er nach Eperies, wo er von dem sehr gelehrten Professor Rezik in den theologischen und philosophischen Wissenschaften unterwiesen wurde.

Ruhmvoll hatte sich Fischer, durch Fleiß und Eifer, unter seinen Mitschülern die der Theologie sich widmeten, ausgezeichnet. Um sich nun für seinen künftigen Beruf recht ausbilden und seine Studien beendigen zu können, bezog er im Jahr 1709 die Wittenberger Universität. Hier verweilte er vier volle Jahre. Wie vieles Fischer hier für seine wissenschaftliche Ausbildung gethan hat, beweiset die treffliche Dissertation, die er kurz vor seinem Abgange von Wittenberg geschrieben und im Druck herausgegeben hat. Sie führte den Titel: „De reprobo morte Christi redempto.“

Im Jahr 1713 befand sich Fischer wieder in seinem Vaterlande. Kaum vergingen ein paar Monate, so

begehrten ihn die Bartfelder zu ihrem Seelsorger. Fischer nahm den erhaltenen Beruf an und wurde am 5. August des erwähnten Jahres, in Exeris von dem Superintendenten Johann Schwarz feierlich zum Prediger des Wortes Gottes eingeweiht.

In Bartfeld wirkte Fischer auf seinem Posten sechs zehn Jahre lang, sehr thätig. Seine kraftvollen religiösen Vorträge verbreiteten überall, in der seiner Seelsorge anvertrauten Gemeinde, Heil und Segen. Von hier ward er im Jahr 1729 nach dem Tode des Predigers Lany, als Diaconus nach Käsmaß berufen. Fischer weigerte sich nicht, das ihm angebotene Diaconat anzunehmen, er verlangte aber, daß man ihm vor der Annahme der Vakation, die schriftliche Versicherung darüber gäbe, daß er bei nächster Vakanz, die Stelle eines wirklichen Pfarrers erhalten werde. Die Kösmaßer gingen ohne Widerspruch in seine billige Forderung ein, versprachen seine Wünsche von dieser Seite trenn zu erfüllen und so wurde Fischer schon im Jahr 1734, nach dem Tode des Elias Perlißi, Pfarrer an der Gemeinde.

Fischer zeichnete sich in seinem neuen Wirkungskreise, als Mann der vollkommen seinem Amte gewachsen war, auf das ruhmvollste aus. Der Ruf von seiner würdevollen Amtsführung, seiner großen Gelehrsamkeit und seinem hohen Rednertalente, wuchs mit jedem Tage und so geschah es, daß er in einem zu Sivalt im Jahr 1741 abgehaltenen Konvente, zum Senior der VI königl. Freistädte in Ober-Ungarn ernannt wurde. In dieser Würde zog Fischer durch sein liebevolles, offenes, gerechtes und biederes Betragen noch mehr die Herzen derjenigen an sich, mit welchen er in ämlichem Verkehre stand. Die Zahl seiner Verehrer und Bewunderer, aus der Mitte seiner Glaubensgenossen, die seinen Feuereifer bei der Forderung des Wohls der Kirche, immer näher kennen lernten, stieg immer höher. Daher kam es denn, daß er im Jahr 1747 am 24. Jänner, in voller Versammlung der Evangelischen zu Kreuz, nach dem Tode

des Superintendenten Georg Ambrozy, zum Superintendenten einstimmig gewählt wurde. Seine Mitcandidaten waren die Prediger, Samuel Rumi von Leutschau und M. Andreas Weinert von Speries.

Würdig vollkommen war Fischer dieser Erhebung und Auszeichnung, denn vollkommen schmückten ihn die Eigenschaften und Fähigkeiten, die sein jetziger Beruf erforderte. Und wie würdevoll, wie gewissenhaft und unermüdet er sein Superintendenten-Amt verwaltet hat, bezeugen alle seine Handlungen und Thaten, durch die er als sorgfältiger Oberhirt bemüht war, das Heil der protestantischen Kirche zu befördern und ihre Rechte aufrecht zu erhalten.

Als Kanzelredner war Fischer äußerst sehr berühmt. In Hinsicht der großen Beredsamkeit, die ihm eigen war, kam ihm von seinen Amtsgenossen keiner gleich. Man nannte ihn daher allgemein den teutschen Cicero. Selbst das hohe Alter, das Fischer erreicht hat, vermochte nicht die Kraft seines bewunderungswürdigen Rednertalentes zu schwächen. Er predigte immer und dieß ohne Beschwerden, mit jugendlicher kraftvoller Stimme. Seine Predigten sollen oft zwei Stunden lang gedauert haben.

Die Liebe, mit der die Käsmarker Gemeinde Fischer zugethan war, war gränzenlos. Davon zeigt unter andern ihr Benehmen gegen ihn, als er Verdrießlichkeiten wegen, die er mit seinem Collegen dem Elias Perligi hatte, im Jahr 1752 nach Toppschau abgehen wollte. Es war schon angespannt um bald abzufahren und noch immer bathen Deputirte aus der Gemeinde, den geliebten Lehrer, er möchte zurück bleiben und sich von ihnen nicht trennen. Aber keine der Bitten fruchtete. Endlich machten sich einige der angesehensten Frauen, denen bald mehrere nachfolgten, auf; sie traten in's Pfarrhaus und bestürmten Fischer mit ihren Flehen, zurückzubleiben und die angenommene Volation den Toppschauern zurückzuschicken. Doch auch ihr Bemühen,

führte sie nicht an das Ziel, des von der ganzen Gemeinde geäußerten Verlangens. Allein als sie gesehen hatten, daß keine Worte halfen, so machten sie sich über den Reifewagen her, schnitten die Stränge, an welchen die Pferde vorgespannt waren, entzwei und packten alle aufgeladenen Sachen ab. Da nun Fischer durch diese That, sich von dem großen Zutrauen und der großen Liebe seiner Gemeinde zu ihm überzeugt hat, gab er nach und verblieb in ihrer Mitte.

Doch diese große Zuneigung der Gemeinde, was wunderbar ist, verminderte sich sehr mit der Zeit; sie erkaltete immer mehr, je älter Fischer der fromme geworden war. Er hatte vielen schon zu lange gelebt. Und dieser fatale Umstand war, eben die Quelle der vielen Leiden, mit welchen Fischer, nebst den Beschwerden seines Alters und den Schmerzen, die sein podagrisches Übel ihm verursachte, hart zu kämpfen hatte. Einige seiner Pfarrkinder wünschten, daß er freiwillig sein Amt niederlegen möchte; andere aber verlangten sogar laut, daß er abgesetzt werden sollte. Diese arge Stimmung der Gemeinde schmerzte Fischer'n den hochbetagten sehr; doch hatte er den Muth sich ihrem, immer lauter werdenden Loben mannhaft zu widersetzen. Er bestrafte öffentlich von der Kanzel herab, alle jene, die auf diese Art, wider ihn, als seine Feinde sich erklärten und stellte in den rührendsten Reden öffentlich der Gemeinde den Undank vor Augen, den er jetzt in seinem hohen Alter, für alle seine Aufopferungen und Anstrengungen im Pfarramte; die seine Lebenskraft hart angriffen, einernnten mußte. Allein seine Verfolger ruhten nicht; sie machten beim in seinem Dienste ergrauten Lehrer, immer mehr Qual und Verdruß. Endlich fand Fischer sich genöthigt sein Amt zu resigniren. Er that dieß im Jahr 1774 am 6. Februar, an welchem Tage er seine Abdanckungs- und Abschiedsrede an die Gemeinde gehalten hat. Fischer predigte über den wichtigen Text Gall. 4. V. 14. 15. 16. In dem ersten Theile seiner Rede sprach er darüber, wie einst die Gemeinde ihn in ihrer Mitte aufgenommen

und am zweiten, wie sie in der Folgezeit ihn behandelt habe. Tausend Zähren flossen bei dieser seiner letzten Predigt aus den Augen derjenigen, die an seinen salbungsvollen Kanzelvorträgen, sich immer im Geiste gelabt und erquickt hatten. — Von der Abdankung Fischers gab der damalige Districtual Kirchen-Inspector Stephan von Szirmay am 28. Mai in einem Convente öffentlich Nachricht, bei welcher Gelegenheit auch zugleich die Anstalten zu einer neuen Superintendentenwahl getroffen wurden.

Hart war das Mißgeschick, das Fischern unverdienter Weise betroffen hat. Doch er ertrug es mit der größten Standhaftigkeit und Hingebung in den Willen Gottes, bis der Lob ihn davon befreite. Er starb noch in demselben oben erwähnten Jahr am 12. Juni in einem Alter von 85 Jahren. Ein sanftes Hinüberschlummern in die Gefilde der Seligen war sein Tod.

Fischer verwaltete sein Predigtamt 61 und sein Superintendentenamnt 27 Jahre lang. Als Superintendent hatte er 122 Candidaten des Pfarramtes, die Weihe verliehen.

Vollkommen auf Fischern, diesen unermüdeten Arbeiter in dem Weinberge des Herrn, passen die Worte: die J. G. Zimmermann ausgesprochen hat.

„Wer so gelebt wie Er, wer so wie Er gestorben hat
Ruhm im Leben sich, im Tode Heil erworben.“

Samuel Székely von Doba,

wurde im Jahr 1704 am 3. April in Hundsborsdorf geboren. Sein Vater hieß Ladislaus und war ein sehr frommer, tugendhafter Mann. Lange kämpfte Székely mit sich im Geiste bei der Wahl und der Entscheidung, welchem Stande er sich widmen sollte, ob dem militärischen oder dem der Gelehrten? Stark entglühte seine Brust die Flamme der Liebe zu den Wissenschaften, stark fühlte er sich immer hingezogen zu den glänzenden Altären der Musen und so ließ er es an seinem Fleiße nicht fehlen, sich zu einem gelehrten Mann zu bilden, ob er es gleich wußte, daß ihn, bei der Fülle und dem Segen der Glücksgüter die ihn umgaben, seine Gelehrsamkeit einst nicht nähren werde. Als ihm nun die vaterländischen Schulen, die Schätze einer höhern Geistesbildung, nicht zu verleihen vermochten, so begab er sich in das Ausland und setzte auf der Jenaer Universität seine politisch-statistischen Studien fort. Von Jena zurückgekehrt, bezog er sein Landgut und theilte die Zeit zwischen der Verwaltung seiner Wirthschaft und der Pflege der Wissenschaften. So in ungestörter Ruhe und Einsamkeit, lebte Székely bis zu dem Jahr 1741 oder bis zum Ausbruche des preussischen Krieges.

Furchtbar war das Getöse des unerwarteten Kriegsausbruches, das durch die Geselbe Ungarns und der gesammten österreichischen Monarchie wie ein gewaltiger, nie verhallender Donner ertönte. Überall wurden die schleunigsten Anstalten zur kräftigsten Gegenwehr getroffen. Auch in Ungarn, wurden mehrere Legionen der auserlesensten Krieger errichtet, welche mit den Waffen in der Hand dem heranrückenden Feind entgegen zogen,

Székeley von dem Feuer des reinsten Patriotismus ergriffen, verließ ohne Zaudern seine Studirkammer und schloß sich voll des edelsten Eifers den schlagfertigen Schaa- ren der Vertheidiger des Thrones und des Vaterlandes an. Es wurde ihm der Charakter eines Hauptmanns verliehen und als dieser erhielt er seinen Platz in der Thomas Szirmay'schen Legion.

Unverzagten Muthes und mit der standhaftesten Ausdauer, theilte Székeley in der Mitte der ungrischen Waffenträger, im Angesichte des Feindes jegliche Gefahr und kämpfte wacker, wo es die Pflicht seines Berufes geböth. So zeichnete er sich vorzüglich in den Gefechten vor Prag, in Mähren und in der Pfalz aus.

Im Jahr 1746 erhoben sich die Stürme des französischen-spanischen Krieges. Székeley wurde dem Graf Joseph Esterházy'schen Infanterie-Regimente zugetheilt und mit diesem marschierte er nach Italien. Hier verblieb er bis zum Jahr 1750. Doch nachdem es in den österreichischen Staaten allenthalben ruhiger geworden war und die Feinde, die selbe zu verschlingen drohten, sich zurückgezogen hatten, wünschte Székeley von dem Soldatenleben Abschied zu nehmen. Er that dieß auch wirklich im Jahr 1755.

Als Székeley ehrenvoll quittirt hat, schlug er seinen Wohnsitz in Speries auf, wo er die übrigen Tage seines Lebens ganz der Erkolirung der Wissenschaften widmete. Seit dem Jahr 1755 war er Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Utdorf. Diese Auszeichnung trug sehr viel zur Erhöhung und Verbreitung seines gelehrten Ruhmes bei. Er stand auch mit den gelehrtesten Männern seines Zeitalters in einem beständigen, starken literarischen Verkehr.

Das Studium, das den Scharfblick der Gelehrsamkeit Székeley's am meisten und vorzüglich auf sich gezogen hat, war die Diplomatie. Mit unbeschreiblicher Weise, suchte er von dieser Seite die Wünsche seiner Wißbegierde zu befriedigen. Drei starke Bände machen die verschiedenen Diplome aus, die er zusammen-

getragen hat. — Im Drucke ist von Székely nichts erschienen; wohl aber befinden sich in seinem literarischen Nachlasse verschiedene sehr schätzbare Manuscripte, meistens historischen Inhaltes, die ihn zum Verfasser hatten.

Székely schied von dieser Welt in seinem 75 Lebensjahr. Der 28. Jänner des 1779 Jahres war sein letzter Tag hienieden.

Johann Maleter

oder auch Mileter genannt, trat in Iglo im Jahr 1691 in die Welt. Sein Vater war Georg Maleter und gehörte dem Stande der Ubeligen an. — Maleter wünschte seinem Vaterlande als Arzt zu nützen und er widmete sich mit ernsthaften Fleiße dem Studium der Medizin. Um sich in dem weiten Bezirke dieser ausgebreiteten Wissenschaft, über der damahls noch sehr dicke Nachteschatten schwebten, recht orientiren zu können, verfügte er sich im Jahr 1714 nach Jena, wo er die damahligen berühmtesten Professoren der Arzneikunde hörte. Von Jena ging er im Jahr 1716 nach Leyden. Während seines hiesigen Aufenthaltes ward ihm als einem sehr geschickten Manne, von den Professoren der Universität, der ehrenvolle Auftrag gegeben, dasjenige Naturalienkabinet in Ordnung zu bringen, das der russische Czaar Peter, als er in Holland sich aufhielt, bestellt und mit sich nach Moskau genommen hat. Maleter arbeitete mit noch zwei andern der Medizin Beflissenen und erwarb sich bei diesem Werke durch seinen Fleiß, seinen Geschmac und Scharfsinn, einen großen Ruhm. Gegen das Ende des Jahres

1717 wurde er zum Doctor der Arzneikunde erhoben.

Im Jahr 1718 kehrte Maleter in sein Vaterland zurück und setzte sich in Zglo fest. Bald verbreitete sich der hohe Ruf von seiner ärztlichen Geschicklichkeit durch das ganze Zipserland. Jeder, der durch seine Behandlung von harter Krankheit genesen war, pries und lobte laut den jungen angehenden Arzt. Dies hörte auch der Fürst Theodor Lubomirsky damaliger Capitän der an die Krone Polens verpfändeten XIII Zipserstädte. Er beschied ihn unverzüglich zu sich und ernannte ihn unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu seinem Leibarzt. Später im Jahr 1725, nach dem Tode des Doctors Christian Joachim Schwab, erhielt Maleter auch das Comitatsphysikat, welchen Posten er bis an sein Lebensende, das ihn am 8. März 1755 betraf, verwaltet hat. Ungeachtet Maleter als Lubomirsky'scher Leibarzt sich größtentheils in Polen aufzuhalten pflegte, so unterließ er doch nicht, als ein äußerst fleißiger, pünktlicher und gewissenhafter Arzt, auch den Pflichten volle Genüge zu leisten, die ihn in seinem ärztlichen Berufe, an sein ungrisches Vaterland ketreten.

Wie Maleter die Fülle seiner ärztlichen Kenntnisse als practischer Arzt, auf das ruhmvollste an den Tag gelegt hat: so beurkundete er dieselbe auch in theoretischer Hinsicht, durch die vielen medizinischen Schriften, die er geschrieben und im Drucke hinterlassen hat. Er nahm zu seiner Zeit in der Reihe der medizinischen Scribenten, eine sehr ehrenvolle Stelle ein.

Jakob Czieser,

erblickte im Jahr 1736 am 20. November in Käsmark das Licht der Welt. Sein Vater hieß Jakob und seine Mutter Susanna Nikazyn.

Czieser besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, dann begab er sich nach Neusohl, Schemnitz, Odenburg und Preßburg. In Neusohl nahm er bei den damahls sehr berühmt gewesenenen Organisten Franzisci Unterricht in der Musik und begann schon jetzt sein musikalisches Talent auszubilden. Von Preßburg aus wurde er nach Kalkova als Schullehrer berufen, wo er seinem Landsmanne, dem Johann Beck, der als Prediger nach Lopporez kam, nachfolgte.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Kalkova, bezog Czieser im Jahr 1761 die Universität in Greifswalde. Trefflich benutzte er die Stunden der Zeit und schmückte seinen Geist mit den schönsten Kenntnissen aus. Im Dezember des Jahres 1762 wurde er zum Magister und Doctor der Philosophie ernannt. Hierauf verblieb er noch ein Jahr im Greifswalde und studierte Medizin.

Czieser zeigte als Doctor der Philosophie, so viel Genie und Geschicklichkeit, daß ihn die Professoren der Universität einstimmig aufforderten bei ihnen zu verbleiben und Collegien zu lesen. Für Czieser'n hatte diese Aufforderung viel reizendes und er war auch wirklich gesonnen sich in Greifswalde niederzulassen: allein eben jetzt erging von der Kaiserin Königin Maria Theresia der Befehl, daß alle Landeskinder, die in der Fremde und auf ausländischen Universitäten sich aufhiel-

ten, unverzüglich in ihre Heimath zurückkehren sollten. Szieser mußte nun auch diesem Gebothe Folge leisten und so kehrte er im Jahr 1764 nach Ungarn zurück.

Nur wenige Wochen verweilte Szieser in dem väterlichen Hause und er wurde als Hofmeister, zuerst zu Gerhaltowecz in dem Potturnyay'schen und dann zu Holló-Lomniz in dem Ujhazy'schen Hause angestellt. Überall erntete Szieser, als ein Mann von Kenntniß, großem Fleiß und Pflächteifer, Ruhm und Ehre ein. Nach fünf Jahren kam er: nach dem Ableben des Joh. Giesels nach Kásmark, an die dortige Schule, als Subrektor. Allein auf der hier betretenen Laufbahn als Professor, vermochte Szieser sein Glück nicht zu machen. Sein feindliches Geschick vernichtete alle seine Pläne und Wünsche. Im Jahr 1770 ging der damalige Rector der Kásmarker Schule, Joh. Karlowitsky (oder auch Dragula genannt) aus Mißvergnügen und Unzufriedenheit, nach Eperies ab. Szieser schmeichelte sich mit der völligen Hoffnung, da er binnen der Vakanz seine Stelle vertrat, befördert zu werden: allein ein anderer, Joseph Benzur, der jetzt zum zweitemahl von Preßburg nach Kásmark zurückkam, wurde ihm vorgezogen. Inzwischen wurde bald auch durch die freiwillige Abdankung des Joh. Adam Mößs, das Conrektorat vakant. Szieser hoffte wieder und dieß mit aller Zuversicht auf eine Beförderung: aber auch diesmal wurde er wieder übergangen. Als Conrektor, von dem Schulpatronat gewählt und berufen, kam Georg Schulek. Diese Zurücksetzung und dieß ungerechte Benehmen von Seiten seiner Landsleute, trotz seiner Verdienste und Fähigkeiten, schmerzte und verdroß Sziesern so sehr, daß er sich fest vornahm, die erste beste Volation, die ihm in den Wurf käme, anzunehmen und dem Dienste in seiner un dankbaren Vaterstadt zu entsagen. Dieß geschah auch sehr bald. Die Esetneke beriefen ihn im Jahr 1771 zum Rector ihrer Schule, und er reiste mit Freuden dahin ab. Vollkommen glücklich und zufrieden lebte nun

Gzieser auf seinem neuen Posten. Die schönsten und süßesten Freuden des Lebens wurden ihm hier zu Theil, die er in den Umgebungen seiner vertrautesten Freunde genoss. Diese waren unter andern: Pletrich, Bodo, Wictoris, Gömör y und Malatinfsky — alle Männer von der größten Gastfreundschaft und Humanität. Doch nicht lange war es von dem Schicksale, dem Glücklichen und Zufriedenen vergönnt, sich seiner mühsam errungenen Ruhe in dem stillen Hafen der Zufriedenheit zu erfreuen. Kaum noch drei volle Jahre verfloßen waren, machte schon der Tod seinem Leben ein Ende. Er starb, bedauert und beweint von allen, die sein edles Herz und seine hohen Geistesgaben kannten, im Jahr 1775 am 7. Juli.

Daß Gzieser in Käsmarck, das Ziel seiner Wünsche, durch eine höhere Anstellung, nicht erreichen konnte, hatte mit nichts seinen Grund etwa in einem Mißtrauen, das man in seine Gelehrsamkeit setzte oder daß man ihn für ungeschickt und untüchtig gehalten hätte, sondern einzig in der schiefen Meinung, die man von seinem Charakter hegte und dem Unglücke das ihn betraf, von den meisten Menschen, insbesondere aber von den Mitgliedern des Schulpatronats verkannt zu werden und das er durch seine Freimüthigkeit im Reden, Handeln und Urtheilen sich selbst zugezogen hat. Auf dem Charakter Gziesers haftete keine Mackel. Er war ein sehr solider, rechtschaffener, offener, jovialer und gesellschaftlicher Mann. Aber eben seine Jovialität, sein aufgewecktes Temperament und sein edler Sinn für die Freuden des gesellschaftlichen Lebens, im Zirkel der erlaubten Unterhaltung, mißfiel vielen der Schulpatrone, die daher von ihm nicht sehr günstig sprachen und urtheilten. Man rechnete ihm unter andern sehr übel an, seinen vertrauten Umgang mit den Offizieren, die damahls in Käsmarck sich aufhielten (unter welchen vorzüglich der berühmte Baron Seeger sein intimster Freund gewesen war) und daß er von ihnen umringt oft, als großer Musikliebhaber und Virtuos selbst, in seiner Wohnung mu-

sikalische Akademie gegeben hat. Die Mißurtheile, die dieserwegen über ihn, doch ohne allen Grund, gefällt wurden, entstellten noch mehr verleumderische Zungen und so geschah es, daß Zieser von allen Seiten sehr getadelt und auf eine höchst unerbiente Weise, hart verfolgt wurde. Die meisten von den Schulpatronen dachten ungeachtet sie der Solidität seiner Gelehrsamkeit alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, so ein geräuschvolles, schreiendes und lustiges Leben, vertrage sich auf keine Art mit der Würde eines Professors und eines Theologen und daher wollten sie auch als strenge Moralisten, für seine höhere Beförderung nicht stimmen. Dieß alles wußte Zieser — aber er achtete nicht darauf. Daher, anstatt seine Feinde durch Güte und Nachgiebigkeit zu gewinnen, rügte er vielmehr noch ihr Thun und ihre vorurtheilsvolle Denkart, spottweise mit den bittersten Satyren. Der Erfolg war, daß er die Sache, die sein Glück und sein besseres Fortkommen anging, dadurch noch mehr verschlimmerte. Unsehlbar aber wäre er in gewisser Hinsicht besser daran gewesen, hätte er seinen Verfolgern und Cittenrichtern, was sie zu verlangen schienen, geschmeichelt und sich in ihre Launen gefügt: allein Zieser war viel zu stolz, als daß er sich bereitwillig gesunden haben würde, dieses zu thun. Das Bewußtseyn seiner Unschuld, daß er nie durch eine seiner Handlungen etwas seiner Würde und seinem Charakter vergeben habe, konnte und wollte ihn nicht, um ihm die Gunst der Großen zu sichern, zum niedrigen Kriecher, Heuchler und Schmeichler stempeln.

Johann Ferdinand Ujhazy von Kosnyobanya.

Ujhazy wurde im Jahr 1723 in Holló-Fomnig geboren. Seine Eltern waren Johann Ujhazy und Susanna, geborne von Spilenberg. Ujhazy bekam in dem väterlichen Hause, in welchem wahre Gottesfurcht und Frömmigkeit herrschte, eine vortreffliche Erziehung. Seine Bildung erhielt er zuerst unter der Aufsicht braver Privatlehrer, dann aber in den öffentlichen Schulen. Da sich frühe bei ihm, schon in seinem Knabenalter, eine mächtige Vorliebe für den Militärstand gezeigt hat, so unterließen die Bildner seines Herzens und Geistes nicht, ihn frühzeitig, da mit seiner Standeswahl seine frommen Eltern ganz zufrieden waren, auch mit allen denjenigen Wissenschaften bekannt und vertraut zu machen, die dem Soldaten, der sein Glück auf der militärischen Laufbahn zu machen begehrt, unentbehrlich sind. Einen herrlichen Schwung hat hierdurch sein militärisches Talent, das bald in seinem schönsten Glanze sich entwickelte, erhalten. So vorbereitet und mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, wurde Ujhazy in seinem 18 Jahre Soldat. Es war im Jahr 1741, also in einem Zeitpunkt, in welchem das ungrische Vaterland schreckliche Kriegsgefahren bedroht hatten. Baiern, Preußen, Sachsen, Franzosen und Spanier fielen von allen Seiten feindlich die kaiserl. Erbländer an. Die Feinde gingen, trotz der beschworenen pragmatischen Sanction, mit dem Plane um, die östereich'schen Staaten unter sich zu theilen.

wie dieß aus dem zur Publizität gekommenen Theilungs-entwurfe erhellet. In Preßburg auf dem Reichstage, befanden sich eben jetzt die großen des Landes, hauptsächlich aus der Absicht um darüber sich zu berathschlagen, wie die vielen von Eroberungsfucht geleiteten Feinde, die die Waffen gegen ihre junge, erst vor Kurzem gekrönte Königin Maria Theresia geschärft hatten, verdrängt und besiegt werden könnten. Es wurde festgesetzt und beschloffen, daß das Königreich Ungarn, sechs Kronregimenter errichten und diese gegen die Feinde, zu ihrer Bekämpfung in's Feld stellen sollte. Ujhazy nahm nun Dienste in derjenigen Miliz an, welche das Zipser-Comitat ausgerüstet hat. Er trat als Fähnrich ein: allein da er das Exercieren vollkommen verstanden hat, so wurde er schon nach Verlauf von einer Stunde zum wirklichen Lieutenant erhoben. Als dieser erhielt er seinen Platz in dem Thomas Szirmay'schen Infanterie-Regimente, das später das Graf Joseph Esterhazy'sche, genannt wurde.

Der Churfürst von Baiern, Carl Albert (nachmaliger römischer Kaiser) von den Franzosen unterstützt und der König von Preußen, Friedrich II. gaben das erste Signal zu dem Ausbruche des blutigen Erbfolgekrieges, mit dem Oesterreich zu kämpfen hatte. Beide Feinde waren in Oesterreich, Mähren, Schlesien und Böhmen eingedrungen. Das Ober-Commando über die österreichische Armee führte der Prinz Carl von Lothringen. Das Szirmay'sche Regiment, zu dessen Schaaren sich der Lieutenant Ujhazy zählte, befand sich zu Anfange des Jahres in Ober-Oesterreich. Hier erhielt es den Befehl in Eilmärschen nach Mähren aufzubrechen. Allein dort verweilte es nicht lange; es wurde bald nach Böhmen, indem sich nach dem Breslauer Frieden die Hauptmacht der Baiern und Franzosen all dort zusammen gezogen hatte, beordert, um dort die Belagerung von Prag zu unterstützen. Hier eröffnete sich den Waffenträgern die das erwähnte Regiment zählte, in den Gefeldern des Marles

bald ein größerer Wirkungskreis, in welchem sie die Größe ihres Kriegermuthes erprobten. Die Franzosen hatten (seit dem 26. November 1741) die Stadt Prag in ihrer Gewalt; sie wagten aus derselben im Monate September einen Ausfall, erlitten aber einen großen Verlust, denn sie wurden auf das tapferste zurückgeschlagen. Bei dieser Gelegenheit legte Ujhazy, im Angesichte des Feindes die ersten Proben von seinem Heldenthume ab. Bald darauf wurde das Szirmay'sche Regiment einem Zuge heranrückender Franzosen, um ihn zurückzudrängen, entgegen geschickt. Bei Plan an der pfälzischen Gränze kam es zu einem blutigen Gefecht. Das Regiment siegte und zu dem hier erfochtenen Siege, hatte Ujhazy, vermög seiner Unerfahrenheit im Felde, das meiste beigetragen. Der geschlagene und zerstreute Feind wurde auf seiner Flucht nicht verfolgt. Von hier kehrte Ujhazy wieder nach Böhmen zurück, wo er so lange verblieben ist, bis der ununterbrochen bestürmte Feind nicht aus Prag hatte weichen müssen, was am 17. Dezember 1742, geschah.

Im folgenden Jahre 1743 sammelten sich die österreichischen Truppen unter den Befehlen des kommandirenden Fürsten Christian von Lobkowitz in der Ober-Pfalz; sie rückten bis Regensburg vor, stießen dann bei Stadt am Hof auf ein französisches Heer, das der Marschall von Mallebois befehligte und schlugen dasselbe im Triumph über die Donau. Ujhazy von seinem Heldensinn begeistert, hieb mit Löwenmuth in die Feinde ein. Bald darauf wurde das Szirmay'sche Regiment gegen die Neumarcker und Amberger Mißvergünstigten abgeschickt, um selbe zu Paaren zu treiben. Die Ausgesendeten erreichten mit ihren siegreichen Waffen vollkommen den erwünschten Zweck und Ujhazy zeichnete sich wieder auch hier bei der Erstückung des Volksaufbruchs als ein Mann von großer Tapferkeit und vieler militärischen Umsicht und Klugheit aus. Nicht lange darauf wohnte er der Belagerung der Festung Ingolstadt in Baiern, wohin der französ.

siſche Marſchall de Broglio ſich mit ſeinem Kriegs-
heer geſüchtet hatte und der Blokade von Eger, mit
der größten Thätigkeit, bei.

Das größte Glück begleitete die Waffen Oſterreichs.
Auf allen Seiten wurden die Feinde geſchlagen. Mit
dem Eingange des Jahres 1744 verließen die Franzo-
ſen ganz Baiern und zogen ſich über Heilbrunn
nach Elfaß zurück. Es wurde von Seiten der Sieger
beſchloſſen den Fliehenden nachzuſetzen. Dieß geſchah.
Die Armee machte ſich auf den Marſch und erreichte
bald den Rheinſtrom. Die geſaminten Heereſtruppen
Kommandirte der tapfere General Graf Nadasdy. Die
erſten Regimenter, welche unerschrockenen Muthes über
den Rhein ſetzten, waren, das Szirmay'sche und
das Graf Forgacs'sche. Unter den kühnſten und ent-
ſchloſſenſten Waffenmännern war Ujhazy. Er wagte
es allhier, von den Flammen ſeines Kriegseiſers ergrif-
fen, umringt und unterſtüzt von andern ſo kühnen
Streitern, dem Feinde, als die Schatten der Nacht die
reiſſenden Wellen des Rhein's umlagerten, fünfzig
Schiffe wegzunehmen; er brachte ſie alle, keine Gefahren
ſcheuend, bis an die Brücke. Das von dem Lieutenant
Ujhazy vollzogene Heldenwerk, durch das er zur Er-
höhung des Wohls der geſaminten Armee ungemein viel
beigetragen hat, ſetzte alle ſeine Waffenbrüder in Er-
ſtaunen und verſchaffte ihm hohen Ruhm. Die anweſen-
den Generale, welche Zeugen von dieſer ſeiner Bravour
geweſen waren, überhäuften ihn vorzüglich in den ſchmei-
chelhaftesteu Ausdrücken, mit den größten Lobeserhe-
bungen.

Die ganze Armee ging an drei verſchiedenen Orten
glücklich über den Rhein. Sie nahm in der Verfolgung
des Feindes ihren Zug gegen die Feſtung Lautenburg
in Elfaß. Die Feſtung wurde beſtürmt und erobert.
Bald kamen auch die Städte Cron, Weißenburg
und Zabern in die Gewalt der Sieger. Überall hat
Ujhazy der Unerschrockene, tapfer gekämpft. Vorzüg-
lich blutig war die Schlacht (am 6. Juli) bei Cron.

Weissenburg. Die österreichischen Truppen litten von dem feindlichen Kanoneneuer außerordentlich viel. Von dem Szirmay'schen Regimente allein blieben, nebst den vielen Blessirten, 105 Mann auf dem Kampfsplatze. Ujhazi befand sich jetzt mit dem Szirmay'schen Regimente bei der Nadasdy'schen Avantgarde.

Die kriegerischen Fortschritte in Elsaß waren zwar sehr blutig, aber doch siegreich und triumphvoll und für das Haus Oesterreich, das vor Kurzem in so großer Gefahr schwebte, von den größten Vortheilen. Allein sie wurden durch den Einfall der Preußen in Böhmen bald unterbrochen. Der Preußen-König, wollte nach den Bestimmungen der Frankfurter Union wieder dem Kaiser Carl VII. zu dem Besitze von Böhmen verhelfen und darauf fiel er als sein Bundesgenosse, in den Tagen August's, in dasselbe feindlich ein. Das österreichische Kriegsheer war nun gezwungen, von dem am Ober-Rhein gemachten Eroberungen sich zu trennen und seine Waffen gegen den neuen Feind zu richten. In Eilmärschen nahm es seinen Weg über Baiern nach Böhmen. Hier erhielt das Szirmay'sche Regiment die Weisung, sich auf das schnellste mit der sächsischen Armee zu vereinigen. Um dies zu bewerkstelligen mußte die Elbe passirt werden. Dieß geschah am 19. November — aber unter welchen schrecklichen Gefahren! Fürchterlich war die Kanonade, mit der der Feind den Männern des Regiments den Übergang über den genannten Fluß zu verwehren suchte. Doch die Kühnen erreichten, trotz des dichtesten Kugelregens, das vorgesteckte Ziel und Ujhazi war es, der den kämpfenden Muth zugesprochen und sie zur Ausdauer aufgefordert hat. Sein hier an den Tag gelegtes tapferes Benehmen, fand bei der Armee allgemeines Lob und er wurde dafür bald darauf mit der Charge eines Hauptmannes belohnt.

Gegen das Ende des letzterwähnten Jahres, ward das Szirmay'sche Regiment nach Neustadt in Ober-Schlesien kommandirt. Allein nach einigen Wochen

mußte sich dasselbe, gedrängt von dem Feinde, an die mährischen Gränzen zurückziehen. Ujhazy stand auf diesem Rückzuge unendlich viel aus. Es war mitten im Winter und er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, bei der geimmigsten Kälte, im freien Felde, mehrere Tage hindurch zu verweilen.

Die begonnenen Feindseligkeiten wurden mit dem Frühlinge des nächsten Jahres 1745 mit verdoppelter Hestigkeit fortgesetzt. Eine Abtheilung des preussischen Heeres machte Niene die Ober zu passiven. Das Szirmay'sche Regiment erhielt den Befehl, dem Feinde den Übergang zu verwehren. Tapfer schickte sich dasselbe zur Gegenwehr an und nicht ein einziger feindlicher Mann durfte über den Fluß kommen. Jetzt machten die Preußen aus dem Dorfe Jägerndorf, wo sie eingeschlossen waren, einen Ausfall und es entstand eines der hitzigsten Gefechte. Die feindliche Kavallerie hielt sich vorzüglich tapfer: doch das Regiment ersocht den Sieg und verfolgte weit den Feind, ungeachtet es, nebst mehreren Todten, 240 schwer Verwundete zählte. Auch in diesem Gefechte, erntete Ujhazy, als ein Krieger von seltensstem Muthe, Lorbern des Ruhmes ein.

Bald nach diesem Siege über den Feind, faßte der tapfere Major in dem oft erwähnten Szirmay'schen Regimente, Namens Szentivanyi den Entschluß, die feindliche Festung Cosel im Sturm zu überfallen. Er forderte zu diesem Unternehmen, die Kühnsten im Heere auf und bald hatten sich um ihn her 400 Krieger versammelt gehabt. Unter jenen entschlossenen Männern war auch der Hauptmann Ujhazy, der von der Regsamkeit seines Löwenmuthes, nie verlassen, keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, versäumen wollte. Szentivanyi führte die auserlesene Kriegerschaar an, griff mit ihr nächstlicher Weise die Festung an und eroberte sie glücklich. Die ganze Besatzung wurde niedergehauen. Allein für Ujhazy den Tapfern und überhaupt für alle, die der Festung sich bemächtigt hatten, war der ersögnete Sieg von keinen sehr erfreulichen Folgen. Die Preußen

sammelten alle ihre Streitkräfte und belagerten die ent-rissene Festung mit der größten Hartnäckigkeit. Tapfer zwar wehrten sich die Belagerten: doch sie konnten der Übermacht nicht Troz gebiethen. Sie fanden sich gezwungen die Festung dem Feinde wieder zu überlassen. Als die Zurückgabe der Festung an die Preußen erfolgt war, wurde das ganze Korps der Kühnen gefangen genommen. Den Offizieren wurde zwar unter der Bedingung die Freiheit verliehen, gegen die Preußen kein Schwert mehr zu ziehen: doch Ujhazi wollte die, auf diese Art ihm angebotene Freiheit nicht annehmen. Er war entschlossen lieber dem größten Ungemache entgegen zu gehen, als die vorgelegte Bedingung zu unterschreiben. Daher wurde er als ein Gefangener angesehen und mit den übrigen Gefangenen nach Breslau abgeführt. Schrecklich aber war das Loos, das den wackern Krieger allhier betraf. Er wurde alles seines Geldes und alles dessen, was er sein Eigenthum nannte, beraubt; er versiel deshalb in die Abgründe der größten Noth und Dürftigkeit. Und in dieser seiner jammervollen Lage, warb er auch noch in dem Kerker, in den er geworfen wurde, auf das unmenschlichste behandelt. Ja er war in dem finstern Labyrinth seiner Leiden, einst sogar schon sehr nahe der Gefahr eines gewaltsamen Todes zu sterben: doch ein Umstand, den unermuthet, die Verlektungen seines Trauerschicksals herbeiführten, rettete ihm das Leben.

Nun aber begann der Fittig des Friedensengels über dem vom Blute der Erschlagenen dampfenden Kriegsschauplatz zu wehen; der sehnlichst herbeigewünschte Friede zwischen Oesterreich und Preußen kam am 25. Dezember (1745) in Dresden zu Stande und Ujhazi, der gegen einen andern feindlichen Offizier ausgewechselt wurde, erhielt seine Freiheit. Er versügte sich sogleich zu seinem Regiment, das jetzt in Mähren sich befand. Von hier marschirte er mit demselben im Jahr 1746 als die Flamme des französisch-spanischen Krieges am höchsten loderte, nach Italien. Auch in diesem

Feldzuge that sich Ujhazy auf eine preiswürdige Art, als Held hervor. Ungemein tapfer hielt er sich bei der Vertreibung der Spanier aus Parma. Dieß geschah am 18. März. Der General Fürst von Liechtenstein führte das österreich'sche Kriegsheer an. Der Feind wurde in mehreren Gefechten hart auf das Haupt geschlagen. Er verlor nebst Parma auch noch Lodi, Mortara, Sobogno, Sigola, Mariano und Duastalla; ja er wurde auch noch genöthigt in aller Eile die Belagerung der Citadelle von Mailand aufzuheben. Nun aber zogen sich die Feinde zusammen und lagerten sich mit ihrer ganzen Macht vor Piacenza. Die Spanier commandirte der General Graf de Sages und die Franzosen der Marschall de Maillebois. Am 16. Juni kam es zu einer äußerst blutigen Schlacht. Die Kaiserlichen fochten tapfer. Auch Ujhazy legte hier wieder von seinem Heldenmuth die kraftvollsten Beweise ab. Während der Action ward er mit 100 Mann nach dem Kloster St. Lazaro commandirt, um von dort den Feind zu vertreiben. Ujhazy griff den ihm weit überlegenen Feind an und schlug ihn ganz in die Flucht. Mit großen Gefahren verbunden war dieses Unternehmen, dieß erkannten alle anwesenden Generale und sie priesen, mit dem von Ujhazy so heldenmüthig vollzogenen Werke vollkommen zufrieden, einmüthig vor der ganzen Armee seine militärische Gewandtheit und seine große Gegenwart des Geistes vor dem Feinde.

Nach der Schlacht bei Piacenza vereinigte sich am 16. Juli, an den Ufern der Trebia, mit den Kaiserlichen Truppen, der König von Sardinien, Carl Emanuel und führte das Ober-Commando über dieselben. Die vereinigte Armee setzte sich am 4. August in Bewegung, ging am 8. bei St. Angelo über den Lambro-Fluß und langte bei Rotofredo an. Hier fand am 10. August eines der blutigsten Treffen statt, das elf Stunden lang währte. Ujhazy wohnte demselben auch bei und hielt sich wieder außerordentlich tapfer. Die total geschlagenen Feinde ergriffen die Flucht,

setzten über den Lambro und Po und zogen sich dann zuerst nach Tortona, dann nach Genua, dann in die Grafschaft Nizza und zuletzt, nach dem sie am 18. October den Varo, Fluß passirt hatten, bis in die Provence zurück.

Der fliehende Feind wurde von den Österreichern in einensort verfolgt. Das Ober-Commando über die Armee führte jetzt der General-Feldzeugmeister Graf von Browne. Am 30. November ging die Armee über den Varo und fiel in Provence ein. Das Szirmay'sche Regiment wurde unter dem Commando des Generals von Maquar nach Tragigian betahirt, um von dort den Feind zu verfolgen. Das Regiment hielt sich tapfer und in demselben auch der Hauptmann Ujhazy. Der Feind wurde ganz geschlagen und der Ort in Besiz genommen. Unmittelbar nach diesem Siege erhielt Ujhazy die Ordre, mit 100 Mann den Feind seitwärts zu beobachten und einen gewissen Ort zu besetzen. Er vereinigte sich zu diesem Ende mit dem Obristen Baranyay und trug über den Feind einen großen Sieg davon. Eben so tapfer hielt er sich auch bei dem am 3. Februar 1747 erfolgten Rückzug der Armee über den Varo, nachdem der Marschall de Belleisle, die Inseln St. Honorat und St. Margaretha wieder zurückerobert hatte, dann bei der Blokierung der Stadt Genua und in den bei Toraza und Bazania vorgefallenen Gefechten. Überall zeigte Ujhazy bei der Vertheidigung und Behauptung der ihm anvertrauten kriegerischen Posten, viele Besonnenheit, Kühnheit, Einsicht und tactische Kenntnisse.

Der im Jahr 1748 abgeschlossene Wächner-Friede machte den kriegerischen Austritten in Italien ein Ende. Die kaiserlichen Truppen verließen Italien und Ujhazy kehrte mit dem Regimente nach Olmütz in Mähren zurück. Hier ward ihm der verdiente Lohn für seine glänzenden Kriegsmertiten zu Theil, die er in Italien sich erworben hat. Er wurde am 9. Februar 1750 bei demselben Regiment, in welchem er diente,

das aber jetzt schon den Nahmen Graf Joseph Esterhazy führte, zum wirklichen Major ernannt.

Im Jahr 1752 wurde bei Collin ein großes und sehr glänzendes Feldlager errichtet. Das Esterhazy'sche Regiment wurde auch dahin beordert. Beide Majestäten der Kaiser und die Kaiserin erschienen in demselben und nahmen die versammelten Heerestruppen in hohen Augenschein. Sehr erwünscht kam dem Obristwachtmeister Ujhazy dieser Vorfall; er wurde von der gesammten Generalität, vor der glorreichen Kaiserin Königin Maria Theresia, als einer der tapfersten und herzhaftesten Offiziers angerühmt und ihrer hohen Gnade empfohlen. Ujhazy erhielt Audienz und die erhabene Monarchin, ertheilte ihm die Versicherung, daß man nicht unterlassen werde auf seine großen Kriegsdienste, durch die Verleihung einer höhern Charge, zu seiner Zeit, sichere Rücksicht zu nehmen. Hierüber war Ujhazy hocherfreut. Nach zwei Jahren (1754) wurde er zum Obrist-Lieutenant erhoben. Da aber in dem Esterhazy'schen Regimente gerade keine Vakanz war, so wurde er im Jahr 1756 als wirklicher Obrist-Lieutenant zu dem Graf Johann Palfy'schen Infanterie-Regiment, übersetzt. Als Obrist-Lieutenant kam Ujhazy nach Ofen, wo er das Commando über das Regiment eine Zeitlang führte. Allein in dieser glänzenden Periode seines militärischen Wirkens, fing er an zu kränkeln; schon seit dem Herbst des letztgenannten Jahres, begannen seine Körperkräfte mit jedem Tage zu sinken und stark dahin zu schwinden. Es zeigte sich eine mit Engbrüstigkeit verbundene Abzehrung. Ujhazy um die Erhaltung seines Lebens sehr besorgt, griff nach allen Mitteln, um die verlorne Gesundheit wieder zurück zu erhalten; aber nichts wollte fruchten. Der Besorgte dachte endlich, ob vielleicht an seinem Krankheitsübel nicht das Klima schuld wäre und glaubte seine Genesung in der Veränderung der Luft zu finden. Er verließ deshalb im Mai 1757 Ofen und machte sich in Begleitung eines sehr geschickten Arztes vom Regimente

auf den Weg nach Kaschan, wo seine junge Gemahlin (Elisabetha geborne von Pulsky) sich aufhielt, die er vor 13 Monathen in Speries geheirathet hat. Allein die Wünsche seiner Sehnsucht wurden ihm nicht erfüllt; die theure Gattin und die lieben Seinigen in seiner Heimath, durfte sein Auge nimmermehr erblicken. Er erkrankte auf der unternommenen Reise so sehr, daß er in Ufod zurückbleiben mußte, wo er auch am 23. Mai, ungeachtet der größten Pflege, die er in dem gastfreyen Baron Podmanizky'schen Hause genoß, mit Tode abgegangen ist. Ujhazi starb in der Blüthe seiner Jahre: er zählte kaum noch 34 Jahre und liegt in Ufod in der Podmanizky'schen Familiengruft begraben. Der damalige Prediger in Ufod, Samuel Haynoki, hielt vor einem sehr zahlreichen Leichenpublikum, an seinem Grabe die Leichenrede. Wie sein früher Tod, seine hinterlassene Gattin, seine Eltern und Geschwister in die tiefste Trauer versetzt hat, so sehr betrauerte seinen unerwarteten Verlust auch die gesammte Armee, die an ihm einen ihrer verdienstvollsten und bravsten Offiziere verloren hat.

Paul Mudrany

war ein sehr angesehener, reicher und glücklicher Wein-
händler. Er erblickte das Licht der Welt in Kä-
smark im Jahr 1721 am 13. September. Seine Eltern
waren Daniel von Mudrany und Susanna,
geborne von Lanyi. — Als Mudrany im Jahr 1748
den Weinhandel angefangen hat, besaß er sehr wenig:
aber das Glück begünstigte jegliche seiner Unternehmungen
so sehr, daß er bald sehr hoch gestiegen war. Wie
seine Weingeschäfte an Umsange und Größe zunahmen,
so nahm auch das Zutrauen zu, das man überall in ihn
setzte. Da er sehr pünktlich zahlte und was im Handel
das hauptsächlichste ist, immer Wort hielt, so kredibirte
man ihm auch viel und streckte ihm gerne Gelder vor,
wenn er deren bei der Durchsetzung seiner Handelspekulationen
bedurfte. So vertraute ihm ein gewisser Herr
von Pulsky, ein Kapital von 40,000 Gulden an, das
er bei der Stadt Miskolez angelegt hatte. Uneudlich
viel hat dieser Umstand zur Vermehrung der Reichthümer
Mudrany's beigetragen.

Mudrany starb im Jahr 1795 am 26. September,
an den Folgen einer Erkältung. Sein hinterlassenes
Vermögen betrug 300,000 Gulden. Da Mudrany
nie verheirathet war und er daher auch keine Leibeserben
hinterlassen hat, so vermachte er von seinem großen
Vermögen zwei Drittel den Enkelkindern von seinem
Stiefbruder, Christian von Mudrany (Paul,
Daniel, Johann und Carl); das dritte Drittel
aber erhielten andere seiner nächsten Anverwandten.
Der Käsmarker-Schule, an der er das Amt eines
Inspectors seit dem Jahre 1765 ununterbrochen fort

bis zu seinem Tode, treu und mit dem größten Eifer verwaltet hat, vermächte er eine Summe von 12,000 Gulden.

Mubraný stand als ein reicher und gewaltiger Mann in hohem Ansehen. Was aber seinem Charakter weit mehr Würde und Ansehen als des Glückes Günst, gegeben hat, war der Edelmuthe seines Herzens und sein Wohlthätigkeitsinn. Viele der Bedrängten fanden in ihren Nöthen bei ihm Rath und sichere Hilfe. Sein Haus war ein wahres schirmendes Asyl aller Armen jeglichen Standes.

Samuel Augustini ab Hortis.

Augustini trat zu Groß-Lomniz im Jahre 1729 am 26. August an das Licht der Welt. Sein Vater Samuel Augustini, war Prediger an der Propader Gemeinde.

Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt Augustini in den Schulen zu Groß-Lomniz und Proprad. Dann verfügte er sich nach Kun-Laploez, um dort die ungrische Sprache zu erlernen. In Kun-Laploez war der berühmte Hrabowsky sein Lehrer. Mit vieler Dankbarkeit dachte Augustini oft noch in seinen spätesten Tagen, an diesen vortrefflichen Mann, der unter andern so unermüdet seinem Herzen die göttlichen Wahrheiten der Religion eingepägt und sein religiöses Gefühl nach richtigen Grundsätzen ausgebildet hat. Mit ihm zugleich an dem Unterrichte Hrabowsky's nahmen sein Sohn Samuel und David Perlaký, der nachher als Superintendent sich einen so großen Nah-

men erworben hat, Theil. Beide Männer blieben so lange sie lebten, Augustini's vertrautesten und besten Freunde.

Von Kun.-Taploß kam Augustini nach Leutschau, wo Joh. Jakob Udami sein Lehrer war. Zuletzt begab er sich im Jahr 1746 nach Eperies, wo der berühmte Rector Gregor Fabri mit großem Applaus docirte.

Augustini widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit: allein als er schon nahe dem Ziele vor der Beendigung seiner juridischen Studien gewesen war, bereuete er seine Standeswahl. Er lehrte um und studierte mit großem Eifer Theologie.

Nachdem nun Augustini in den Wissenschaften, die der Theolog, um seinem Beruf würdig zu entsprechen, gründlich verstehen und kennen muß, solche Fortschritte gemacht hat, daß man ihn für fähig erachtete, zur Beendigung seiner Studien eine ausländische Universität zu beziehen, so begab er sich im Jahr 1754 nach Wittenberg und nach einer Jahresfrist dann nach Greifswalde. Auf beiden Orten, legte Augustini durch die öffentlich gehaltenen Disputationen, die herrlichsten Proben von der Fülle seiner Kenntnisse und der Tiefe seiner Gelehrsamkeit ab. In Wittenberg schrieb er eine Dissertation von den algebraischen Equationen, die er am 24. October 1755 vertheidigte. Am 22. Dezember desselben Jahres, disputirte er über mehrere Sätze philologischen Inhaltes und in Greifswalde vertheidigte er im Jahr 1756 am 1. Juli seine Raisonements über den natürlich-göttlichen Beruf.

Im Jahr 1757 kehrte Augustini nach Ungarn zurück. Der schöne Ruf von seinem akademischen Leben, bereitete ihm überall eine ehrenvolle Aufnahme. Nach einem Jahr beriefen ihn die Käsmarker zum Subrector an ihre Schule. Groß war der Beifall mit dem Augustini hier an der Bildung der Jugend gearbeitet hat. Er verwaltete aber seinen Posten nur drei

Jahre lang. Nach Verlauf dieser Zeit, kam er als Prediger nach Georgenberg, wo er auch bis an seinen Tod, der ihn auf seiner Lebensbahn im Jahr 1799 erreichte, verblieben ist.

Ganz nach dem Wunsche Augustini's war der Wirkungskreis, den die göttliche Vorsehung ihm in der Mitte der wackern Georgenberger-Gemeinde (mit der die nahe Michelsdorfer verbunden war) angewiesen hat. Er fand hinlängliche Muffe, in seinen Amtsfreien Stunden, sich ganz der Pflege der Wissenschaften zu weihen, die seinen Geist so mächtig angezogen hatten. Das Studium der Mineralogie, war sein Lieblingsstudium. Augustini hatte aber auch davon eine große Kenntniß, daß er mit Recht den Ruhm eines der gründlichsten und kenntnißreichsten Mineralogen verdiente. Dies bezeugen die schönen und ausgewählten Sammlungen von Mineralien, die er zurückgelassen hat. Für eine seiner Mineraliensammlungen, wurde er von Ihrer königl. Hoheit die Erzherzogin von Oesterreich Maria Anna, sehr reichlich mit verschiedenen sehr theuern und seltenen Denkmünzen beschenkt.

Aber auch als Schriftsteller hat Augustini sich auf eine sehr ruhmvolle Art hervorgethan. Sowohl in den k. k. priv. Wiener Anzeigen, als in dem Ungarischen Magazin kommen von ihm sehr viele, gehaltvolle Aufsätze, meist historischen und topographischen Inhaltes vor.

Paul Kray von Krajova und Topolya.

Der General-Feldzeugmeister Baron Paul Kray von Krajova und Topolya, kam in Käsmark im Jahr 1735 am 5. Februar auf die Welt. Sein Vater war Jakob Kray, ein sehr berühmter Mann, der zuletzt, nachdem er dem Militärleben entsagt hat, die Senators-Würde in Käsmark mit vielem Ruhm bekleidete. Kray gab seinem Sohne Paul eine vortreffliche Erziehung und bestimmte ihn für den Soldatenstand. Die Laufbahn seiner wissenschaftlichen Ausbildung betrat Kray in Käsmark, wo er mit unermüdetem Fleiß studierte. Nach Beendigung seiner Gymnasial-Studien, begab er sich nach Schemnis, um dort unter dem berühmten Major von Mikovini seine mathematischen Studien fortzusetzen. Hier machte sich Kray mit allen den Wissenschaften vertraut, die einem Militär in seinem Berufe unentbehrlich sind.

Jakob Kray's größter Freund und Gönner war der Primas von Ungarn, Graf Esaky. Dieser betrieb nun seinen Sohn Paul zu sich und schickte ihn nach Wien, wo er auf der dortigen Universität seinen mathematischen Kurs vollendete. Kray zeigte viel Talent; er entsprach ganz den Erwartungen seines hohen Gönners und dieser gab sich alle Mühe, ihn dem Ziele seiner Wünsche näher zu führen. So trat Kray, nachdem er zu Anfange des Jahres 1754 von Wien geschieden war, als Kadet in dem Graf Haller'schen Infanterie-Regimente in Kriegsdienste. Als Kadet kam Kray im Jahr

seine Vaterstadt. Hier ersuchten ihn die Kásmarcker Bürger, die Gránzen ihres Stadtgebiethes mathematisch aufzunehmen. Kray that dieß mit der größten Bereitwilligkeit und die von ihm ausgefertigte, sehr richtige Charté, wíed bis zur Stunde in dem Kásmarcker Stadtarchive aufbewahrt.

Nach Verlauf von z w e i Jahren (1757) ward K r a y n die erste Gelegenheit zu Theil, sich als Mann von Muth und Unererschrockenheit, auf dem Kriegsschauplatze zu zeigen. Es wüthete gerade jetzt, der sogenannte siebenjährige Krieg. Kray machte die vier Hauptschlachten bei Breslau, Leiden, Landsbut und Liegnitz, als einer der unererschrockensten Krieger mit. Von gleichem Muthé und gleicher Thätigkeit entstammt, wohnte er auch der Belagerung von Schweißnitz, Neusse und Glas bei. In dem Treffen bei Liegnitz erhielt er eine tödtliche Wunde. Kray war jetzt schon Ober-Lieutenant und Adjutant des Generals Grafen von Draskowics. Da Kray eine Fülle von mathematischen Kenntnissen besaß und er davon vorzüglich bei der Belagerung von Neusse die herrlichsten Beweise ablegte, so wurde er dem Ingenieur-Corps zugetheilt. Als im Jahr 1760 Glas mit Sturm erobert wurde, war er einer der ersten, der mit den Croaten in die Festung eingedrungen war; er forderte dem Commandanten die Schlüssel ab, überbrachte sie dem commandirenden General Baron von Loudon. Im Jahr 1762 am 21. Juni fiel bei Heydersdorf ein sehr blutiges Treffen vor; der General F. M. L. Draskowics wurde gefangen und Kray da er von dem ganzen Terrain eine sehr genaue Ortskenntniß hatte, führte mit 50 Husaren die Avantgarde an und machte auf das Dorf den ersten Angriff. Er war so glücklich, daß er den Sieg davon trug und den Feind mit großem Verlust, bis an die Festungswerke von Neusse zurückbrängte.

In den bis jetzt vorgefallenen Gefechten, an welchen Kray immer den thätigsten Antheil genommen hatte, lernte den jungen muthvollen Krieger, der General von

don kennen. Er schätzte mit wahrhafter Anerkennung, die an ihm wahrgenommenen militärischen Talente und schenkte ihm ganz seine Liebe und sein Vertrauen. Deshalb bediente er sich dessen auch sehr oft als Abgesandten an mehrere hohe Personen, vorzüglich an die russische Regierung und vertraute ihm die geheimsten Aufträge an. Kray war in seinem mit vielen Gefahren verbundenen Dienste, immer und überall glücklich. Loudon überhäufte ihn mit Lobeserhebungen und gab ihm die rühmlichsten Zeugnisse für seine Tüchtigkeit, mit dem militärischen Maria Theresien-Orden beehrt und ausgeschmückt zu werden.

Kray, als einer der beherztesten Krieger avancirte sehr schnell. Im Jahr 1778 stieg er vom Grenadier-Hauptmann zum Major und befand sich in dem, im erwähnten Jahre ausgebrochenen Kriege immer vor dem Feinde. Im Jahr 1782 kam er nach Bartfeld, wo er die Chaussée regulirt und eine Brücke gebaut hat. Kray bezeugte bei diesem Werke, das von jederman, der es sah laut gepriesen wurde, große Geschicklichkeit. Selbst der Kaiser Joseph II. zollte Kray'n das gebührendste Lob, als er dasselbe im Jahr 1783 am 5. Juli, auf seiner Rückreise aus Rußland und durch Bartfeld ziehend, in Augenschein genommen hat. Während nun der große Monarch in Bartfelds Maueru verweilte, präsentirte ihm Kray eine von Samuel Keller (nachmaligem Prediger in Felka) entworfene, von ihm aber erweiterte und mehr ingenieurmäßig abgefaßte Charte, die eine Post- und Commerzialstraße aus der Tis, über Kásmarek und Lublyo, nach Bartfeld enthielt und bath um die gnädige Genehmigung dieses Projectes, bei dem, im Fall es hätte realisirt werden können, sich ein Gewinn von 15 Stunden Wegs, ergeben haben würde. Der Kaiser, die Richtigkeit und das Gewicht des Projectes einsehend, war ganz dafür, aber zur Wirklichkeit wurde nichts gebracht. Doch Kray wurde dafür sehr belobt. Er war recht glücklich. Nicht lange stand es an, so gelang es ihm noch in demselben Jahre sich zum

widerholten Mal in die Gunst und Gnade des großmüthigen Regenten zu setzen und zwar bei Gelegenheit, als er in dem abgehaltenen Exercier-Lager, da sein Oberster (von Camellen) plötzlich erkrankte, ihm als zweyter Major das Nadasdy'sche Regiment vorgeführt hat. Die Folge von Kray's hierbei an den Tag gelegten militärischen Geschicklichkeit war, daß er in Kürze zum wirklichen Obrist-Lieutenant bei dem zweiten Ozecker-Regimente erhoben wurde.

Im Jahr 1784 entstand unter den siebenbürger Wallachen ein schrecklicher Aufruhr, der viel Unheil nach sich gezogen hat. Kaiser Joseph gab dem Obrist-Lieutenant Kray den Befehl die Empörer zu züchtigen und zu Paaren zu treiben. Er that dies mit der größten Umsicht und dem glücklichsten Erfolge. Die erste und stärkste Abtheilung der Rebellen schlug er im Körösser-Thale bei Mihellyen. Ihr Anführer hieß Bibarecz Mikula und er wurde getödtet. Kray erbeutete dessen mit Messing beschlagenen Esakan und Tornister und behielt diese Sachen zum Andenken für sich. Bald darauf, gegen Ende Dezember; zerstreute er eine zweite Rotte, von den Empörern Hora und Klogka angeführt. Kray nahm beide gefangen und schickte sie am 1. Jänner 1785 dem General, Baron von Pfeffelkorn nach Carlsburg. Noch hielt sich ein dritter Haufe, an dessen Spitze der Rebell Georg Krisan stand, in den Wäldern auf: aber auch dieser wurde am 30. Jänner auseinander gejagt. Durch diese Heldenthaten hat Kray sich einen großen Ruf und Namen erworben. Er erhielt darüber von dem F. J. M. Preiß, dem F. M. L. Baron von Rall und dem k. k. Commissär, Grafen von Jankowics, die schönsten und herrlichsten Ehrenzeugnisse. Das gemeine Volk hing ihm außerordentlich sehr an und vergötterte ihn; es nannte ihn den, ihm in der größten Bedrängniß vom Himmel zugesandten Erretter. Daher gab man ihm, wo er nur immer hinkam und durchzog, zu Ehren große Feste. Vorzüglich solenn wurde Kray in Ozaletna empfangen und aufgenommen.

Als in dem nachfolgenden Jahre 1786, der Kaiser Joseph sich in Siebenbürgen befand, beschied er ihn in das Exercierlager zu sich und er mußte ihm alles mündlich erzählen, was sich in Bezug auf die Zerstreung und Bändigung der Rebellen zugetragen hat.

Nach zwei Jahren hierauf, im Jahr 1788 brach der Türkenkrieg aus. Kray erhielt das Commando über ein eigenes Truppenkorps im Haczeger Thale. Am 10. Mai besetzte er den Vulkanpaß; in den Augenblicken aber, als er mit der Besetzung des Passes beschäftigt war, griff ihn der Feind an; doch dieser wurde geschlagen und von ihm bis Porscin und Thyrghusil in der Walachey zurückgetrieben. Nach einer Jahresfrist (1789) lieferte er den Türken wieder bei Thyrghusil ein Treffen; er trug aber wieder über sie den vollständigen Sieg davon, ungeachtet er sechs mal von ihnen angegriffen worden war.

An der Spitze der österreichischen Armee befand sich jetzt als Commandirender der Fürst von Hohenlohe. Als dieser gegen Porscin vorrückte, um dort das türkische 3000 Mann starke Corps auseinander zu treiben, trug er dem Obristen Kray die Anführung der Avantgarde und den ersten Angriff des Feindes auf. Kray that wie ihm befohlen ward und der Feind wurde von ihm total auf das Haupt geschlagen. Während dieß vorgefallen war, stand der feindliche Anführer Kara Mustafa in Bladin mit einer großen Heeresmacht und er rückte jetzt vor, um die erlittene Niederlage seiner Kampfgenossen zu rächen: aber Kray hat auch ihn geschlagen und ganz in die Flucht gejagt. Den Siegern fiel das ganze feindliche Lager in die Hände. Nach diesem Gefechte zog der Feind sich über den Vulkanpaß nach Siebenbürgen zurück und Kray verfolgte ihn bis Krajova.

Der Fürst von Hohenlohe, bewunderte den Muth und die Kriegstapferkeit Kray's und er überließ es jetzt

seiner Willkür und seiner eigenen Einsicht gegen den Feind zu verfahren. Kray beschloß ihn in offener Schlacht anzugreifen und richtete vorzüglich sein Augenmerk auf die Hauptstadt Krajova. Er setzte sich daher in Bewegung: allein kaum war er von der Stadt nur ein Paar Meilen noch entfernt, so erhielt er eine Ordre zurückzukehren; doch Voudon, der noch zwölf Meilen weit zurück war und jetzt Drsova bombardirte, billigte Kray's Unternehmung und geboth dem an dem Vulkanpasse postirt gewesenen General Staber, ihm in Eile Hülfstruppen nachzuschicken. Sogleich setzte Kray seinen Weg weiter und er war so glücklich, den 2000 Mann starken Feind am 4. November mit leichter Mühe aus seiner Stellung zu verdrängen und die Stadt zu besetzen. Das erste blutige Treffen fiel an der Lorborer Brücke vor, als Kray den von den Türken besetzten Schillfluß passieren wollte. Sie stämmten sich ihm fürchtbar entgegen, aber er siegte; die meisten der Feinde fanden ihren Tod in den Fluthen des Schills. Als von dieser Niederlage der Bassa, der in Krajova sich befand, Nachricht erhielt, gerieth er in ein solches Schrecken, daß er unverzüglich die Stadt verlassen und sich mit seinen Truppen auf die Anhöhen jenseits des Schills zurückgezogen hat. Kray näherte sich der Stadt und machte Miene den zurückgewichenen Feind anzugreifen; allein dieser von Furcht und Angst durchdrungen, wartete den Angriff nicht ab, er floh in der höchsten Unordnung, in drei Abtheilungen, gegen Nipopol, Orava und Widin. Kray setzte den Fliehenden noch einige Stunden weit nach und kehrte dann in die Stadt zurück. Frierlich und höchst solenn war dort sein Empfang. Der versammelte Adel ritt ihnen entgegen und begleitete ihn in die Stadt. Unter dem Geläute aller Glocken und dem größten Jubel des Volkes zog er ein. An den Pforten der Kathedrale wurde er erwartet im vollen Ornat die Geistlichkeit und diese ersuchte ihn, dem Gottesdienste und dem Ambrosianischen Lobgesange beizuwohnen. Um dem erschrockenen Feinde noch mehr,

Angst einzujagen, ließ Kray, sechs Salven aus 20 Kanonen geben.

Die Kunde von dem glückvollen Ausgange der Unternehmung Kray's, gelang bald zu den Ohren der Generale, Loudon und Hohenlohe. Beide waren darüber hoch erfreut. In Eilmärschen machte sich Hohenlohe sogleich über Ribnik nach Krajova auf und verlegte dorthin das Hauptquartier. Für die so muthvoll vollzogene Heldenthat, wurde Kray von Sr. Majestät dem Kaiser, mit der Verleihung des Maria Theresien-Ordens belohnt. Der Fürst von Hohenlohe hing ihm denselben öffentlich unter einer herzlichen Umarmung, um.

Jedoch die Türken ruhten trotz der traurigsten Vorfälle, die sie bis jetzt betroffen hat, nicht. Sie brachen in der Mitte Dezember von Widin mit 8000 Mann, mit dem Vorsatze auf, die am Timok aufgestellten kaiserlichen Vorposten, bis Gladova zurückzutreiben. Dieses ihr Unternehmen gelang ihnen; sie eroberten Gladova und rückten jetzt zur Entsetzung Drsova's vor. Der Commandirende General Hohenlohe sah was der verwegene Feind that und er faßte den Entschluß, um ihn in seinem Vordringen aufzuhalten, Galasat zu überfallen. Dieß zu bewerkstelligen erhielt der General Staa der die Ordre; ihm als Vorposten-Commandant, wurde der Obrist Kray mitgegeben. Raschen Schrittes, trotz der strengsten Kälte, setzten sich die schlagfertigen Truppen in Marsch und stellten sich Widin gegenüber in Schlachtordnung auf. Kray griff die feindlichen Vorposten an, zerstreute sie ganz und behauptete sich in Galasat. Hier hielt er sich vier Tage lang auf, des heftigsten Feuers ungeachtet, dem er ausgesetzt war, indem die Türken ihn ohne Unterlaß von Widin aus, mit sopsündigen Kanonen beschossen. Die Folge dieser tapfern Gegenwehr und Ausdauer aber war, die totale Niederlage des Feindes. Gladova wurde zurückerobert und die Türken flohen in der größten Verwirrung über den Timokfluß zurück, zum Widin zu

retten. Noch ein sehr günstiger Effect dieses Sieges für die kaiserlichen Armee war der baldige Fall der Festung Orsova.

Nach diesen glänzenden Siegesthaten wurde Kray am 25. März 1790, von dem die Armee zu Chef kommandirenden General-Feldmarschall, Prinzen von Coburg kraftvoll empfohlen und vorgeschlagen, zum General-Major ernannt. Dabei erhielt er zugleich das Commando über die beiden Truppenkorps, die zwischen den Flüssen Sissl und Muta, unter den Befehlen der Generale Prunkach und Meiersheim standen, um damit die feindlichen Festungen Nikopol, Thura und Orsova zu beobachten und die für die Armee so wichtigen Plätze Tihä und Uda zu vertheidigen.

Unverzüglich setzte sich Kray mit seinen Truppen in Marsch gegen die Donau und versicherte sich vermög einer Kommunikationsbrücke von 20 blechernen Pontons, des gegenseitigen Ufers. Der Prinz von Coburg, trug ihm auf, die Festungen Nikopol und Thura zu recognosciren. Am 10. Mai drang er bis Tihä und Uda vor und am 18. gewann er die Anhöhen von Trips und Mogurelle. Hier war an der Brücke, die über einen Morast führte, eine Wache aufgestellt; diese schlug bei dem Anrücken Kray's sogleich einen Lärm und aus der Festung Thura rückten 500 Mann heraus. Allein Kray zwang sie, da er sie mit einem heftigen Kanonensfeuer empfing, zum Weichen und bald zog sich die ganze Macht gegen die bei Mogurelle befindliche Brücke zurück. Aber auch hier konnten sie von Kray verfolgt, keinen festen Fuß fassen; sie wurden verfolgt und die kaiserlichen kamen bis an die Thore der Festung Thura. Der vorgesezte Endzweck der Recognoscirung ward nun glücklich erreicht. Hierauf zog sich Kray auf die Mogureller Anhöhen zurück und verblieb dort dre ganze Tage binnen welcher Zeit er sehr viel von der Kanonade der Türken, die von Sisso und Orsova ihren Waffenbrüdern in den Festungen Nikopol und Thura zu Hilfe eilten, gelitten hat.

Er verzagte aber nicht. Von Tih a aus bis an die Do-
 nau, zogen zur Beängstigung des Feindes immer starke
 Patrouillen auf und ab. Am vierten Tage endlich for-
 derte er den Bassa und Commandanten von Lhura
 zu einer Unterredung heraus. Dieser erschien von drei
 vornehmen Aqas begleitet. Kr ay verlangte von ihm,
 daß er die Festung räumen möchte. Allein der Bassa er-
 wiederte, er könne dieß nicht thun, bis er sich nicht dar-
 über mit dem Bassa von Nikopol berathschlagt hätte.
 Er für seine Person, sagte er, wolle alles leisten und
 versprach ihm am nächstfolgenden Tage einen Bescheid
 einzusenden. Allein hinter der Entschuldigung des Bas-
 sa's war lauter List verborgen: denn kaum war er zu-
 rückgekehrt, so ließ er alle Häuser und Gärten, rings um
 die Festung herum, abbrennen. Da nun Kr ay gesehen
 hat, daß er seinen Endzweck, bei der Erstürmung der
 Festung nicht erreichen würde, so zog er sich am 16. Juni
 zurück. Coburg lobte diese That des Generals, indem
 er dabei große Klugheit und Vorsicht gezeigt hat. Doch
 schlug er den Feind, der ihm nachgesetzt ist, in drei Ge-
 sechten glücklich, nämlich am 18. und 19. Juni und am
 1. Juli. Coburg sah wie tapfer sich Kr ay überall
 gehalten hat und er würdigte ihn ganz seiner Liebe und
 Freundschaft. Auch wurde er jetzt, im Monathe Juli,
 von Sr. Majestät dem Kaiser, zur Belohnung seiner Hel-
 denthaten, in den erbländischen Freiherrnstand, mit
 dem Prädikate von Kr a j o v a erhoben.

Unterdessen zogen sich die Türken zusammen und
 der Groß-Bezier faßte den Entschluß, die Kaiserli-
 chen mit seiner ganzen Macht anzufallen. Dieß Vorneh-
 men des Feindes bestimmte den Prinzen Coburg sich
 nach Bukarest zurückzuziehen, um dort ebenfalls seine
 Kriegsvölker zu concentriren. Diesem Plane gemäß brach
 auch Kr ay von Tih a auf und suchte sich, aufwärts des
 Altflusses hinziehend, mit dem Commandirenden zu ver-
 einigen. Lange wurde im kaiserlichen Lager berathschlagt,
 wie der Feind angegriffen und geschlagen werden könnte:
 aber es kam zu keinem Gesechte mehr, denn der Kaiser



Joseph II. ging unvernüthet mit Lobe ab. Sein Nachfolger Leopold II. ersah aus der Gestalt der Dinge, die sich seinem Herrscherblicke in des Marses Gefilden darstellten, daß es für seine Staaten weit vortheilhafter seyn werde, der Convention zu Reichembach beizutreten und dem Kriege ein Ende zu machen. Und dieß geschah auch. Diesem eingetretenen Umstande zu Folge, erhielt nun der General Kray am 6. September nebst dem Bericht das in wenigen Tagen der Waffenstillstand publicirt werden soll, zugleich auch den Befehl, für das unter seinem Commando stehende Corps einen Kantonnierungsplan zu entwerfen. Indessen wurde zu Siston an dem Frieden gearbeitet. Kray bekam während dieser Zeit das Commando an der Ukra und bezog dann zu Szlatina, jenseits des genannten Flusses in der großen Walachei, sein Quartier.

Allein nachdem der Friede zu Siston abgeschlossen worden war, kam der General Kray mit der Bitte um Entlassung ein und zwar aus dem Grunde, um seine zerrüttete Gesundheit herstellen zu können. Er wendete sich deshalb an den commandirenden General F. M. Grafen von Wallis und übergab dann (am 14. May 1791) seine Brigade an den General Prucklach. Hier auf verfügte sich Kray in das Bad nach Mehadia und hielt sich dann in Pesth auf. Im Monathe Juli erfüllte Sr. Majestät der Kaiser und König, seine Bitte und setzte ihn mit einer jährlichen Pension von 2000 Gulden in Ruhestand. Kray stand bei dem Monarchen in hohen Gnaden. Davon erhielt er vorzügliche Beweise, während des zu Ofen (1792) abgehaltenen Landtages. Am 9. August des letzterwähnten Jahres, wurde er aus Rücksicht seiner großen Kriegsmerten mit dem ungrischen Baronatsdiplom beehrt.

Mit den Türken ward Friede geschlossen: aber mit den Franzosen ging jetzt ein neuer, sehr blutiger Krieg an. Das Ober-Commando über die gesammte Armee, erhielt der Prinz von Coburg. Seiner Willkühr überlassen ward es, sich drei Gehülfsen zu

wählen und so schlug er die drei Generale Kray, Mefaros und Otto vor. Coburg erhielt nun die Resolution, daß Kray wieder in der Armee angestellt werden sollte und er gab ihm dies in einem Schreiben zu erkennen. In dem Berichte an Kray erklärte Coburg, daß es ihn außerordentlich freue, daß man seine Kriegsverdienste anerkennt und daß sie nun gemeinschaftlich wieder gegen den Feind des Vaterlandes kämpfen werden. Nachdem Kray'n der Befehl zugelommen war, machte er sich ungesäumt auf und traf am 19. Jänner 1795 in Wien ein. Der Kaiser und König, nahm ihn allhier sehr gnädig auf und sagte ihm, er möge sich nun im Felde gegen das Volk der Franken eben so brav und tapfer benehmen, wie er sich brav und tapfer gegen die Türken benommen hat. In Wien fand Kray eine von dem Prinzen Coburg zurückgelassene Ordre, die ihm anzeigte, der Hauptarmee nachzufolgen. Kray machte sich auf den Weg und langte am 1. April in dem Hauptquartiere zu Brüssel an, Coburg empfing ihn mit ausgezeichnete Hochachtung und wies ihm seinen Platz bei der Avantgarde, wo er drei Bataillone Grenadiere, zwei Bataillone von Staray und die gesammten Jäger vom Freikorps, befehligte.

Am 13. April begab sich Kray auf seinen Posten hin. Er erschien und traf gerade ein Bataillon von den seinem Commando anvertrauten Grenadieren im Feuer an. Unverzüglich stellte er sich an ihre Spitze, schlug den Feind und trieb ihn bis in die Festung Valenciennes zurück. Dabei bemächtigte er sich der Vorstadt Gzentfan und behauptete den an der dortigen Chaussee gelegenen Hof, den er sogleich mit Schanzen und Wällen umgeben ließ. Der Feind vermochte ihn von dem eingenommenen Plage nicht zu vertreiben.

Indessen zog der französische kommandirende General Dampiere bei Famars eine Armee von 60,000 Mann zusammen, aus dem Grunde, um die Communication zwischen Conde und Valenciennes herzustellen. In der Nacht vom 22. Mai, brach er in zwei

Colonnen mit der Armee an. Zu gleicher Zeit rückten auch aus der Festung Valenciennes 8000 Mann heraus, die die Bestimmung hatten, die kaiserliche Avantgarde aus ihren Verschanzungen zu vertreiben. Kray sah die Feinde heranrücken, er hielt sie aber durch ein starkes Kanonensfeuer so lange zurück, bis die Generale Bennowsky und Coburg herbeigeeilt waren. Nun wurde der Feind am 25. bald nach Tagesanbruch, gemeinschaftlich angegriffen und nach einem blutigen Treffen zum Weichen gebracht. Kray hatte sich in dem Treffen sehr vortheilhaft ausgezeichnet gehabt. Der feindliche General Dampiere, blieb von einer Kanonenkugel getroffen, auf dem Kampfsplage.

Ein Paar Tage darauf (am 25. Mai) erhielt der General Kray vom dem Commandirenden den Befehl, die Vorstädte von Valenciennes, Marlis und Zentfan, von dem Feinde zu befreien. Allein dieß in's Werk zu setzen, kostete viele Mühe, denn die erwähnten Plätze waren außerordentlich stark besetzt. Nichts bewirkte der Kononendonner, mit dem Kray den Feind vertreiben wollte. Einer der Obersten von der Artillerie verzagte deshalb und er ersuchte den General, den commandirenden Prinzen die Vorstellung zu machen, daß es durchaus unmöglich sey, den Feind aus seinen Verschanzungen zu jagen. Doch Kray verlor den Muth nicht; er griff den Feind noch einmahl an und schlug ihn vollkommen auf das Haupt.

Am 27. August fand das Treffen bei Gysaing statt. Kray hat daran den größten Antheil genommen. Er stand mit seinen Kriegern zwischen Marcienne au Pont und Orchi. Der General F. M. E. Beaulieu hielt das Lager bei Gysaing besetzt, aber der Feind, der alles in Trümmer schlug, gab ihm viel zu schaffen. Er gerieth endlich in die größte Verlegenheit; endlich kam ihm Kray unvermuthet zu Hilfe und der übermächtige Feind, von ihm geschlagen, ergriff die Flucht. Beaulieu gab hiervon dem Prinzen von Coburg Nachricht und er sagte: „Der wackere General Kray,

Kam uns gleichsam wie daher geflogen, ohne erhaltenen Befehl, zu Hilfe, und er war's, der unsere verzweifelte Lage wieder herstellte, so daß wir bald in den Stand versetzt wurden, den Feind im Rückzuge anzugreifen, ihn zu schlagen und auf seiner Flucht zu verfolgen." Coburg war bei diesem Berichte, mit der Heldenthat Kray's vollkommen zufrieden.

Am 15. September ereignete sich das Treffen; bei Derwil, wo Friedrich, der jüngere Prinz von Dänien, der die Holländer und Engländer anführte, von den Franzosen angegriffen wurde. Kray befand sich in Neuen; hier vernahm er ein starkes Kanoniren und er eilte sogleich darauf den Angegriffenen, die sich in sehr großer Gefahr befanden, zu Hilfe. Kray erschien und er trug über den Feind den vollkommensten Sieg davon.

Nach diesen Gefechten wurde Kray von Beau lieu zur Deckung der Stadt Courtrai abgeschickt, von der der Feind kaum noch eine viertel Stunde weit entfernt war. Doch Kray kam noch zur rechten Zeit an, er lagerte sich mit seinen Waffemännern unweit der Stadt und wurde am 15. September, von 8000 Franzosen, die in drei Colonnen anrückten, angegriffen. Es entstand eines der heftigsten Gefechte, das drei Stunden lang währte; doch mußte der Feind besiegt, zurückweichen. Der Jubel der Bürger, über den erfochtenen Sieg war unbeschreiblich groß. Am 16. September zog der General Kray in die Stadt ein; in der Vorstadt angelangt, begrüßte ihn mit einer sehr schmeichelhaften Anrede der königliche Landes-Commissär und von allen Seiten hörte man den Ruf: „Es lebe der General Kray unser Erretter!“ In der Stadt empfingen und bewillkommten ihn die Deputirten des Senates, der Bürgerschaft, der Geistlichkeit und der Klosterfrauen, die ihm alle für seine bei der Vertheidigung der Stadt, gehaltenen Anstrengungen, den herzlichsten Dank dargebracht hatten.

In gleicher Zeit, als Kray bei Courtrai gesiegt hat, berichteten die Engländer dem General F. M. L.

Beaulieu, daß sie im Vorzuge hätten, ein starkes Corps gegen Menin vorrücken zu lassen, um von dort den Feind zu vertreiben und ersuchten ihn, er möchte das nämliche auch thun und sich mit ihren Truppen vereinigen. Dem zu Folge erhielt nun der General Kray den Befehl, den Engländern zu Hilfe zu eilen und mit seinen Colonnen den Hauptangriff längs der Straße zu machen. Er rückte daher schnell bis Welveghem vor, jagte den Feind in die Flucht und nach drei Tagen fiel die Stadt Menin in seine Gewalt. Der Feind stoh in der größten Verwirrung über die Vis bis Derwik. Kaum verstrichen aber ein Paar Tage, so gerieth er mit dem Feinde wieder in Kampf. Es war am 30. September. Er besetzte Landis, jagte den Feind bei Campuret über die Brücke der Marque, die er dann unter dem heftigsten Kanonendonner zerstören ließ und machte eine Diverzion gegen Lille. Kray söcht überall glücklich.

Zu Monathe October (am 25.) gewann er das Treffen bei Dröchi, wo er den fünfmal stärkern Feind überwältigt hat. Der Feind zog auf ihn mit 15,000 Mann los, umzingelte ihn bald und schoß auf ihn aus 30 Kanonen und 4 Haubigen. Kray schien ganz verloren zu seyn, indem er von nirgendsher eine Hilfe zu hoffen hatte. Doch schlug er sich, von seiner Geistesgegenwart nicht verlassen, entschlossenen Muthes durch und siegte. Dabei nahm er dem Feinde noch einige Kanonen ab.

Mittlerweile hatten der englische Herzog v. York und der Prinz von Coburg, den Plan zur Wiedereroberung der Stadt Marcienne au Pont, in der eine feindliche Besatzung von 4000 Mann lag, entworfen gehabt. Der Befehl zur Durchsetzung desselben, ward nun wider dem General Kray gegeben. Am 30. October ordnete er nach Mitternacht, nachdem er zuvor von dem Herzoge York und dem General Otto eine hinlängliche Truppenverstärkung erhalten hatte, das Heer und beschloß den Feind auf sieben Puncten anzugreifen. Das Signal zum Angriff wurde gegeben. Kray führte selbst die Haupt-

attaque in drei Colonnen an und bald war es ihm gelungen in die Stadt einzudringen. Die Franzosen lagen im tiefen Schlafe und waren meist entkleidet. Alles lief bei dem entstandenen Lärm in's Kreuz und die Quere durcheinander. Der größere Theil des Feindes befand sich in einer mit hohen Mauern umgebenen Abtei. Die Erschrockenen führten nun in aller Eile, Kanonen und Haubigen herbei, die sie vor dem Thore derselben aufstellten. Es wurde Feuer gegeben; Kray aber erwiederte dasselbe und beschoß die Abtei. Bis sieben Uhr in der Frühe dauerte der Kampf. Jetzt fing ein unweit der Abtei stehendes Haus Feuer und dieses versetzte die Franzosen in die größte Bestürzung. Sie wendeten sich deshalb an den siegenden General mit der Bitte, um einen freien Abzug. Allein dieser ward ihnen nicht gewährt, sie wurden alle, etwa 1800 an der Zahl gefangen genommen und nach Cysoing an den Herzog von York abgeschickt.

Während dieser Vorgänge, erhielt eine Hauptabtheilung der kaiserlichen Armee, ihre Stellung zwischen den feindlichen Festungen, Landrecy und Cambrai. Darüber bekam jetzt, gegen Ende Dezember, der General Kray das Commando. Der Herzog von York vermiste den Helden sehr ungerne, er sandte deshalb an den Prinzen von Coburg einen Courier mit der Bitte ab, denselben bei seinen Kriegsvölkern zu lassen: allein Kray war indessen schon nach Chateau, an den Ort seiner Bestimmung abgereist. Der hier zu bekämpfende Feind zählte 50,000 Mann. Einige Tage vergingen und jetzt überfielen drei feindliche Kavallerie-Regimenter, bei ihrem Wagestück von einem dichten Nebel begünstigt, die österreichischen Vorposten und drangen bis an die Thore von Chateau vor. Doch der immer wachsame General Kray, schlug sie kraftvoll zurück. Ähnliche Angriffe hatte der Feind später mehrmalen gewagt, als am 7. Februbr 1794 zu Urbre de Guise; am 18. Februar bei Stainville; am 20. Februar zwischen Marcinquet und Ribauville und am 4. März vor Neu-

mont und Marcinquet: aber Kray hat sie überall tapfer zu Paaren getrieben.

Aus allen diesen Angriffen aber, von Seiten des Feindes, leuchtete es dem General Kray wohl ein, daß man es darauf angelegt hat, ihn mit aller Gewalt aus Chateau zu vertreiben. Zu diesem Ende brachte der feindliche General Pichegru aus seinem, zwischen Avesne und Cambrai gelegenen Lager, mit 36,000 Mann, am 6. März auf und brängte alle Vorposten zurück. Doch Kray schlug ihn gewaltig auf das Haupt. Das Gefecht dauerte einen ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein. Coburg empfand über diesen Sieg eine große Freude.

Am 16. April traf Se. Majestät der Kaiser auf dem Kriegsschauplatz ein. Die Armee versammelte sich bei Montay und Forest, setzte dann über die Selle und bezog ihr Lager bei Chateau. Bald kam es mit dem Feinde zu mehreren blutigen Gefechten. Die Armee erhob sich am 17. in acht Colonnen. General Kray führte die Avantgarde gegen Catillon an. Er griff hier den Feind in in seinen Verschanzungen an, schlug ihn und zog als Sieger in Catillon ein. Diese kühne Heldenthat Kray's versetzte den Feind in großes Staunen; er gerieth bald mit sich in die größte Verwirrung und ergriff über dieambre die Flucht. Kray setzte seinen Weg gegen Stren fort, vertrieb den Feind sowohl aus dem Dorfe Femy, als von den Anhöhen bei Disi und verfolgte ihn mit siegreichem Schwerte bis nach Guise. Etwas später (am 26. April) kam es bei dem Dorfe Prièes zu einem Gefecht, in welchem sich Kray sehr hervorgethan hat. Der Feind griff an dem erwähnten Tage die kaiserliche Armee in vier Colonnen an, von welchen jede 25 bis 27,000 Mann zählte. Er setzte mit Sturmesgewalt über die Helepe und breitete seine ganze Heeresmacht vor Prièes aus, die Truppen kommandirte der General F. M. L. Uvingy; er wurde aber verwundet. Nun übernahm Se. K. K. Hoheit der Erzherzog Carl das Commando und machte so treffli-

ke Anstalten, daß der Feind geschlagen, über die Helpe zurückgeworfen und weit verfolgt wurde. Doch am 29. April wagte der Feind einen neuen Angriff, er versuchte Landrecy zu entsetzen und war schon über Priches vorgebrungen; jedoch sein Vornehmen gelang ihm nicht, Kray griff ihn, unter dem Commando des tapfern Erzherzogs in der Flanke an und jagte ihn in die Flucht. Das herrliche Resultat von dem hier erfochtenen Siege war, daß die Festung Landrecy sich am 30. April durch Capitulation ergeben mußte.

Glänzende Fortschritte hatte bis jetzt das Kriegsheer der Allirten gemacht: aber unvermuthet bald wurde es in seinem Vordringen, durch den Einfall Pichegrü's in West-Flandern zurückbehalten. Er siegte bei Mouveron über den General Walmben und eroberte die Städte Menin und Courtrai. Diese Ereignisse bewogen den Kaiser mit dem Prinzen von Coburg dahin zu ziehen. Der General Kray blieb zurück, um Chateau zu vertheidigen. Zu ihm zu seiner Verstärkung stieß der Erbprinz von Dranien, der das Ober-Commando führte. Bald wurde Kray von dem Feinde angegriffen und zwei Tage hindurch hart beunruhigt: doch am 16. Mai schlug er ihn in offener Schlacht so sehr, daß er in der großen Confusion die Flucht ergreifen und sich in sein Lager bei Guise zurückziehen mußte. Am 16. Juni zeigten sich 4000 feindliche Männer, die ihre eroberungslüchtigen Blicke auf Auchs richteten; aber auch diese wurden von Kray total geschlagen.

Inzwischen fielen in der Armee große Veränderungen vor, welche die unglückliche Schlacht bei Fleurus, den Fall von Charlesroi und den Abzug der englischen Truppen von Tournay nach Dudenard herbeiführten. Diesen Unfällen zu Folge, erhielt der General Kray, am 20. Juni die Befehle, sich mit seinen in Dräi, Marcienne und Tournay vertheilten Kriegern, auf das schnellste zurückzuziehen. Er that dieß mit der größten Vorsicht, Tapferkeit und Kühnheit und vereinigte sich mit der Armee bei Mastricht. Der com-

mandirende Prinz von Coburg, war mit diesem Rückzuge Krays, auf dem er am 15. Juli bei Löwen, mit dem 12,000 Mann starken Feind, einen harten Kampf, der einen ganzen Tag dauerte, zu bestehen hatte, auf das vollkommenste zufrieden. Auf seine Empfehlung wurde er zur Belohnung dafür, mit dem Commandeur-Kreuz des Maria Theresien-Ordens beehrt.

Nicht lange stand es an, so war Kray mit den Franzosen wieder in einem Kampf begriffen. Am 5. August kam es zwischen Maastricht und Tongern zu einem Gefecht. Kray siegte. Da die feindlichen Offiziere keinen Pardon annehmen wollten, so blieben sie alle, von den Siegern niedergehauen, auf der Wahlstätte. Am 25. August schlug er den Feind wieder bei Herderen und am 16. September in der Nähe von Maastricht, wo er 25,000 Mann stark war. Er jagte ihn nach einem Verlust von 1500 Todten und 300 Gefangenen, bis in sein Lager zurück.

Nach diesem Gefechte wurde General Kray zur Hauptarmee berufen, um die Ariergarde zu commandiren. Am 2. October kämpfte er mit einer feindlichen Heeresmacht von 40,000 Mann. Das Gefecht dauerte über zwei Stunden; er war aber genöthigt sich zurückzuziehen, was auch der commandirende General Graf von Clairfait befahl, da er die absolute Unmöglichkeit, sich mit Vortheil zu widersetzen, eingesehen hat. Auch befürchtete Clairfait, der Feind möchte den Kaiserlichen am Rhein zuvorkommen und Coblen besetzen, insbesondere da auch die beiden Flügel, der linke bei Duren unter dem General F. J. M. Latour und der rechte unter dem General F. M. L. Verneke, von ihm sehr bedroht waren und er geböth den Rückmarsch der ganzen Armee. Trefflich hatte diesen Rückzug, den tapfersten Widerstand leistend, der General Kray bis an den Rhein gedeckt gehabt, über den die Armee am 6. October, ohne viel von dem Feinde gelitten zu haben, glücklich gegangen ist. — Traurig aber waren die Folgen

für die Kaiserlichen, denn das ganze jenseitige Rheinufer, mußte den Franzosen überlassen werden. Und nicht so weit gekommen wäre es, hätten sich die preussischen Kriegsvölker nicht so frühe zurückgezogen gehabt und wären die von den Allirten versprochenen 60,000 Mann Hilfstruppen nicht ausgeblieben. — Kray erhielt jetzt das Commando über die Vorposten diesseits Bonn und Düsseldorf und schlug sein Quartier in Mühlheim auf.

In dem nachfolgenden 1795 Jahr setzte sich die kaiserliche Armee gegen Mainz in Bewegung. Dem General Kray wurde die Anführung der Avantgarde übertragen. In dem eine Stunde vom Rhein und eben so weit von Mainz entfernten Dorfe Gerau, faste er festen Fuß. Indessen wurde Mainz von dem Feinde eingeschlossen; Kray besetzte hierauf Ginsheim, Trebur und Astein, um die Communication mit Mainz zu decken, daß bald große Noth und einen großen Mangel an Lebensmitteln erlitten hat. Aber diese wurde bald ganz und vollkommen gesichert, durch den am 3. October statt gefundenen und von dem General Kray kraftvoll unterstützten Ausfall aus Mainz, wodurch der Feind, nachdem Kray von Trebur aus bis Geisenheim und Bischofsheim vorgerückt war, weit über den Mayn zurückgetrieben wurde. Am 10. October setzte Kray mit der Avantgarde bei Seligenstadt über den Mayn und postirte sich zwischen Hanau und Bergen, um den Übergang der Armee zu decken. Bald rückte er bis an die Nidda vor und besetzte Rodelsheim und Hausen, der Brücken an beiden Orten sich versichernd. Bei Nidda brachen die Franzosen die Brücke ab und nahmen von Höchst Besitz. Am 12. October ging endlich mit Tagesanbruch die Schlacht an. Der feindliche General Jourdan griff mit einem fürchterlichen Kanonen und Kleingewehrfeuer, die an den Ufern der Nidda aufgestellten kaiserlichen Vorposten an. Doch die Kaiserlichen wichen nicht von der Stelle. Sie vertheidigten sich auf das tapferste. Schon hätten die Franzosen bald die Nidda passirt gehabt, als diese sich mit gefälltem Bajonette auf sie

warfen und zurücktrieben. Bald ergriff der Feind die Flucht und er wurde bis an die Anhöhen von Homburg, Etsch, Hunnerkirchen und Wisbaden verfolgt. Nur die tiefste Nacht machte dem Geseht ein Ende. — Am 14. October zerstreute Kray die Besatzung von Etsch. Die Angegriffenen und Geschlagenen retteten sich weit bis hinter Ober-Cellers. Am 16. fiel er den, auf den Anhöhen von Rauenheim, Zollhäusen, Mansfelden und Kirchberg dislocirten Feind an und jagte ihn von Diez und Limburg bis an die Ufer der Lahn zurück. Die Fliehenden gerietzen hierbei in eine solche Unordnung, daß sie von Angst und Verzweiflung ergriffen, Gewehre, Tornister und Patronenlasten von sich warfen. Man erbeutete daher gegen 20,000 Gewehre nebst mehreren Munitionskarren. Am 18. October zog der General Jourdan mit 40,000 Mann gegen Düsseldorf. Kray setzte ihm nach und trieb ihn am 19. October in Verbindung mit dem General Boros, über die Sieg und über die Viper zurück.

Am 29. October wurden die Linien von Mainz bestärmt und die Franzosen aus ihren fast unbezwingbaren Verschanzungen ganz vertrieben. Kray setzte ihnen nach und nahm ihnen viele Munition und andere Kriegsvorräthe ab. Am 5. November bemächtigte er sich des Städtchens Dalsheim und trieb, an der Spitze des tapfern Karaczay'schen Regimentes, den Feind weit bis hinter Niederflorsheim zurück. Hierauf beschloß der General Graf Clairfait, den General Pichegru am Rhein, wo er mit seiner ganzen Heeresmacht vorgedrückt war, anzugreifen. Es war am 10. November. Der General Kray eröffnete die blutige Kampfszene. Der Feind wurde total auf das Haupt geschlagen. Kray rückte mit der Avantgarde vorwärts und gewann am 13. November die Dörfer Leystadt, Kahlstadt und Ulmstein. Nach einigen Tagen wurde auch die Rheinschanze erobert und Manheim eingeschlossen. — Für die am 29. October bewiesenen Bra-

vouren erhielt General Kray ein herliches Belohnungsdekret.

Der feindliche General Pichegrü war nun total geschlagen und er mußte sich in Eilmärschen zurückziehen. Allein jetzt wählte er eine für die kaiserliche Armee äußerst gefährliche Stellung. Sein linker Heeresflügel hatte seinen Stützpunkt in Kaiserslautern. Viel war an diesem Posten den Kaiserlichen gelegen und Clairfait trug den Generalen Kray und Nauendorf auf, denselben zu gewinnen. Am 16. November setzte daher Kray die Avantgarde in Bewegung, mit ihr vereinigte sich von Tripetar das Detaschement des Generals Nauendorf, und Kaiserslautern nebst Frankenstein wurde nach einem kühn erwagten nächtlichen Überfall erobert. Die zwei feindlichen Divisionen, die in Kaiserslautern lagen, zogen sich nach Bitsch und Landau zurück. Der Fall von Kaiserslautern schmerzte sehr den Pichegrü. Er verließ daher in Eile Rheybach und Speyerbach und zog sich, von Kray verfolgt, nach Queich zurück. Hierauf besetzte General Kray, Neustadt und General Otto, Speyer. Pichegrü, der jetzt von allen Seiten eingeschlossen war, konnte der belagerten Festung Manheim nicht zu Hilfe eilen und so mußte diese am 21. November capituliren. Am 1. Dezember wurde Kray von Neustadt nach Lautereck, wohin sich eine feindliche Division von dem General Marceau geworfen hatte, zurück beordert. Er griff auch diesen Posten mit stürmender Hand an und eroberte ihn glücklich.

Indessen erhielt der Feind große Truppenverstärkungen und er entfaltete seine Streitkräfte an den Ufern der Nahe. Sein rechter Flügel dehnte sich bis an die Alfenz aus. Jetzt machte General Kray dem Armee-Commando das Project, das ganze, zwischen Meisenheim, Edenbach, Lautereck und Alfanz gelagerte feindliche Armeekorps anzugreifen. Dasselbe wurde allgemein gebilligt und er selbst setzte es glücklich am 8. Dezember durch. Er warf den Feind mit großen Verlust

über die Nahe und machte 800 Gefangene. Als dies geschah, mußte sich auch der General Jourdan zurückziehen, der sich vergeblich am 15. und 17. Dezember gegen Kray, bei Rohrbach gesetzt hat.

Nun trat mit dem Eingange des Jahres 1796 zwischen den kriegsführenden Mächten, ein dreimonathlicher Waffenstillstand ein. Kray ging jetzt mit dem Vorsatze um, anzuhalten um die vorige Pension und seine Versetzung in den Ruhestand, da ihn der am 1. Februar (1796) erfolgte Tod seines 18jährigen Sohnes (welcher Rittmeister bei Barco-Husaren gewesen war) sehr erschüttert hat und er sich auch in seiner Gesundheit sehr geschwächt fühlte. Seiner Bitte um Entlassung fügte er zugleich auch ein Verzeichniß seiner Kriegsthaten bei, aus dem sich ergab, daß er ausser den kleinen Vorpostengefechten, 42 große Schlachten ruhmvoll und glücklich ausgeführt hat. Allein, durch die freundschaftlichen Zuredungen von Seiten der Generale Clairfait, Wurmsler und Wartenleben bewogen, stand er von seinem Vorhaben und seiner Bitte ab. Am 5. März 1796 ward er von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige, zum Feldmarschall-Lieutenant erhoben.

Zu gleicher Zeit legte der General F. M. Graf von Clairfait seine Stelle nieder und Se. K. K. Hoheit der Erzherzog Carl wurde am 12. April zum Reichsfeldmarschall ernannt. Am Ende April traf Se. K. K. Hoheit auf dem Schauplatze des Krieges, in Meissenheim ein. Von hier aus begleitete Höchstselben der General F. M. L. Kray durch drei Tage auf dem Vorposten-Gordon und erhielt die Zusicherung von Höchstselben vollkommener Zufriedenheit. Auf Befehl Sr. K. K. Hoheit, kündigte nun Kray, in einem Schreiben an den feindlichen General Mareaux, am 21. Mai den Waffenstillstand auf. Am 31. Mai setzten sich beide Armeen, am Ober- und Unter-Rhein in Bewegung. Se. K. K. Hoheit, bezog mit der Armee das Lager bei Baumholbern. Der F. M. L. Kray aber rückte mit der Avantgarde

vor und wurde am 1. Juni bei Rauborn und Walzenhausen, von dem Feinde mit Übermacht angegriffen. Es ward von beiden Seiten auf das hartnäckigste gefochten; doch behielt Kray den Sieg, ungeachtet ihm der Feind weit überlegen war. Der Feind wurde über die Nahe und Bliess zurückgeschlagen und verlor außer den vielen Todten noch 300 Gefangene.

Nicht so glücklich wie hier, fochten die Kaiserlichen in Italien. Eben hart geschlagen wurde auch der Prinz von Württemberg bei Limburg an der Lahn, wo er 25,000 Mann kommandirte. Dieser Unfall verbunden mit den übrigen, die sich bei der italienischen Armee ereigneten, verdunkelte nun die schönen Aussichten, die sich den Kaiserlichen durch den letzten Sieg an der Nahe eröffnet hatten. Sie mußten alle erkämpften Vortheile aufgeben und ihren unglücklichen Kampfgenossen, auf beiden Seiten zu Hilfe eilen. So wurde der General F. M. Graf Wurmsler mit 24,000 der auserlesensten Truppen nach Italien geschickt und der General F. M. L. Kray, eilte mit der Avantgarde das von der größten Gefahr bedrohte Württemberg'sche Corps und Ehrenbreitstein in Schutz zu nehmen. Am 14. Juni besetzte er die Anhöhen von Braunsfels. Der General Verneß setzte sich auf den jenseitigen Anhöhen von Weslar fest; er würde aber am 15. Juni von dem Feinde angefallen und von dort vertrieben. Jetzt wollte der Feind über die Lahn setzen, in dem Augenblicke aber erschien der Erzherzog Carl, er griff den Feind an und verwehrte ihm den beabsichtigten Übergang. Am 16. entriß Kray dem Feinde Weilburg, verjagte ihn aus Herborn und verfolgte ihn bis Hatzenburg, wo sich ein Theil der feindlichen Armee, von Limburg gegen die Sieg und ein anderer Theil bei Neuwied über den Rhein zurückgezogen hat. Kray setzte am 18. dem Feinde nach, vermochte ihn aber nicht zu erreichen, ungeachtet er bis Altkirchen vorgedrungen war. Er drückte ihn endlich bis an die Anhöhen von Ukerath zurück, wo der General Kieber mit einem 24,000 Mann

starken Corps stand, an das sich die Vriergarde anschloß. Von hier, es war bei dem Dorfe Kirchheip, wollte der Feind nicht weichen; es kam daher bald zu einem der blutigsten Treffen. Kray griff den Feind an und in wenigen Stunden hatte er das Dorf und die jenseitigen Anhöhen, erobert gehabt. Zwar wehrte sich der Feind fürchterlich durch Hilfe seiner Kanonen: allein Kray ließ sich den errungenen Sieg nicht mehr entreißen. Von feindlicher Seite blieben auf dem Kampfsplatze 3000 Todte, dabei wurden noch mehrere Tausend gefangen genommen. Die glänzenden Folgen dieses Sieges waren, daß der Feind sich gleich nach dem Treffen, in aller Eile, sowohl über die Sieg, als über den Rhein bei Cöln und über die Riper bis Düsseldorf in seine Verschanzungen zurückgezogen hat. Seine k. k. Hoheit, der Erzherzog Carl bezeugte dem General Kray über den ersochtenen Sieg seine ganze Zufriedenheit und schickte Dero eigenen Adjutanten, den Oberlieutenant Seethal mit dem Siegesbericht und der erbeuteten großen Nationalfahne, nach Wien.

Nach dem Siege bei Kirchheip, begab sich Se. k. k. Hoheit, der Erzherzog Carl, mit dem größten Theile der Armee nach Mainz. Die Generale Wartenleben und Kray aber blieben mit 30,000 Mann zurück. Allein diese Theilung der Streitkräfte, begann jetzt auf das Heil der wackern Kämpfer sehr nachtheilig zu wirken. Die zurückgelassenen 30,000 Mann vermochten der feindlichen Macht von 90,000 Mann, nicht zu widerstehen. Der General Jourdan erhielt Verstärkung und so setzte er am 2. Juli bei Bendorf über den Rhein. Dort stand der kaiserliche General Finck, aber er mußte dem Feinde das Feld räumen. Der General Kray ward gezwungen, ungeachtet aller seiner Einwürfe und Gegenvorstellungen, bei Siegen, die Kalkensteiner Gebirge zu beziehen. Am 11. Juli wurde er von Jourdan mit 36,000 Mann angegriffen; das Gefecht dauerte zwei Stunden lang: doch Kray gewährte es, daß er bei einer längern Gegenwehr ganz unterge-

hen mußte und er zog sich daher in der größten Ordnung, wobei er noch den Rückzug der Armee gegen Weglar geschützt hat, nach Dillenburg zurück. Am 9. Juli hohlte ihn bei dem Dorfe Ober-Merlin, die feindliche Avantgarde ein und wurde bald von drei feindlichen Divisionen, deren jede 12,000 Mann zählte, angegriffen. Das Gefecht wehrte bis zum Einbruche der Nacht. Kray kämpfte tapfer, er schlug den Feind, nahm 400 Gefangene und zog sich nach Friedberg zurück. Hier wurde am folgenden Tage das Treffen von dem Feinde erneuert. Jetzt aber rückte zu Kray's Unterstützung, die Hauptarmee vor, er zog sich unter dem heftigsten Kanonensfeuer zurück und vereinigte sich mit ihr. Hierauf wurde das Gefecht fortgesetzt und der Feind ganz in die Flucht geschlagen. Allein, der hie und da über den Feind ersöchtenen Siege ungeachtet, betrafen die kaiserl. Armee doch verschiedene große Unglücksfälle und sie mußte sich endlich ganz zurückziehen. Der Rückzug ging über Bamberg, Forchheim, Neulirch, Henning, Effelberik, Amberg, Sulzbach und Schwarzenfeld. Der General J. M. E. Kray hatte ihn auf das tapferste gedeckt gehabt. Dabei mußte er noch mehrere Gefechte, als bei dem Kloster Döres, bei der Burg Eberach und bei Hochstädt, mit dem Feinde bestehen: aber er siegte überall. Gegen jene zwei blessirten Offiziere, die er dem Feind überlassen mußte, nahm er ihm deren 20 gefangen. Außerdem rettete er noch 3400 Fässer Mehl, die er nach Böhmen transportiren ließ.

Am 3. September ging Kray bei Schwarzach über den Mayn und schlug bei Dettelbach den Feind. Er zerstreute ihn ganz und machte 1000 Gefangene. Nach einigen Tagen darauf schlug er bei Aschaffenburg, den General Ernouf, der von Frankfurt aus, mit einer Truppenabtheilung vom Marceauschen Corps, dem General Jourdan, zu seiner Unterstützung entgegen gezogen war. Ernouf wehrte sich tapfer, insbesondere da er sich, die Mayn brücke zu gewinnen bemühte, die ihm aber Kray entrißten hat.

Mehrere Hunderte von den Feinden, fanden bei diesem Gefechte ihren Tod in den Fluthen des Maynflusses. Zu Gefangenen wurden 600 gemacht und die übrigen flohen nach Frankfurt zurück. Die Niederlage der Franzosen nöthigte auch den General Marceau zum Rückzug. Am 8. September entfernte sich der Feind ganz von Frankfurt.

Inzwischen behauptete sich der General Jourdan wieder hinter der Lahn; sein Hauptquartier hatte er in dem Kloster Altenburg, unweit Wezlar. Der General F. M. L. Kray, eilte sogleich mit der Avantgarde herbei, fiel ihm in die Flanke und den Rücken, entriß ihm die Städte Gießen und Wezlar und jagte ihn am 12. September über den Lahnfluß. Am 16. September wurde er von ihm in Verbindung mit dem Erzherzoge Carl, in den Ebenen von Limburg und Dieß, wieder geschlagen; er verlor 4000 Mann. Hierauf setzte er in Eile über die Sieg und glaubte in der Gegend von Ultkirchen sich wieder zu sammeln: allein der am 20. September erfolgte Tod des Generals Marceau (der in der Schlacht bei Ultkirchen, am 19. September von dem General Hoße angegriffen, tödtlich verwundet wurde) benahm ihm allen Muth und er zog sich schnell über den Rhein zurück.

Der Fall des Generals Marceau, brachte unter den Feinden eine große Verwirrung hervor. Sie flohen bestürzt davon, sammelten sich aber wieder bald unter dem Commando des Generals Cartelvers, bei Hadersdorf und Neuwied. Sie hatten hier die beiden Brücken besetzt gehabt. Allein am 25. September griff sie Kray an; er zwang sie ihre feste Stellung in Hadersdorf und Trilk zu verlassen und eroberte die Stadt Neuwied, die aber später nach einer Übereinkunft mit dem General Bernadotte für neutral erklärt wurde.

Nun erfolgte ein beinahe fünf monatlicher Waffenstillstand. Binnen der Zeit aber fielen in Italien und Tyrol manche Unglücksfälle vor, die den Wunsch allge-

mein rege machten, daß der Waffenstillstand verlängert werden möchte. Zu diesem Ende erhielt der General Kray am 8. April 1797 von dem Ober-Rheinischen Armee-Commando den Befehl um die Verlängerung desselben bei dem General Hoche anzuhalten. Dieß geschah; es wurde ein Courier nach Paris abgeschickt: allein der Bescheid, auf den Kray mit Ungeduld wartete, blieb lange aus. Inzwischen hatte der feindliche General Desfayre am 13. April den Waffenstillstand aufgekündigt gehabt. Die Macht des Feindes war außerordentlich groß. Vierzigtausend Mann, unter den Befehlen des commandirenden Generals Hoche, zogen sich zwischen Coblentz und Bonn zusammen. Ein anderes 10,000 Mann starkes Corps, unter Championet, postirte sich bei Düsseldorf und ein drittes, das 15,000 Mann zählte und das die Reserve bildete, lagerte sich bei Kaiserslautern und Kreuzenach. Die kaiserliche Armee, die nur aus 25,000 Mann bestand, versammelte sich bei Hagenburg und wurde hier in mehreren kleineren Corps aufgestellt. Am 17. April besetzte der General Hoche die Cavallerieposten und den Brückenkopf bei Neuwied. Am eben dem Tage erhielt der General Kray, von dem commandirenden General F. M. L. von Bernet, zwei schriftliche Befehle, in welchen ihm gebotten wurde, dem Feind aus allen Kräften den Übergang über den Rhein zu verwehren, wegen der Wichtigkeit des Postens für seine Person von seinem Orte nicht zu weichen und ihm bei der Durchsetzung seines Vorhabens gegen den General Championet hilfreiche Hand zu leisten. Kray'n standen nicht mehr als 4000 Mann zu Gebote; er beschloß aber mit dieser kleinen Macht, gegen die, ihm gegenüber in den stärksten Verschanzungen stehende feindliche Armee von 40,000 Mann, das Äußerste zu wagen. Jetzt verlangte der General Hoche, die Übergabe der Festung Ehrenbreitstein und den Rückzug der Armee über die Lahn. Diese Forderung des übermüthigen Feindes, erbitterte den Gene-

ral Kray so sehr, daß er ihn augenblicklich angegriffen hat. Es entstand ein mörderisches Gefecht. Zwei Stunden lang widerstand Kray bei dem heftigsten Kanonenfeuer der Allgewalt des Feindes und nur dann, als derselbe nach erhaltener Verstärkung seine beiden Flügel überflügelte hatte, zog er sich nach Dierbach zurück. Doch auch auf seinem äußerst gefährvollen sechsständigen Rückzuge noch, suchte er dem Feinde manchen empfindlichen Schlag beizubringen. In Dierbach vereinigte sich Kray mit dem Corps des Generals F. M. L. Grafen von Riesch. Von hier begaben sich dann beide, nach einer von dem Commandirenden G. Vernek erhaltenen Ordre nach Hagenburg. Auf ihrem Zuge dahin hatten sie bis Höchstebach mit dem Feinde mehrere Gefechte zu bestehen.

Am 19. April verließ die kaiserliche Armee Hagenburg und zog sich nach Neukirchen hin. Kray führte die Avantgarde an und hatte den ganzen Tag über mit dem Feinde zu kämpfen. Am 20. April entwickelte sich bei Herborn ein sehr blutiges Gefecht, das zur Deckung des Rückzuges der Armee sehr viel beitrug. Kray folgte am 21. April der Armee von Wehlar nach Münzenberg nach und wurde bei Gießen angegriffen. Er vertheidigte sich aber tapfer, schlug den Feind in die Flucht und nahm den General Ney, der die Avantgarde anführte, gefangen. Am 22. schlug sich Kray mit dem Lesèvre'schen Corps vor den Thoren der Stadt Frankfurt. Wenig hatte es gefehlt, so wären die Franzosen in die Stadt eingedrungen: aber in eben den Augenblicken, als der Siegesgott für sie entscheiden sollte, traf von dem General Buonaparte ein Courier mit unterzeichneten Friedenspräliminarien ein. Seine Erscheinung machte sowohl dem Gefechte, als den gegenseitigen Feindseligkeiten ein Ende. — Am 23. April erhielt der General Kray von dem F. M. L. Vernek den Auftrag, sich zu dem General Hoche zu verfügen, um mit ihm über den Waffenstillstand und den Cordou

das Nöthige zu verabreden. Die feindlichen Generale bestanden auf Neutralität der Stadt Frankfurt und zur Gränze wollten sie den Ringing-Fluß haben. Doch durch Kray's Vermittelung ward die Nidda, von ihrem Ursprunge an bis zu ihrer Mündung in den Mayn, als Gränzlinie festgesetzt. Es wurden hierüber auch sogleich von den commandirenden Generalen, die gegenseitigen Dokumente ausgewechselt.

Das Geschäft der Regulirung des Gränz-Cordons ward in Frankfurt betrieben. Bei dieser Gelegenheit, äußerten die gesammten französischen Generale ihr mächtiges Erstaunen über Kray's Kühne Angriffe und gewagte Retirade durch ihre Colonnen. Sie erklärten: sein Kampf gegen ihre große Armee mit einer so geringen Anzahl Krieger und sein muthvoller Rückzug, gereiche ihm mehr zum Ruhm und zur Ehre, als ihnen alle Siege und die mit denselben erfochtenen Vortheile, zur Ehre gereichten. Allein trotz dieses hohen Rufes, in welchem Kray sogar bei dem Feinde, als einer der ersten Kriegshelden stand, wurde er doch, seiner letzten Handlung wegen, die er in den Gefilden Bellona's vollzog, mit dem commandirenden General Verneil, vor das Tribunal einer Kriegs-Commission vorgefordert, die in Heidelberg niedergesetzt wurde. Der angeklagte und beschuldigte Kray rechtfertigte sich zwar hinlänglich durch die Vorzeigung der Originalbefehle, nach welchen er verfahren ist: allein es wurde über ihn doch das Strafurtheil eines vierzehntägigen Arrestes ausgesprochen. Dieß hörte der Erzherzog Carl, er verwendete sich sogleich für den Helden und durch seine Interposition ward die über ihn dictirte Strafe dahin abgeändert, daß er binnen einer Zeitfrist von zwei Wochen, aus der Stadt Mainz nicht gehen sollte. — Daß diese Verleumdung seiner Kriegsverdienste, den General Kray sehr geschmerzt haben mag, läßt sich leicht denken; er verbath sich daher auch die Ehre, die ihm der Rath der Kriegs-Commission zugebracht hat, daß er bei der Armee in Italien ange-

stellt werden sollte. Er kam jetzt vielmehr wieder um Pensionirung und eine Anstellung in Ungarn ein. Allein der Hofkriegsrath decretirte, daß ihm Sr. Majestät der Kaiser zwar erlaube, auf eine kurze Zeit nach Ungarn zu gehen, um sich dort von den erlittenen Kriegsstrapazen zu erholen: doch müsse er sich dann zur italienischen Armee versügen. Dieser Entscheidung zu Folge, reiste er nun am 26. October, über Wien nach Pesth ab.

In seinem Vaterlande verweilte Kray kaum volle drei Monathe. Zu Anfange des Jahres 1798, um auf seinen Posten sich hinzubegeben, versügte er sich nach Wien und von hier dann, nach einem kurzem Aufenthalt, nach Görz. In Görz angelangt fand er die von dem General F. J. M. Wallis gemachte Disposition, die ihm geböth; alldort mit dem Reserve-Corps zurückzubleiben. Allein von Sr. Majestät dem Kaiser erhielt er bald durch einen Courier den Befehl, daß er sich ungesäumt in das Venetianische versügen sollte. Die Armee machte rasche Schritte vorwärts. Kray langte in Vicenza an und hier widerfuhr ihm die Ehre, sowohl von der Provinz als der Stadt, im Namen des Kaisers die Huldbigung anzunehmen. Dies geschah am 23. Februar. Auf das lobenswürdigste hatte sich Kray bei dieser Handlung ausgezeichnet gehabt. Kraftvoll und schön, war die Rede, die er an die Deputation des Suberniums von Vicenza und Bassano gehalten hat. Voller Würde erwiederte Kray's Anrede der Präses der Deputation, Graf Luigi Squarici. — Am 12. October erhielt Kray dieser Handlung wegen in Vicenza, zu seiner Auszeichnung, von dem heil. Vater von Florenz aus, wo er jetzt in der Verbannung lebte, auf der Post in Begleitung eines sehr schmeichelhaften Schreibens, ein Breve zu einem Hausoratorium. Aus Vorsicht aber im Fall das Breve auf der Post verloren gehen möchte, sandte er einen seiner Prälaten persönlich, mit einem Duplicat davon an ihn ab. Der Pabst erhob Kray's militärische Talente im höchsten Lobe. Durch diese Gunst und Gnadenbezeugung

des heiligen Vaters, fand sich Kray sehr geehrt und in seinem Gemüthe getröstet.

Das Obercommando über die Heeresstruppen in Itálien, führte jetzt der Prinz von Dranien, ein sehr großer Freund und Verehrer Kray's. Allein dieser ging unvermuthet am 6. Jänner 1799 mit Tode ab, da er kaum noch ein Alter von 26 Jahren erreicht hatte. Nach ihm erhielt das Obercommando der General F. M. L. Freiherr von Mèlas. Indessen aber, bis Mèlas eingetroffen war, führte als Interims-Cheff das Commando; Kray. — Die Kaiserlichen hatten gegen ihre Feinde von mehreren Seiten zu kämpfen. Außer in Itálien mußten sie sich gegen ihre Angriffe auch noch am Rhein; in der Schweiz und in Graubünden vertheidigen; Der F. M. L. Kray zog nun in aller Eile die bis Grätz zerstreut gewesene Armee zusammen und stellte sie am 20. März (1799) in vier Corps an der Adige auf. Sie zählte 50,000 Mann. Indessen erlitt der General Baron von Auffenberg in Graubünden eine totale Niederlage; er wurde fast ganz ausgerieben und gefangen genommen. In Itálien richtete der Feind seine Blicke auf Verona und das Etschthal, welches von dem rechten Flügel der Armee beschützt wurde. Als Kray von dem Vornehmen des Feindes Kunde eingezogen hatte, concentrirte er die Armee bei Verona und Legnago. Am 26. März rückte der Feind unerwartet bei Verona, Legnago und Pastrengo vor und griff mit Sturmesgewalt die Vorposten an. Allein Kray schlug ihn bei Legnago in die Flucht und verfolgte ihn mit gezücktem Schwerte, bis Isola della Scala. Der verwegene Feind verlor 1000 Mann an Todten und 600 an Gefangenen. Während Kray dem Feind nachsetzte, hörte er, daß das von den Franzosen bei Verona angegriffene Corps unglücklich focht; und daß es sich genöthigt fand, über die Etsch zurückzuziehen. Auf diese Nachricht ließ er von dem Verfolgen des Feindes sogleich ab, kehrte um und eilte den Bedrängten noch in derselben Nacht mit seiner Colonne zu Hilfe.

Er kam noch zeitlich genug an. Der geschlagene feindliche General verlangte einen 48stündigen Waffenstillstand, um die beiderseitigen Todten begraben zu können; es wurden ihm aber nur 24 Stunden bewilligt. Jedoch die Zeit des eintägigen Waffenstillstandes war noch nicht vorüber, als der Feind schon in der ersten Frühe am 29. März, mit 20,000 Mann bei Pastrengo auf den beiden Brücken über die Etsch setzte, alle Vorposten dort angriff und mit zwei Colonnen, eine halbe Stunde weit von Verona in die Flanke der kaiserlichen Truppen fiel. Der F. M. L. Kray, der diese List von dem Feinde nicht vermuthet hat, verlor seine Geistesgegenwart nicht. Festen Muthes griff er in zwei Colonnen den vermessenen Feind an und schlug und verfolgte ihn bis an die Brücken, die zum Theil angezündet, zum Theil aber abgetragen und an das diesseitige Ufer gezogen wurden. Eilfhundert wurden gefangen und eben so viele von den Fliehenden auf ihrer Flucht getödtet. Durch diesen Sieg, ward nun wieder, die früher von dem Feinde gestörte Communication mit Tirol hergestellt. Der Feind schwebte in großer Furcht, denn er verließ noch in derselben Nacht seine Position bei Pastrengo und zog sich bis an den Tanaro-Fluß zurück. Die kaiserlichen Vorposten traten bis Villa Franca vor.

Kray beschloß den Feind zu verfolgen; er setzte daher am 2. April über die Etsch und lagerte sich vor Verona. Der rechte Flügel dehnte sich bis S. Lucia und der linke bis Lomba aus. Am 3. unritt er den Feind bei Pastrengo und Magnano, um seine Stellung auszuspähen und nahm sich vor ihn am folgenden Tage anzugreifen. Dieß nämliche führte auch der Feind im Schilde, am nächstfolgenden Tag den wackeren General Kray zu überfallen. Um 5 Uhr in der Frühe machte er seine Truppen mobil; in eben der Stunde rückte auch Kray vor. Das Gefecht begann, es dauerte einen ganzen Tag; Kray siegte und der Feind mußte sich nebst einem Verlust von vieler Kriegsmunition und 5000 Gefangenen, in Schnelligkeit über den Mincio zurückziehen.

Unbeschreiblich groß war der Jubel des Volkes, bei dieser so glücklich durchgeführten Unternehmung Kray's und laut verkündeten die Lobgedichte und Inschriften, die auf die von ihm bis jetzt erfochtenen Siege verfertigt wurden, seinen Heldenruhm. Überall, wohin er sich nur wendete, erwies man ihm alle Ehre und überall pries man ihn als den Befreier Italiens. Die Feinde nannten ihn den Schrecklichen — des Kriegsgottes geliebten Sohn. Von Sr. K. K. Hoheit dem Erzherzoge Carl, erhielt er zwei Briefe voll des gnadenvollsten Inhaltes. Der Conferenzminister, Baron von Thugut gratulirte ihm in einem Schreiben auf das herzlichste und von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige wurde er zum Feldzeugmeister ernannt.

Bald nach diesen frohen Ereignissen, ward dem General F. J. M. Baron von Kray der Auftrag ertheilt, sich der Stadt Brescia zu bemächtigen. Er that dieß und eroberte in kurzer Zeitfrist die Stadt. Der Feind floh vor seinen Waffen und er verfolgte ihn bis an den Ogliofluß. Hier übergab ihm der General F. M. Melas das Commando über die Belagerungsarmee. Am 25. April rückte er mit dem für Peschiera bestimmten Belagerungs-Corps gegen Valegio und traf schleunigst alle Anstalten zu dessen Belagerung. Zur Einschließung von Mantua detachirte er den General Els nig. Am 4. Mai stand Kray vor der Festung Peschiera und schickte sich zur Bombardierung derselben an. Er forderte aber zuvor noch den feindlichen Commandanten zur Capitulation auf. Diese erfolgte; sie wurde in Gegenwart des russischen Großfürsten Constantin auf dem Festungsglaciß abgeschlossen. Ihren Bestimmungen gemäß zog die 1500 Mann starke Garnison ab, mußte aber 90 Kanonen, 13 bewaffnete Schiffe und 14 blecherne Pontons nebst mehreren andern Kriegsvorräthen zurücklassen. Am 7. Mai näherte sich das Belagerungs-Corps der Festung Mantua bis Roverbella. Am folgenden Tage wagte der Feind aus ihr einen Ausfall, er wurde aber hart zurückgeschlagen. Gegen die

Festung Ferrara, um sie zu bestürmen, hatte Kray den General Klenau abgesandt, sie ging am 24. durch Capitulation in den Besitz der Kaiserlichen über. Alle diese Triumphe, von dem F. Z. M. Kray errungen, hatten ein entscheidendes Gewicht und sie allein verliehen dem russischen General F. M. Grafen von Soubarow, die Kraft, daß er stark genug war in das Innere der Lombardie zu dringen, wo er dann in der Zeitfrist von einem Monath, die von Buonaparte dort seit zwei Jahren gegründete cisalpinische Republik zerstört hat.

Noch immer bis jetzt belagerte Kray, Mantua; nachdem aber der feindliche General Macdonald seine Stellung näher zu Modena genommen hatte, so erhielt er den Befehl die Belagerung aufzuheben und nur die zur Blokierung der Festung erforderlichen Truppen dort zurückzulassen. Er schickte daher das Belagerungsgeschütz zurück, ließ alle Brücken über den Po abnehmen und setzte sich mit einem Corps von 10,000 Mann, am linken Po-ufer fest, um den General Macdonald zu beobachten, seinen Übergang über den Po zu verhindern und die Blokade von Mantua zu beschirmen. Bald kam es in den Tagen des 17, 18. und 19. Juni zwischen ihm und dem Feinde zu den blutigsten Gefechten. Kray besiegte ihn aber immer. Nun beschloß er, aus Erwägung daß Mantua, Italiens stärkstes Bollwerk sey; die Übergabe dieser Festung auf das schnellste und aus allen Kräften zu betreiben. Er besorgte daher, daß 600 Kanonen zusammen gebracht wurden. Am 4. Juli langte bei ihm der General Otto mit Verstärkung an. Nun legte Kray Hand an's Werk. Den Anfang machte er mit der Erstürmung und Zerstörung des stark besetzten Ceresathurmes und der dortigen Schanzen und Schleusen. Bis zum 21. Juli war dieß alles glücklich vollzogen. Der Feind wurde immer mehr und mehr in die Enge getrieben und er gerieth von Tag zu Tag in größere Verlegenheit. Am 27. Juli soberte Kray den feindlichen Commandanten durch den Major Orlandini, vom Génie-Corps, zur Übergabe der Festung auf. Im Fall er

aber, ließ er ihm durch den genannten Major vermelden, seiner Aufforderung nicht Gehör gegeben würde, so wolle er dieselbe mit Sturm einnehmen. Der Commandant bath sich Bedenkzeit aus, um einen Kriegsrath abhalten zu können. Am 29. Juli erfolgte endlich, nach einer dreimonathlichen Belagerung die erwartete und gewünschte Capitulation. Ihren Beschlüssen zu Folge wurde die ganze 12,000 Mann starke Besatzung, Kriegsgefangen gemacht und die Festung ging mit allen Kriegsvorräthen in die Macht der Kaiserlichen über. Es wurden mit derselben zehn Fahnen und 665 Kanonen erobert. — Mantua besaßen die Franzosen drei Jahre lang, nämlich von dem Zeitpuncte an, als sich der General Graf Wurmsler, von Hunger gedrängt, nach einer eilfmonathlichen Belagerung; an Buonaparte ergeben mußte. Als der General Souvarow von der Einnahme Mantua's Nachricht erhielt, fiel er auf seine Kniee nieder und bethete lange zu Gott. Die Nachricht nach Wien von der Einnahme, brachte der Genie-Major Fuhrmann und ihm folgte nach zwey Tagen dahin, mit den eroberten Ehrenzeichen, der Flügeladjutant Major Kray.

Sogleich wie die Festung erobert worden war, pflanzte Kray auf ihren Wällen die kaiserliche Siegesfahne auf. Zur Belohnung seiner Heldenthat erhielt er die Inhabersstelle des Anton Esterhazy'schen Infanterie-Regimentes.

Hohe Freude und hohes Frohlocken verbreitete der durch die Wiedereroberung Mantua's ersodtene Sieg durch alle Staaten Osterreichs. Befohlen wurde aber auch von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige, dieses Sieges wegen überall Freuden- und Dankfeste zu feiern. Der Tag dazu war auf den 1. September festgesetzt. — Auf eine recht herzliche und erhabene Art, wurde insbesondere dieses Siegesfest in Kásmarek, der Vaterstadt des hochgepriesenen Helben, durch die vielen Innschriften gefeiert, die zur Erhebung seines Helbenruhmes zum Vorschein kamen und die bei voller Illumination der Stadt, sowohl

auf der, vor dem Rathhause errichteten Pyramide, als an dem Hause, in welchem Kray das Licht der Welt erblickt hat, zu lesen waren.

Der Verlust der Festung Mantua, war für den Feind, einer der empfindlichsten Schläge, die er erlitten hat. Er zog sich jetzt zurück und Kray beschloß ihn zu verfolgen. Daher verfügte er sich, den von dem General Souvarow getroffenen Dispositionen zu Folge, am 4. August über Alessandria nach Frassonaro. Nach Verlauf von einigen Tagen griff er den auf den Anhöhen von Novi postirten Feind, auf seinem linken Flügel an. Es entspann sich das blutigste Gefecht, das nur mit Sonnenuntergang sich endigte. Der Feind wurde hart auf's Haupt geschlagen, er ergriff die Flucht und zog sich gegen Genua und Savonna zurück. Während dem Gefechte, erhielt Kray am rechten Arm einen Streifschuß: doch nachdem ihm die Wunde verbunden wurde, stellte er sich wieder an die Spitze seiner tapfern Streitecohorte. Der Feind erlitt einen großen Verlust. Der en Chef kommandirende General Joubert blieb auf dem Kampfsplatze; ferner wurden nebst 3000 Mann auch die Generale Grouchiere, Perignon und Bardou gefangen genommen. Die Kaiserlichen zählten 5000 Todte und Blessirte.

Am 9. September griff der feindliche General Moreau, mit einem Heere von 25,000 Mann die Kaiserlichen an. Kray schlug ihn aber so sehr, daß er die Flucht ergreifen mußte. Nach zwei Tagen ergab sich in Folge des jetzt errungenen Sieges auch die Festung Tortona an die Sieger. Am 17. schlug Kray den Feind wieder vor den Thoren der Stadt Fossano und setzte ihn bis Cuneo nach. Hierauf erfolgten mehrere kleine Gefechte, bis endlich am 7. Dezember auch Cuneo gewonnen wurde. Durch die Behauptung dieser letzten Festung, ward nun das ganze Piemontesische Gebieth von den Franzosen befreit.

Nach diesen glücklich erkämpften Siegen, begab sich Kray mit einem Theil seines Kriegsvolkes, nach Tu-

ein. Ihm folgte bald auch der commandirende General Melas nach, der dahin das Hauptquartier verlegte. Jetzt aber ward Kray von Sr. Majestät dem Kaiser nach Wien berufen. Er machte sich ungesäumt auf und traf dort am 15. Jänner 1800 ein. Hier wurde ihm durch ein eigenhändiges Handbillet, da Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Carl erkrankte, am 25. Februar das Armeecommando in Teutschland übertragen. Zugleich erhielt er auch am 28. Februar zur Belohnung seiner bisherigen Kriegsverdienste, die im Batscher Komitate liegende und auf 186,000 Gulden geschätzte Kammeralherrschaft Topolya.

Von Wien entfernte sich Kray am 5. März und nahm seinen Weg nach München, wo er am 9. eingetroffen war. Hier hatte er mit dem englischen Minister Lord Winlheim, eine Unterredung in Hinsicht der zugesicherten 12,000 Mann, bairisch-englischen Auxiliartruppen. Kray war mit dem Bescheid des Ministers nicht ganz zufrieden. Das Hilfs-Corps war noch ganz und gar nicht organisiert. Von München begab er sich nach Augsburg, um hier die im englischen Solde stehenden zwei Schweizer-Regimenter in Augenschein zu nehmen. Auch diese waren noch nicht ganz und vollkommen aufgestellt. Am 13. traf er endlich in Bregenz und am 17. in Eschingen ein, wo sich das Hauptquartier befand. Hier übergab ihm am 20. März der Erzherzog Carl das Ober-Commando. Als dies der F. J. M. Kray erhalten hatte, erließ er sogleich eine kraftvolle Proclamation an die Armee, in der er sie zum Muth und zur Ausdauer im Kriege, aufgefordert hat.

Die Franzosen, die sich jetzt den Kaiserlichen im Felde entgegen stellten, verstärkten von allen Seiten her ihre Heeresmacht. Bei Straßburg versammelten sich 25,000, in der Gegend von Basel eben so viel und bei Neu-Breisach 20,000 Mann. Zu diesen Truppen sollten noch 60,000 Mann stoßen, die sich unter dem Commando des ersten Consuls Buonaparte bei Dijon versammelt hatten. Die Armee des F. J. M. Kray,

war auf keinen Fall so stark. Er erwartete aber von dem kommandirenden General Melas, 30,000 Mann. Allein diese erschienen nicht. Melas berichtete dem Feldzeugmeister, nachdem dieser sich nach vergeblichen langem Haaren, an ihn mit einem Schreiben gewendet hatte, er könne ihn nicht unterstützen, weil er in Italien selbst mit unendlichen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hätte. Mit der Ausrüstung der Auxiliärsvölker in Teutschland, ging es auch sehr langsam und schlecht von statten. Sie erschienen zum größten Theil gar nicht auf dem Kriegsschauplatz. Durch diese widrigen Ereignisse ward nun die Lage, in der Kray sich jetzt befand, sehr verschlimmert und der zu beginnende Feldzug, both den wenigen schlagfertigen Kriegern, die traurigsten Aussichten dar. An ein offensives Verfahren gegen den um vieles stärkern Feind, war gar nicht zu denken. Indessen that Kray der Entschlossene was er vermochte und was in seinen Kräften stand. Er versammelte die Armee im Lager bei Billingen und Donaueschingen. Am 27. April setzte sich der Feind gegen die Kaiserlichen in Bewegung und am 6. Mai kam es bei Möskirchen zu einem der blutigsten Treffen. Den Löwen gleich sochten zwar die Kaiserlichen: doch sie mußten der feindlichen Übermacht weichen und sich immer mehr und weiter, da sie hart gedrängt wurden, zurückziehen. Am 12. Juli traf endlich von Sr. Majestät dem Kaiser, bei der Armee der Befehl ein, nach welchem dem F. J. M. Kray gebothen wurde, mit dem feindlichen General Moreau, eines Waffenstillstandes wegen in Unterhandlungen zu treten. Dieser kam am 13. Juli in Hohenlinden zu Stande. Hierauf wurde zu Uttingen in Baiern, das Hauptquartier bezogen, wohin sich auch das Reserve-Corps verfügt hat.

Kray verweilte im Hauptquartier und hier kam ihm am 26. August, von Sr. Majestät dem Kaiser, ein Handschreiben zu, in welchem ihm angedeutet wurde, das bis jetzt geführte Ober-Commando dem General F. M. L. Kollowratz zu übergeben und sich nach Ungarn auf

sein Landgut zu verfügen. Nach einem von dem Hofkriegsrathe später erfolgten Dekrete, wurde er mit einem jährlichen Gehalt von 8000 Gulden, in Pensionsstand versetzt.

Ohne Zögern übergab Kray nach zwei Tagen, das Ober-Commando und trennte sich am 30. August von den Schaaren seiner tapfern Kampfgenossen. In seinem Vaterlande eingetroffen, hielt er sich wechselweise bald in Lopotya, bald in Pesth auf. Und auf dem letztern Orte war es, wo ihn im Jahr 1804 am 19. Jänner der Tod ereilt hat. Er starb 69. Jahre alt, an den Folgen eines Nervenfiebers. Sein enteelter Körper ruht in der Gruft der Pesther Stadtpfarrkirche.

Kray der Tapfere diente seinem Vaterlande als Krieger, durch eine Reihe von 48 Jahren. Welche glänzende Thaten er auf seiner langen militärischen Laufbahn vollzogen hat, enthüllet die kurze Beschreibung seines Lebens. Ganz zur Last hat die Welt ihm die Schuld von den Unglücksfällen gelegt, die aus dem letzten Feldzuge gegen die Franzosen in Teutschland, wo er die Würde des Ober-Commando's über die Armee bekleidete, hervortraten. Doch erwägt man die Übermacht des Feindes, das Ausbleiben der versprochenen Hilfstruppen und andere Umstände, die bei der Eröffnung des Feldzuges eintrafen und die den Rückzug nothwendig machten; so könnte wohl manches zu seiner Entschuldigung angeführt werden. Aber das Unglück hat den Helden einmahl verfolgt gehabt, und so durfte — konnte es nicht anders seyn. Jedoch, daß Kray, von dem Eifer durchglüht, treu seinem Monarchen zu dienen, sich alle mögliche Mühe gegeben hat, den von ihm gehegten Erwartungen ganz zu entsprechen, legen unter andern offenbar an den Tag, sein geschickter Rückzug über die Donau bei Sigmaringen, ferner sein tapferer Widerstand bei Nördlingen und endlich die von Sieg begleiteten Gefechte bei Engen. Zwischen der Iller und Riesch, bei Mindelheim, Weissenhorn, Krummbach und Landsbut.

Andreas Jonas Szirbész.

Szirbész wurde im Jahr 1732 zu Kirchdorf geboren. Sein Vater Samuel Szirbész verwaltete an der dortigen evangelischen Gemeinde das Amt eines Predigers. — Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erhielt Szirbész in der Topfchauer Schule. Sein Lehrer war hier der verdienstvolle Rector Georg Gotthard. Später besuchte er die Schulen in Gömör, Leutschau und Pressburg. Nach Pressburg kam er im Jahr 1749 wo er bis zum Jahr 1752 verblieb und seine Studien; mit rastlosem Fleiße unter dem berühmten Rector Johann Tomka Szafty fortsetzte.

Szirbész widmete sich dem geistlichen Stande. Um daher seine theologischen Wissenschaften beendigen zu können, ging er im Jahr 1755 nach Halle, wo er sich drei volle Jahre aufhielt. Im Jahr 1756 kehrte er in seine Heimath zurück und wurde gleich nach seiner Ankunft von dem Jgloer Prediger, Joh. Christian Anders mit der Aufforderung beehrt, ihn indessen bis er eine öffentliche Anstellung erhalten werde, bei seiner Amtsführung, da er schon sehr alt und kränklich war zu unterstützen. Willig erfüllte Szirbész die Bitte des Greises und er gründete durch seine Bereitwilligkeit bald sein Glück. Er gewann durch die geleistete Anshilfe die schönste Gelegenheit, sich als ein geschickter Mann, die Gunst und das Vertrauen der Gemeinde zu erwerben. Inzwischen starb der verdienstvolle Poprader Prediger, Samuel Augustini ab Hortis. Die verwaiste Gemeinde wendete sich an den Candidaten Szirbész und er wurde von ihr nach abgehaltener Probepredigt einstimmig zu ihrem Seelsorger gewählt und berufen. Al-

lein eben in den Tagen, als Czirbesz sich nach Poprad versüßt hat um von dort zur Ordination zu fahren, starb Anders in Jglo. Unverzüglich eilten nun die Jgloer nach Poprad, um den Mann zur rechten Zeit zu bekommen, dem sie alle mit reiner Liebe zugehan waren. Die Erscheinung der Jgloer war den Popradern gar nicht angenehm und sie sträubten sich auch sehr, auf ihre Forderung, ihnen den zu ihrem Prediger berufenen Candidaten herauszugeben: allein sie vermochten sich in dem Besitze desselben nicht zu behaupten. Die eifrigen Jgloer, in dem Glauben auf Czirbesz'n ein größeres Recht und mehrere Ansprüche zu haben, bebienten sich am Ende der Gewalt und flohen mit ihm davon. Um 16. Mai des Jahres 1757 erhielt Czirbesz in Kásmark von dem Superintendenten Elias Fischer, die Weihe.

Freudigen Muthes trat Czirbesz sein Predigtamt an und ruhmvoll verwaltete er dasselbe. bis zum Jahr 1787 allein und ohne einen Gehülfsen. Jetzt aber änderte sich manches unter den Evangelischen in Ungarn durch das wohlthätige Josephinische Toleranzedikt. Es verschwand aus ihren zahlreichen Reihen die große Furcht, die sie bis jetzt zurückgehalten hat, frei und öffentlich, Gott nach ihren religiösen Grundsätzen zu verehren. Die Morgenröthe einer bessern Zeit, als ihre unglücklichen Väter verlebt hatten, ging ihnen auf. Ihre Rechte und Freiheiten, nachdem das Licht der Wahrheit hie und da die Finsternisse der Vorurtheile verdrängt hat, begannen allmählig sich auszudehnen und am Umfange zuzunehmen. In den schon bestandenen Gemeinden vermehrten sich von Tag zu Tag die Mitglieder; ja es bildeten sich mehrere ganz neue Gemeinden. Wie nun die Zahl der Protestanten auf diese Art sich durch immer neuen Zuwachs von Gläubigen vergrößert hat, so vermehrten und vergrößerten sich auch die Geschäfte derer, die bis jetzt als Religionslehrer, an der Förderung ihres Seelenheils, gearbeitet hatten. Die Nothwendigkeit mehrerer Arbeiter in den Weinberg des Herrn zu senden,

wurde immer fühlbarer: denn die Kräfte einzelner Individuen, vorzüglich in großen Muttergemeinden reichten nicht hin, den heiligen Pflichten der Seelsorge vollkommen Genüge zu leisten. Dieß war der Fall auch in Zglo. Czirbesß war nicht im Stande in eigener Person auf allen Seiten sowohl in der Muttergemeinde als in den Filialen, unter welchen Palmsdorf, Marksdorf und Schmögen die stärksten waren, so wie es sein Beruf erforderte, gehörig zu wirken und alles zu versehen. Er ging daher das löbl. Kirchen-Inspectorat mit der Bitte an, ihm einen Gehilfen an die Seite zu setzen. Die Gemeinde sah den Grund der Bitte ein und sie hielt ohne Bögern Allerhöchsten Ortes um die Erlaubniß an, einen zweiten Prediger anstellen zu dürfen. Sie erreichte bald ihren Endzweck und so wurde im Jahr 1787 am 9. Mai, Herr M. Michael Gotthard (der bis jetzt noch als ein gründlich gelehrter Mann, mit vielem Segen auf seinem Posten in Zglo fortwirkt) aus Wagendrüffel, als zweiter Prediger berufen.

Als dieß geschah war Czirbesß schon seit vier Jahren Consenior des löbl. und ehro. Seniorates der XIII. Königl. Zipserstädte, dazu im Jahr 1785 gewählt. Senior war der Durander Prediger Andreas Groß; dieser starb im Jahr 1791 und Czirbesß wurde gleich nach seinem Tode, laut Wahl und Zustimmung aller XIII. Gemeinden, mit der Seniorswürde bekleidet, die er auch ruhmvoll bis an seinen Tod behauptet hat. Als Senior stand Czirbesß in hohem Ansehen. Darum wurde ihm auch im Jahr 1808 von dem Districtual-Convente, der Auftrag gemacht, den damals in Speries neugewählten und eingeweihten Superintendenten des Theiser-Districtes, Samuel von Szontagh zu installieren. Czirbesß entledigte sich des Auftrages auf eine höchst ehrenvolle Art zur Zufriedenheit aller, die dem feierlichen Installationsacte beygewohnt hatten.

Czirbesß war in vieler Hinsicht ein sehr berühmter und merkwürdiger Mann. Als Religionslehrer verwal-

tete er sein Amt auf das fleißigste und gewissenhafteste. Seine Predigten, die er sehr faßlich vorzutragen verstand, gefielen allgemein und zu denselben fand sich die Gemeinde immer sehr zahlreich ein. Jegliche seiner Pfarrkinder liebten und schätzten ihn außerordentlich sehr. Seine Art mit ihnen umzugehen war sehr edel. Mit seiner Humanität, als ein Mann von den feinsten Sitten, gewann er die Herzen aller. In dem Umgange mit seinen Freunden, war er sehr vertraulich und voller Hingebung und Güte. An frohsinnigen Unterhaltungen, die seinem geistlichen Charakter nicht zuwider waren, nahm er sehr gerne Theil. Daher litt und sah man ihn sehr gerne in Gesellschaft. Und bedrohte ihn zurweilen der Jorn des Mißgeschickes, so schützte ihn gegen dessen Weh erzeugende Einwirkungen, sein immer aufgewecktes Temperament und seine immer frohe Laune.

Auch als Gelehrter und treuer Verehrer der Musen hatte E z i r b e ß seinen verdienten Ruhm. Der Schatz seiner mannigfaltigen Kenntnisse, war sehr groß. Er schritt durch fleißiges Studiren immer vorwärts und hielt mit dem Fortschreiten der Cultur und Aufklärung gleichen Schritt. Mit mehreren ausländischen Gelehrten stand er im Briefwechsel. Das Fortschreiten der Wissenschaften interessirte ihn sehr und jegliche literarische Neuigkeit machte ihm große Freude. Daher unterhielt er sich, mit den, von den teutschen Universitäten zurückgekehrten Candidaten, außerordentlich gerne; er bestürmte sie mit Fragen und sie mußten ihn mit allem, das ein literarisches Interesse hatte, vorzüglich mit den jedesmaligen Ansichten, die in der Theologie und Philosophie herrschend waren, bekannt machen. Und diese Wißbegierde besaß E z i r b e ß n bis in sein hohes Alter; er las ununterbrochen fort, um aus dem betretenen Geleise nicht zu kommen, Literaturzeitungen und mehrere der neuesten theologischen und philosophischen Schriften. — Die Wissenschaften, zu welchen sich sein Geist vorzüglich und am stärksten hingezogen fühlte, waren: Geschichte, Mineralogie, Heraldik und Numismatik. Von

den Fortschritten, die Ezirbesß durch seine Nachforschungen, in den erwähnten Wissenschaften gemacht hat, sind hohe und herrliche Beweise in den verschiedenen Aufsätzen enthalten, die von ihm verfaßt in mehreren Journalen, vorzüglich in den Wiener Anzeigen, abgedruckt wurden. Auch sind mehrere sehr schätzbare Manuskripte historischen Inhaltes von ihm vorhanden, in welchen insbesondere kirchliche Gegenstände, mit Urtheil und Kritik abgehandelt werden. Diese Handschriften befinden sich in dem Igloer Kirchenarchiv. Die Gemeinde hat sie von den Ezirbesß'schen Erben, käuflich an sich gebracht. Ezirbesß schöpfte bei seinen historischen Arbeiten aus sehr seltenen oder sichern Urkunden, deren er eine große Menge zusammen getragen hat. Die schöne Münz- und Mineralien-Sammlung die Ezirbesß besaß, hat er kurz vor seinem Tode ganz, stück- und theilweise verkauft gehabt. Auch seine herrliche und große Bibliothek kam durch Verkauf auf seinen Betrieb in den Besiß des berühmten Advokaten Andreas von Chazar, der in Rosenau wohnhaft war.

Im Jahr 1813 am 16. Jänner entschlief Ezirbesß, ohne eigentlich recht krank gewesen zu seyn, selig in dem Herrn. Er brachte sein Leben auf 81 Jahre und 36 Jahre hindurch verkündigte er der Igloer Gemeinde, rein und lauter das Wort Gottes.

Martin Schwartzner.

Schwartzner erblickte im Jahr 1759 am 1. März in Käsmark das Licht der Welt. Er war ein Sohn Martin Schwartzners und der Eva, einer gebornen Stenzel. Sehr frühe, noch als Schüler in den untersten Classen, legte Schwartzner die herrlichsten Beweise von den erhabenen Geistesfähigkeiten ab, die ihm in vollstem Maasse die Natur verliehen hat. Er gewann die Wissenschaften außerordentlich lieb und bei der Pflege derselben leitete ihn der größte Fleiß, ein Fleiß der ihn in beständiger Thätigkeit erhielt und der ihm gar keine Zeit, zur Erholung und zu der Theilnahme an einigen Ergötzlichkeiten, vergönnen wollte. Wenn daher seine Mitschüler, bei Spiel und Unterhaltung, im Freyen den jugendlichen Vergnügungen huldigten, saß er beim Buche und studierte. Seine Fortschritte in den Wissenschaften hingegen waren aber auch groß und diese gaben schon jetzt, dem scharfsinnigen Menschenkenner Kunde von dem großen Gelehrten, der er mit der Zeit wirklich geworden ist.

Nachdem Schwartzner die Humaniora und einige philosophische Wissenschaften in den Schulen seines Vaterlandes beendigt hatte, begab er sich auf die Universität in Göttingen. Hier erst entfaltete sich vor seinen wißbegierigen Blicken eine ganz andere literarische Welt, als er bis jetzt kannte und die ihn in Staunen versetzte. Das Leben und Treiben in ihr gab der Energie seines Geistes einen hohen Schwung und eine herrliche Richtung. Doppelt größer als zuvor war in ihm die Sehnsucht nach wissenschaftlicher Ausbildung. Er sollte eigentlich seiner Bestimmung gemäß, Theologie studieren: aber er wib-

mete sich mehr den historisch-statistischen Wissenschaften. Geschichte, Statistik und Diplomatie, waren von nun an die Wissenschaften, die seine Geisteskraft ganz in Anspruch nahmen.

Trefflich gebildet und mit dem Schmucke eines der gelehrtesten Männer ausgeziert, kehrte Schwartner in sein Vaterland zurück. Gleich nach seiner Rückkehr, erhielt er von Sr. Excellenz dem Baron Ladislaus von Pronay, damaligen Ober-Gespann des Esanader Comitates, den Beruf als Hofmeister in sein Haus. Schwartner folgte dem Rufe und bekleidete die erhaltene Hofmeisterstelle, beinahe durch drei Jahre. Dann beriefen ihn die Kasmarker zum Conrector an ihre Schule. Hier verblieb er zwei Jahre (von 1784 bis 1786) und von hier kam er als Professor an das Dönburger Gymnasium.

Als Gymnasiallehrer hatte sich Schwartner um die Bildung der Jugend, die unter seiner Leitung stand, große Verdienste erworben. Nichts lag ihm auf dem Standpunkte seines jetzigen Berufes, so sehr am Herzen, als seinen Schülern Liebe zu der Literatur der Griechen und Römer einzufloßen. Er fand daher nie Worte genug, sie zur Lectüre der alten Classiker aufzumuntern, ihnen ihre Nothwendigkeit beim Studieren und die großen Vortheile auseinander zu setzen, die selbe dem Manne gewährt, der auf solide Gelehrsamkeit Ansprüche machen will.

Während Schwartner in Dönburg seinen Posten verwaltet hat, ward ein Conkurs für die an der Pesther Universität vakante gewordene diplomatische Lehrkanzel ausgeschrieben. Im Gefühle seiner Kraft concurrirte auch Schwartner und er war so glücklich, die wichtige Professur der Diplomatie zu erhalten. Da nun mit dieser auch zugleich das Amt der Aufsicht über die k. k. Bibliothek in Pesth verbunden war, so wurde er unter einem auch zum Custos derselben ernannt. Bei diesem wichtigen Schritte und dem großen Glücke das Schwartner dadurch gemacht hat, stand ihm sein

kirchlicher Charakter, da er der protestantischen Kirche angehörte, gar nicht im Wege. Man fand daran, in der damaligen Zeitperiode, unter der Regierung Kaiser Josephs II. nicht den mindesten Anstand. Als Professor der Diplomatik und erster Custos der Universitätsbibliothek, verblieb Schwartner bis an seinen Tod. Zwar hoffte und wünschte er sehr die Professur der Statistik zu erhalten, die er auch als Meister in dieser Wissenschaft verdient hat und die binnen fünf Jahren dreimal vakant gewesen war: allein das Schicksal wollte es nicht, ungeachtet sich für ihn, nebst mehreren seiner Freunde, einst (im Jahr 1810) selbst der Universitätskanzler und Oberlandesrichter von Urményi verwendet hat. Dieß that Schwartnern sehr wehe. Zu seiner Beruhigung und Entschädigung aber, erhielt er von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige Franz I. im Jahr 1810 eine Gehaltszulage von 400 Gulden.

In Pesth both sich Schwartnern in seinem dortigen weit ausgebreiteten Wirkungskreise in der Nähe so vieler literarischen Hilfsquellen, die schönste Gelegenheit dar, die Größe seiner Gelehrsamkeit in ihrem vollen Glanze zu entfalten. Dieß that er auch auf eine für ihn sehr ehrenvolle Art, durch die Verfassung und Herausgabe mehrerer Schriften, die ihm im In- und Auslande, den höchsten Ruhm erwarben und ihm den Ruf eines der größten Statistiker verschafft haben. Seine Diplomatik war sein erstes Werk. Sie trat im Jahr 1790 unter folgendem Titel: „*Introductio in artem diplomaticam praecipue Hungaricam, cum tabulis aeneis*“ an das Licht der Welt. Nach zwölf Jahren erschien davon in Ofen eine zweite mit starken Zusätzen vermehrte Auflage. Gleich im folgenden Jahre darauf, 1791 wurde in Pesth seine sehr interessante hist. Dissertation von dem Geschlechte der Herzoge von Croyn, betitelt: „*De gente Croviaca, Hungariae Regum stirpis Arpadianae haereditario successione Juri non adversa*“ gedruckt und im Jahr 1798 endlich kam ebenfalls in Pesth seine „*Statistik des Königreichs Ungern*“ heraus.

Durch dieses äußerst merkwürdige, gehaltvolle und klassische Werk, auf das die ungrische Nation, mit allem Rechte stolz seyn kann, hat Schwartner seinen Namen nicht nur in Ungarn, sondern überall in allen Reichen der Welt, wo man nur eine davon hat, verewigt. Eine zweite Auflage davon erschien im Jahr 1810. Das Manuscript von dieser zweiten Auflage hatte aber, bis es unter die Druckerpresse kam, mit unendlich großen Schwierigkeiten, die ihm die Censur, der freimüthigen Behauptungen wegen die es enthielt, entgegenstellte, zu kämpfen. Es kam endlich bis in das geheime kaiserliche Kabinet in Wien und hier siegte es über alle Hindernisse. Dasselbe erhielt das Imprimatur in Begleitung der ehrenvollen Erklärung: „cum singulari complacentia regia.“

Den großen Ruf, von der vielumfassenden Gelehrsamkeit Schwartners, bestätigten vollkommen die vielen reellen Meriten, die er sich als wahrer Patriot, um die vaterländische Cultur erworben hat. Die öffentliche Anerkennung und Belohnung derselben blieb auch nicht aus. Schwartner wurde von Sr. Majestät dem glorreich regierenden Kaiser und Könige Franz, dafür tafrei in den ungrischen Adelsstand erhoben und später (im Jahr 1808) mit der Übersendung einer goldenen Dose beehrt.

Schwartner war ein sehr solider, offener und gerader Mann. Sein Wirken im Leben, ist ganz in seinen Schriften abgezeichnet. Wie er in seinen Schriften sich voller Kraft, Feuer und Energie zeigt, so war er es auch in der Wirklichkeit, im Leben. In Bezug auf seine originellen Ansichten und Urtheile, hatte er mit dem berühmten Göttinger Historiographen L. August von Schlözer, der einst auch sein Lehrer war, eine große Ähnlichkeit. Selbst auch in Hinsicht seiner kraftvollen, gediegenen Schreibart, war er ihm sehr ähnlich.

Im Jahr 1823 am 15. August wurde Schwartner durch den Tod, den Schaaren seiner verklärten Väter zugesellt. Er starb eines ruhigen Todes, indem er ruhm-

voll das Lagerwerk vollendete, das hienieden ihm die Ver-
sehung zur Vollendung auferlegt hat.

Wie Schwartzner in seinen Schriften fortlebt :
so lebt er auch in den schönen Vermächtnissen fort, die er
von seinem Vermögen, da er, als nie verheirathet, keine
Leibeserben hinterließ, gemacht hat. Seine aus 12,000
Bänden bestandene Bibliothek, nebst einem Kapital von
15,000 Gulden erhielt das Käsmarker Lyceum. Nach
seiner Verordnung, sollen die Interessen von dem Kapi-
tal zur Anschaffung neuer Bücher verwendet werden. Ein
zweites Kapital, ebenfalls von 15,000 Gulden, legirte er
der Stadt Käsmark und zwar unter dieser Verfügung :
daß die jährlichen Interessen davon, jährlich einem armen
Mädchen vom Bürgerstande, das sich durch Ehrbarkeit
und gute Sitten vorzüglich ausgezeichnet hat, an seinem
Hochzeitstage zur Aussteuer, gegeben werden sollen. Die-
ses Benefizies sind nicht nur protestantische, sondern auch
katholische Mädchen, als eingeborne Käsmarkerinnen,
fähig. Nach des Legators Willen, sollen zwei Jahre hin-
durch, zwei protestantische und im dritten ein katholisches
Mädchen, das erwähnte Hochzeitsgeschenk erhalten. Daß
Schwartzner bei diesem Vermächtnisse eine schöne Ab-
sicht zum Grunde gehabt hat, ist offenbar; er wollte
dadurch der tiefgesunkenen Moralität aufhelfen und es
wäre zu wünschen, daß dieser edle Zweck, durch die aus-
gesetzte Spende, vollkommen erreicht werden möchte!

Johann Georg Liedemann.

Liedemann trat im Jahr 1734 zu Georgenberg in die Welt. Er widmete sich dem Handelsstande. Unsägliche Hindernisse aber, da er vom Hause aus keine Hilfe zu hoffen hatte, thürmten sich ihm bei seinem Streben, als Handelsmann sich einst zu etabliren, entgegen: doch besiegte er alle und es gelang ihm durch eigene Kraft und eigenes Verdienst, sich glücklich zu der, im Geiste sich vorgezeichneten Höhe, emporzuschwingen. Er erwarb sich durch Fleiß und Sparsamkeit so viel Vermögen, daß er in den Stand gesetzt wurde, eine eigene Handlung aufzurichten. Liedemann bewerkstelligte dieß in seiner Vaterstadt, wo er sein eigenes Gewölb besaß.

Doch Liedemann war, als Kauf- und Handelsmann gar nicht glücklich. Er hatte bald mit unzähligen Schwierigkeiten und Übeln zu kämpfen, vorzüglich nach dem mehrere seiner kaufmännischen Spekulationen gescheitert waren. Er fiel immer tiefer und tiefer und kam endlich so herab, daß er in die Abgründe der größten Armuth versank. Und mit dieser kämpfte Liedemann der Unglückliche viele Jahre; er kämpfte bis an sein Lebensende, das ihn im Jahr 1811 am 23. September betraf. Er starb (was für ihn in seinen damaligen jammervollen Umständen, ein Glück war) nach einem sehr kurzen Krankenlager.

Ungeachtet aber Liedemann ein ganz verunglückter Kaufmann gewesen war, so hatte er doch große Verdienste sich um die Menschheit, als Mann, den ein heiliger Eifer für die geistige Veredlung und Ausbildung des Menschen entflammte, erworben und diese, indem sie insbesondere der Zipsernachwelt laut seinen Ruhm verkündi-

gen, rechtfertigen ihn auch auf das vollkommenste, daß er mit nichten an dem gänzlichen Verfall seines Wohlstandes, durch Verschwendung oder sonst durch ein unkluges Verfahren im Handel Schuld gewesen war. Ihn umirrten größtentheils, die vielen und großen Opfer, trotz dem oftmahligen Fehlschlagen seiner schönstennungen und Erwartungen unverdrossen, zur Beglückung seiner Mitmenschen dargebracht hat. Nebst mehreren andern Artikeln, die Liedemann in seinem Gewölbe feil gebotthen hatte, trieb er auch mit Büchern einen Handel und er war auf diese Art der erste Buchhändler in der Zips. Sein Büchersortiment umfasste unter andern die ausgewähltesten Schriften, die das Erziehungs- und Erbauungswesen angingen. Mit dem größten Eifer arbeitete Liedemann daran, seine Bücher in die Hände recht vieler Leser zu bringen und vorzüglich die pädagogischen Schriften, als Schulbücher in den Zipserschulen einzuführen. Er selbst besuchte daher die Schulen und bemühte sich sowohl Lehrer als Eltern, zur Annahme seiner anempfohlenen Bücher, aus allen Kräften zu überreden. Einen sehr treuen Freund und Beförderer aller seiner Plane von dieser Seite, hatte Liedemann an dem wackern Poprader Stadtnotär Samuel Huß gehabt, der ein Mann von nicht gemeiner Geistesbildung gewesen war. Liedemann schätzte ihn sehr, denn er war es, der ihn als sein Seelenverwandter ganz verstanden hat. Und nicht ganz fruchtlos waren die edlen Bemühungen Liedemann's den Saamen einer feinern Cultur und Bildung zunächst in der Mitte seiner Landsleute auszustreuen. Die schönen Früchte, zu seiner nicht geringen Freude, zeigten sich bald und zeigen sich jetzt noch; denn erwägt man den Grad der Bildung, die gegenwärtig in den Ober-Städten des Zipserlandes statt findet und durch welche sich diese vor mehreren andern Zipserschädten auffallend auszeichnen, so entdeckt der aufmerksame Beobachter den Ur- oder Hauptimpuls, der ihr den ersten hohen Schwung verliehen hat, unstreitig in den Grundsätzen Liedemann's und seinem regen Ein-

ne der ihn bei der unermüdeten Verbreitung höherer Cultur und der Beförderung besserer Sitten durch nützliche Christen in seiner nächsten Umgebung, befehlet hat.

Ebenfalls den rastlosen Bemühungen Liedemann's im Reiche der Moralität, Gutes zu stiften, verdankt auch das sogenannte Leutschauer Gesangbuch, sein Daseyn. Es war dieses eines der ersten bessern teutschen Gesangbücher in der evangelischen Kirche Ungarns. Liedemann hatte dadurch, in der Mitte der Evangelischen einem großen Bedürfnisse abgeholfen. Er ließ es auf seine Unkosten drucken und gab sich alle Mühe, denselben in den Gemeinden teutscher Zunge einen Eingang zu verschaffen. Die Lieder, die das Gesangbuch enthielt, waren zwar nicht neu, sondern nur aus andern alten Gesang- und Andachtsbüchern zusammengetragen, aber sehr zweckmäßig gewählt. Gesammelt und geordnet haben dieselben, die beiden Leutschauer Prediger, Weiß und Herrmann. Außer dem Gesangbuche ließ Liedemann noch ein Gebetbuch im Jahr 1775 in Preßburg, gleichfalls auf seine Unkosten drucken.

Bei der Herausgabe der erwähnten Bücher hatte Liedemann seine Rechnung nicht gefunden; er küßte viel ein doch aus Liebe zu seiner Lieblingsidee, der Menschheit Wohl, zur Ehre Gottes, aus Kräften zu befördern, ertrug er den großen Verlust mit Gelassenheit. Gewohnt war er an den Wechsel des Glücks, gewohnt an die Launen seines Verhängnisses, das ihn oft zum Lohn für seine edelsten Gesinnungen, in die trauervollste Lage versetzt hat und daher konnte ihn auch, die erlittene Einbuße nicht schmerzen. — Ohnehin war ja sein ganzes Leben eine Kette von lauter Leiden und der bittersten Erfahrungen.

In seinem Umgange war Liedemann sehr artig und zuvorkommend und ein Mann nicht ganz ohne gelehrte Bildung. Die Geschichte der protestantischen Kirche in Ungarn hatte ihn vorzüglich ganz für sich gewonnen und er war mit ihr daher auch ziemlich vertraut. Insbesondere genau kannte er die Schicksale, welche

die evangelische Kirche im Zipserlande betroffen hatten. Seine Diskurse und Mittheilungen darüber, waren sehr anziehend und belehrend. Als ein inniger Freund der Literatur, konnte L i e d e m a n n Männer von gutem Geschmacke und echt literarischer Bildung vorzüglich wohl leiden. Er unterhielt sich mit ihnen ungemein gerne. Daher hatten auch literarische Projecte und andere die Cultur befördernde Unternehmungen, für ihn einen außerordentlich großen Reiz; er interessirte sich dafür mit ganzer Seele.

Während der langen Dauer seines Lebens genoss L i e d e m a n n immer einer vollkommenen Gesundheit. Mit seiner Körperkraft und Stärke, verband er aber auch einen starken Geist und ein sehr glückliches Temperament. L i e d e m a n n war immer fröhlich, frischgeherzt, munter und ununterbrochen fort thätig; thätig und voller Geistesenergie bis zu seinem letzten Lebenshauch. Keiner der harten Unfälle, die ihn auf der dornenvollen Bahn seines Lebens betrafen, vermochte ihn misanthropisch und verzagt oder seinen Grundsätzen untreu zu machen. Er verfolgte unaufhörlich und wenn er mit der größten Noth kämpfte, das Ziel seines seelenvollen Strebens, seine Mitbürger zu beglücken und ihnen zu nützen. Selbst das große Elend, das in seinen letzten Lebensjahren ihn hart darniedergebrückt hat, konnte die Kräfte seiner Thätigkeit nicht lähmen und die Heiterkeit des Geistes ihm nicht rauben.

Paul Alexander Ujhazy von Budamer.

Der Obristwachtmeister, Paul Alexander Ujhazy wurde im Jahr 1767 am 8. März geboren. Er war ein Sohn Joh. Dan. Ujhazy's und der Anna Kosina, einer gebornen von Pulsky. Seine erste Geistesbildung und Erziehung, erhielt Ujhazy in dem väterlichen Hause zu Hollo. Lomniz. Unter den Männern, die ihn erzogen und gebildet hatten, war Andreas von Fabriczy einer der berühmtesten. Bekannt mit dem hohen Rufe, in welchem seine Vorgäter als Kriegshelden standen, regte sich frühzeitig in seiner kühnen Brust das Verlangen in ihre Fußtapfen zu treten und seinen Namen in den Annalen der Kriegstapferkeit auch zu verewigen. Er wurde daher, als er sein 18. Jahr erreicht hatte Soldat und trat (1785) als Kadett bei dem Graf Pellegrini'schen Infanterie-Regimente, ein. Jedoch nach sieben Monathen verließ er seinen Posten. Er wünschte als Gardist zu dienen und wendete sich deshalb an Se. Majestät den Kaiser Joseph II. mit der Bitte, um die gnädige Aufnahme in die kbn. ungarische Nobelgarde. Durch das Austreten des Lieutenants von Dantskay, war gerade eine Stelle vakant. Ujhazy erreichte das Ziel seines Wunsches. Kräftig dabei unterstützt hatten ihn mit ihren Empfehlungen, der Fürst Esterhazy und der General F. J. M. Pellegrini. Bei der ungarischen adeligen Leibgarde verblieb Ujhazy zwei Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit, wurde er im October 1787 als Unterlieutenant dem löbl. Baron Uvinsky'schen Infanterie-Regimente zugetheilt. Hier besand Ujhazy sich in seiner

erwünschten Sphäre, in der sein glühender Heldenmuth sich auf das schönste, in den preiswürdigsten Thaten der höchsten Tapferkeit, entfaltet hat.

Der unerschrockenste, muthvollste und thätigste Krieger war Ujhazi immer bis an sein Lebensende. Die erste Probe von seinem Heldenmuth legte er in dem Feldzuge wider die Franzosen, im Jahr 1792 am 6. November, bei Gemappe ab. Der Feind rückte mit einer starken Colonne Infanterie, Cavallerie und sechs Kanonen, aus dem Dorfe Carnion, gegen das von Seiten der Kaiserlichen, in dem Dorfe Gemappe mit drei Grenadier-Compagnieen besetzte Retrachement, vor. Die feindlichen Truppen kamen immer näher und es war zu besorgen, daß das Retrachement leicht überflügelt und forcirt werden konnte. Die Bedrohten befanden sich in einer sehr mißlichen Lage und fast ganz außser Stande sich kraftvoll zu vertheidigen, indem ihre Kanonen zum Theil demontirt waren, zum Theil es ihnen aber an Munition fehlte, um das Feuer fortsetzen zu können. Je näher nun der Feind kam, desto hartnäckiger und blutiger wurde das Gefecht. Die zweite Wloingsche Grenadier-Compagnie, kommandirte der Hauptmann Baron von Lieuben; dieser aber wurde jetzt so stark blessirt, daß er fortgetragen werden mußte. Ujhazi übersah die große Gefahr, in der die im Retrachement sich befindlichen drei Compagnieen schwebten, er ergriff daher, nachdem die Franzosen schon fast bis an das Dorf gelangt waren; schnell das Commando der zweiten Grenadier-Compagnie, führte sie herzhast an, warf sich auf der rechten Seite des Dorfes, mit dem Bajonett in den Feind und hielt ihn, immer kraftvoll zurückdrängend, durch ein einstündiges Gewehrfeuer, so lange zurück, bis der bedrohte rechte Flügel und das Geschütz die Retraite durch Gemappe vollbracht hat. Der geschlagene Feind erlitt an Mannschaft einen sehr großen Verlust. Diese kühne That Ujhazi's rühmten und bestätigten sehr ehrenvoll, als Augenzeugen, der Obristlieutenant und Grenadier-Bataillons Commandant Graf Merzier

und der Hauptmann und Divisions-Commandant, Fete. Ujhazy wurde zur Belohnung seiner Tapferkeit zum Ober-Lieutenant erhoben.

Nach vier Jahren, im Jahr 1769 im Monate April, führte Ujhazy ein Corps von 500 Freiwilligen, auf die feindliche Schanze von Montenotte: allein er konnte den beabsichtigten Endzweck seiner kühn gewagten Unternehmung nicht erreichen, weil er stark verwundet wurde. Er war genöthigt sich nach Brescia zurückzugeben, wo er auch verbleiben mußte, weil er wegen eingetretener Körperschwäche, die eine Folge der erlittenen starken Blessur war, weiter nicht transportirt werden konnte. Inzwischen aber ward die Stadt von den Franzosen, bei ihrem feindlichen Einfall in Italien, in Besitz genommen und zu dem Plage ihres Hauptquartiers auserkoren. Ujhazy der Verwundete, wäre unsehbar von dem Feinde allhier gefangen genommen worden, aber er entging dem trauervollen Schicksale der Gefangennehmung, das ihm hier mit jedem Augenblicke bevorstand, durch eine Verkleidung. Er genas allmählig von seiner Blessur und kehrte dann, ohne von dem Feinde aufgehalten worden zu seyn, zu der kaiserlichen Armee zurück. Während seines Aufenthaltes aber in Brescia benutzte Ujhazy die Gelegenheit, die Stellung des Feindes und seine Kräfte ganz auszuforschen, er ritt daher sehr oft durch die feindlichen Vorposten und lernte so manche Blößen und hie und da die größte Sorglosigkeit des Feindes kennen.

Ujhazy befand sich wieder auf seinem Plage bei dem kaiserlichen Heere und hier entwarf er jetzt zum Besten des hohen Dienstes einen Plan, wie der Feind in Brescia leicht überrumpelt und mit Zuversicht aus seinem Hauptquartier fort vertrieben werden könnte. Den ausgefertigten Plan überreichte er dem k. k. hohen Armeecommando. Derselbe wurde geprüft und allgemein gebilligt. Dem gefällten günstigen Urtheil zu Folge, erhielt nun Ujhazy ohne Verzögerung, von dem hohen Armeecommando den Befehl jene Colonne persönlich

anzuführen, die zum Angriffe von *Brescia* unter dem Commando des Obristen Grafen von *Klenau*, bestimmt war. In dem Befehle wurde ihm zugleich auch die Befugniß eingeräumt, nach eigener Einsicht und Beurtheilung, die Dispositionen in Hinsicht des Ausmarsches und des Angriffes, zu treffen. Der 30. Juli war der merkwürdige Tag, an welchem *Ujazy* der Unerrockene, in eigener Person, den Angriff a la Tete der großen Avantgarde gegen *Brescia* und der allda befindlichen zahlreichen Lager, mit aller militärischen Tapferkeit und Klugheit ausgeführt hat. Er trug über den Feind, so wie er es voraus bestimmt hat, den vollständigsten Sieg. Die Früchte des erspöhten Sieges, der dem allerhöchsten Dienste so vielen Nutzen verschafft hat, waren: die Eroberung der Stadt und die gänzliche Zerstörung des feindlichen Lagers. Ferner wurden 3 Generale, mehr als 120 Staats- und Oberoffiziere und etwa 700 Mann vom Feldwebel abwärts, gefangen genommen. Daneben fielen noch alle Munitionswägen, Magazine und Kassen und mehrere Spitäler mit 3000 Kranken, den Siegern als Beute in die Hände. Der Verlust der Kaiserlichen bestand in 2 Todten und 8 Blessirten. Durch diese Heldenthat, hat *Ujazy* sich bei der ganzen Armee in einen außerordentlich großen Ruf gebracht. Sehr ehrentoll lauten daher die Zeugnisse, die ihm hierüber die beiden Obristen, Graf von *St. Julien* und Graf von *Klenau*, gegeben haben. Nach der Erklärung des erstern, soll *Ujazy*, vermög seines, bei der erwähnten Bravour bezeugten Diensteyfers, durch genaue Erforschung des stationirten Feindes bei *Calo* und *Brescia*, unendlich viel zu jener glückvollen Vorrückung beigetragen haben, die auf das damalige Schicksal der Festung *Mantua*, einen entscheidenden Einfluß hatte.

Am 12. November desselben 1796ten Jahres, fand die Bataille bei *Salbiero* statt. Auch hier zeichnete sich *Ujazy* wieder, als Krieger von großer Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Tapferkeit aus. Nur durch seine thätige Verwendung und glückvolle Dazwischenkunft

geschah es, daß das Treffen, das sich unter dem Com-
mando des Generals Grafen von Hohenzollern
ereignete, nicht verloren wurde. Der Feind griff mit
Übermacht den rechten Flügel der kais. Truppen an
und um des Sieges über denselben gewiß zu seyn, suchte
er sich der dominirenden Anhöhen bey Colignuola zu
bemeistern. Dies geschah und so gewann der Feind die
Flanke und den Rücken der Position. Ujhazi nahm
dies wahr und er schloß aus dieser strategischen Operation
des Feindes nicht unrichtig, daß, wenn derselbe auf den
erstürmten Anhöhen sich behauptet, das Treffen für
die Kaiserlichen, denen schon einiges Geschütz weggenom-
men worden war, unvermeidlich verloren gehen müßte.
Er übernahm deshalb, um den Feind aus seiner vortheil-
haften Stellung zu vertreiben, aus eigenem Antriebe die
Verwendung der Truppen auf den so hart angegriffenen rech-
ten Flügel, sprach den Kämpenden, die schon zu weichen
begannen, Muth zu und placirte persönlich das noch übrige
Geschütz so vortheilhaft, daß er in den Stand gesetzt wur-
de, durch das wohlangebrachte Feuer, den Angriffen
und dem Vordringen des Feindes so lange Einhalt zu thun,
bis es ihm gelungen war, den Stürmenden eine Division
Croaten über Colignuola in den Rücken zu schi-
cken. Als dies bewerkstelligt worden war, gerieth der
Feind in die größte Unordnung; er ergriff die Flucht und
das Treffen, nachdem einmahl der Sieg auf dem rechten
Flügel entschieden war, wurde gewonnen. Ujhazi
avancirte nach diesem Heldenwerke zum Hauptmann.

Die Festungen Legnago und Verona, waren in-
dessen noch immer in der Gewalt der Franzosen. Ge-
gen Ende des letzt angeführten Jahres (am 25. Dezember)
erboth sich Ujhazi der Kühne, wieder freiwillig, sowohl
das Terrain des Etsch-Flusses, als die beiden erwähnten
Festungen aufzunehmen; ferner in eigener Person die
Lage und Stellung des Feindes auszukundschaften und
endlich dann einen Plan zur Erstürmung, zuerst von Ve-
rona, zu entwerfen. Der Kühne Entschluß des wackern
Kriegers, versprach, wenn er durchgesetzt werden könnte,

große Vortheile und man setzte seinem Willen kein Hinderniß entgegen. Er ging deshalb verkleideter, kein Opfer und keine Gefahr scheuend, mitten unter die Feinde, verweilte dort drei Tage lang und beobachtete von der höchsten Vorsicht geleitet alles auf das genaueste, was er zu wissen und zu erfahren wünschte. Zurückgekehrt entwarf er nun den beabsichtigten Plan und legte ihn zur Prüfung dem k. k. Armee-Commando vor. Man billigte und genehmigte ihn ganz als das Product der größten militärischen Klugheit und Geschicklichkeit: allein er konnte wegen der bald darauf eingetretenen widrigen Vorfälle, nicht realisiert werden.

Indessen ward im Rathe der kaiserl. Armee, zur Bestürmung und Verfolgung des Feindes, mit dem Eintritt des neuen Jahres, der Übergang über die Etsch beschlossen. Die weitere Beabsichtigung bei diesem Kriegsplane war, dem lange vorgesteckten Ziele der Verbindung mit Mantua hierdurch näher zu rücken. Das vorgerückte Corps, das der Feldmarschall-Lieutenant Provera kommandirte und das die Bestimmung hatte, sich mit der Garnison von Mantua zu vereinigen, sollte den Übergang beginnen. Jedoch große Hindernisse waren zu besiegen, die sich dieser Unternehmung entgegen thürmten. Jene boten sich in den stark besetzten Plätzen dar, die der Feind am Fratta-Flusse inne hatte. Die Kaiserlichen rückten vor und am 8. Jänner 1797 kam es an den Ufern der Fratta zu einem der heftigsten Gefechte. Die Avantgarde kommandirte der General-Major, Graf von Hohenzollern. Diese war in 3 Colonnen eingetheilt. Der Angriff des Feindes geschah mit Tagesanbruch. Die linke der erwähnten Colonnen, von dem Obersten Piacsek von Erdödy Husaren, angeführt, bemächtigte sich nach einem hartnäckigen Kampfe des Postens Caselle; die rechte Colonne unter dem Hauptmanne Obel von Gyulay, drang mit Sturmesgewalt in die Dörfer Merlara und Cansalvaro und besetzte die dortigen Brücken, die mittlere Colonne endlich unter dem Commando des General-Majors von Hohenzollern,

eilte auf das, durch ein festes Schloß beschützte Bevilacqua. Als dieß der Feind gemerkt hat, marschirte er den Herannahenden mit Eilschritten entgegen, ward aber nach einem raschen Angriff von Hohenzollern, nach Bevilacqua, über den Fratta-Fluß zurückgeworfen. Hier faste der Feind, nachdem er durch zwei halbe Brigaden aus Legnago und Menerbe verstärkt wurde, festen Fuß und erneuerte dann das Gesecht. Gegen zwei Uhr Nachmittag wagte er es über die Fratta zu setzen: allein er wurde von den Kaiserlichen nicht nur wieder mit aller Gewalt nach Bevilaqua zurückgetrieben, sondern auch genöthigt von hier aus seinen Rückzug nach Legnago und Menerbe anzutreten. Das Gesecht dauerte bis tief in die Nacht hinein. Die Kaiserlichen trugen den vollständigsten Sieg davon. Von dem feindlichen Heere wurden viele Gefangenen gemacht. Der französische General Stewer blieb auf dem Kampfplatze. Unendlich viel zu diesem Siege am Fratta-Flusse hatte auch Ujazy wieder Kraft seiner rastlosen Thätigkeit im Felde beigetragen.

Allein mit diesem Siege waren noch nicht alle Hindernisse überwunden, die den Übergang über die Etsch erschwerten. Noch mußte der Feind aus andern festen Plätzen, als aus St. Zenon, Menerbe und il Bosco, die er mit 5000 Mann besetzt hatte, vertrieben werden. Der General-Major von Hohenzollern, kannte den Hauptmann Ujazy als einen unerschrockenen Krieger und er trug ihm auf, dem Feinde, die erwähnten Örter zu entreißen. Die von Hohenzollern kommandirte Avantgarde bestand aus 5 Bataillonen und war in 4 Colonnen eingetheilt. In dem Befehle erhielt Ujazy auch die Aufforderung, nach eigener, freier Einsicht die Colonnen zu disloziren und einer jeglichen ihren Standpunct anzuweisen. Die erste, Hauptcolonne führte Ujazy an. Der Angriff geschah am 9. Jänner um 4 Uhr Nachmittag. Der Feind wurde überall total geschlagen und bis nach Bonavigo zurückgejagt. Ujazy der Tapfere, der den Fliehenden nachsetzte, würde sie alle auf-

gerieben haben, wenn ihn das Dunkel der Nacht, das jenen wohl zu statten kam, nicht gehindert hätte. Der Feind verlor 3 Kanonen, 18 Offiziere und 200 Gefangene. Noch als eine vortheilvolle Folge dieses Sieges war, die hierdurch erfolgte Einschließung der ganzen feindlichen Colonne in Legnago.

Durch die an der Frakta erfochtenen Siege, gewann nun die kais. Armee, bei ihrem Vordringen und der Bewerkstelligung des Planes, die Etsch zu passiren, einen größern und freiern Wirkungskreis. Am 10. Jänner bekam Ujhazy den Befehl, das Terrain des Etschflusses zu untersuchen und den Ort auszumitteln, wo die Übersezung am bequemsten und sichersten vor sich gehen könnte. Er that dies mit der größten Umsicht und Klugheit wieder durch Hilfe der Vertheidigung, um die in Menge ausgesteckten feindlichen Piquete zu hintergehen. Der Fluß war durch die Division des feindlichen Generals Ugereau mit 11,000 Mann gedeckt. Ujhazy bemühte sich auf das eifrigste, trotz der großen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstämten, dem erhaltenen Befehle pünctlich nachzukommen und entdeckte endlich in der Gegend von Ungari, den einzigen durch einen Damm gedeckten Platz, wo der Übergang ungeachtet zwar auch hier von Seiten des in Ronco und Legnago postirten Feindes, große Gefahr drohte, hätte bewerkstelligt werden können. Die Anstalten dazu wurden nun auf der auserkornen Stelle in möglichster Eile am 13. Jänner getroffen. Um den wachsamem Feind zu täuschen, wurden einige Pontons nach Ricisola abgeschickt. Ujhazy postirte selbst die Artillerie und ordnete alles nach seinem Gutdünken an. Underthhalb Bataillone detachirte er gegen Bonavigo, um den feindlichen Posten Ronco zu beobachten und 6 Kanonen brachte er in aller Stille über den Damm, auf eine Sandbank des Flusses. Nach diesen Voranstalten setzten sich am 14. Jänner die sämtlichen Truppen in Bewegung. Ujhazy führte bei dieser Unternehmung 600 Freiwillige an und setzte diese, um den Übergang der Armee zu sichern, auf 20 Fahrzeugen,

im Angesichte des Feindes, über den Fluß. Als dieß geschah, fing der Feind von allen Seiten an, auf das heftigste zu feuern. Doch das erschreckte Ujhazi'n und seine Männer nicht. Sie ließen festen Muthes die Pontons in den Fluß, stiegen sowohl auf der Sandbank als am jenseitigen Ufer aus und vertrieben den Feind aus Ungari. Das Kanonenfeuer wurde heftiger: doch dessenungeachtet begann man die Brücken über den Fluß zu schlagen. Gegen dieß Beginnen der Kaiserlichen setzte sich der Feind aus allen Kräften und suchte ihnen auf alle mögliche Art den Übergang zu verwehren. Doch durch den ausdauernden Muth Ujhazi's und seiner Kampfgenossen, wurde dieser glücklich erkämpft und vollzogen. Das rechte Etsch ufer erreichten nach und nach alle Truppen und hier vereinigte sich mit ihnen die vor Bonavigo aufgestellte Mannschaft. Nun ging der Marsch weiter; zuerst nach Cerna und von hier dann über Sangvinetto nach Nogara, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde. Es war am 14. Abends. Am 15. Jänner richtete die Armee ihren Weg über Castellano gegen St. Giorgio. An demselben Tage in der Früh nahm Ujhazi einige Ulanen mit sich und überfiel damit zu Castellano ein feindliches Infanterie- und Cavallerie-Piquet von etwa 150 Mann; er zwang dasselbe das Gewehr zu strecken und erbeutete dabei einen mit wichtigen Papieren beladenen Küstwagen, der dem feindlichen kommandirenden General Buonaparte angehörte. — Ujhazi wurde für seinen Kriegermuth mit der Charge eines Majors belohnt.

Die, raschen Schrittes vorgerückten kaiserl. Truppen erschienen vor St. Giorgio und fanden dasselbe geschlossen. Während der Zeit aber traten die traurigsten Umstände ein, welche die schönen Aussichten der bisherigen Sieger sehr verdunkelt hatten. Der Feind zog in Eile von allen Seiten seine Streitkräfte zusammen und bereitete sich auf eines der blutigsten Gefechte vor. Das mehrere tausend Mann starke blockirende Corps, erhielt unendlich große Verstärkungen aus Ronco, Legnago,

Favorita und Rivoli. Der General Ungereat eilte mit seiner ganzen Division von dem Etschuser herbei und auch der feindliche General Damas war mit einer zahlreichen Cavallerie im Anmarsche.

Der kaiserl. F. M. E. Provera stand vor St. Giorgio bloß mit 5000 Mann und er wollte es nicht wagen, den festen Platz im Sturme anzugreifen. Er kam daher mit dem F. M. E. Grafen Wurmsler überein, die Plätze Favorita und Montada, welche schwächere Besatzung hatten, zu überfallen, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit dann, möchte das Glück den bestimmten Ausfall aus Mantua, begünstigen, in die längst gewünschte Verbindung mit der Festung zu kommen.

Die Anzahl der feindlichen Truppen wuchs mit jeder Stunde, und die Lage der Kaiserlichen wurde immer bedenklicher; doch demungeachtet unternahm Provera den verabredeten Überfall am 16. Jänner in der Früh um 5 Uhr. Das Gefecht begann: aber plötzlich sah er sich von allen Seiten von den feindlichen Schaaren umringt. Dennoch verzagten die tapfern Streiter nicht; sie fochten auf einen Punct zusammen gedrängt, bis gegen Mittag mit beispielloser Tapferkeit, die selbst bei dem Feinde Staunen und Verwunderung erregte. Endlich mußten sie der Übermacht nachgeben, indem es ihnen schon ganz an Munition gebrach, so daß sie auf den Feind kein Feuer mehr geben konnten. Das unerwartete Unglück, das mit einem Schläge alle schönen Hoffnungen und Erwartungen vereitelt hat, bestimmte sie zu kapituliren. Um halb 12 Uhr wurde die Kapitulation unter den Mauern von St. Giorgio unterzeichnet. Ihrem Inhalte gemäß mußten sich alle die braven Truppen zu Kriegsgefangenen ergeben und die Offiziere wurden auf Parole entlassen.

In diesem unglücklichen Treffen hat der Major Ujazzy wieder tapfer mitgefochten und die Lorbeern seines militärischen Ruhmes stark vermehrt. Er wurde aber bei dem Angriffe des feindlichen Postens Favorita, wo er bei dem Vorrücken gegen Mantua eine Colonne an-

fährte, tödtlich verwundet. Von seinem Trauerschicksal, das ihn betroffen hat, gab er in einem Briefe seinen beiden Brüdern in Ungarn, Joseph und Samuel, selbst Kunde. Der Brief den er von Verona aus am 8. Februar (1797) geschrieben hat, enthält unter andern Folgendes, woraus sich sein damaliger beklagenswerther Zustand abnehmen läßt: „Ich habe glücklich, schrieb er, vier hixige Gesechte überstanden — nur das letzte stand noch bevor, um uns mit der Garnison von Mantua zu vereinigen. In der Nacht am 16. Jänner griffen wir im Angesichte Mantua's, den feindlichen Posten Favorita an. Mein Pferd ward mir gleich todtgeschossen und in vier Minuten darauf bekam ich eine Musquetenkugel in den Leib; solche ging zur rechten Seite hinein und zur linken Seite heraus. Die Wunde ist neun Zoll long; doch wollte das Glück, daß weder das Rückbein, noch die Eingeweide verletzt wurden. Wenige Minuten, nachdem man mich in eine Bauernhütte getragen und nur etwas verbunden hatte, kamen feindliche Truppen, die mir bis auf das Hemd alles vom Leibe rissen. Ungeachtet ich alles das Meinige hingab, behandelte man mich doch auf das unmenschlichste; in einem Tage ward ich drei Mahl alles dessen beraubt, was mir unsere Generale am Gelde zukommen ließen, endlich war ich in die Nothwendigkeit versetzt, mich nach St. Giorgio, fast eine Meile weit, selbst hinzuschleppen. Ein französischer Chirurgus übernahm daselbst meine Cur. Meine Freunde aus Mantua versahen mich mit etwas Geld und Wäsche und in 21 Tagen, die ich daselbst zubrachte, ward ich in Stand gesetzt, mich wegtragen zu lassen. Ich ward seit dem Tage meiner Gefangennehmung auf Parole entlassen und habe den Auftrag eines großmüthigen venetianischen Cavalliers angenommen, der sich anerböthen, mich in seinem Hause kuriren zu lassen. Ich genieße daher alle menschenfreundliche Pflege und Gastfreundschaft, werde mich etwa 24 Tage hier (in Verona) aufhalten, als die äußere Heilung der Wunde verlangt, dann gehe ich über Padua nach Görz und werde mich übrigens nach den Umständen

den richten. Es sind mir 3 Pferde bei dieser Vorrückung erschossen, und 3 andere Pferde mit meinem getreueten Reitknecht gefangen worden, dabei meine gänzliche Wäsche, Kleider, besonders meine Schreibtasel von Werth in Feindes Hände versallen. In Görz hoffe ich mit dem Commandirenden zu sprechen und werde mich vielleicht entschließen zur Herstellung meiner Gesundheit die Bartsfelder Bäder zu gebrauchen."

Etwas über zwei Monathe verweilte Ujhazy in Verona. Dann kam er nach Leoben, wo sich das französische Hauptquartier befand. Hier traf er am 16. April ein, hielt sich zwei Tage lang auf und wartete auf Depeschen. Er erhielt diese und begab sich dann nach Wien, wo er am 21. April, in Gesellschaft seines Bruders Samuel Ujhazy (der ihn am 17. April ganz unverhofft in Leoben mit seinem Besuche überrascht hat) eingetroffen war.

Während seines Aufenthaltes in Wien, bewarb sich Ujhazy, gestützt auf die von ihm vollzogenen Heldenthaten um die Verleihung des militärischen Maria Theresien Ordens. Seine Bittschrift die alle seine Kriegsmeriten in detaillirter Form aufzählte, reichte er im Monathe Mai, Allerhöchsten Ortes ein. Herrlich und erhaben sind die Zeugnisse, die ihm zur Bekräftigung seines Gesuches und zur Bestätigung seiner so muthvoll an den Tag gelegten Kriegsbravouren, die Generale Wurmsfer und Uvingy ertheilt haben. Der General F. M. E. Graf von Wurmsfer sagte: „Mit Vergnügen bezeuge ich dem Herrn Obrist-Wachtmeister, daß ich von seinen besondern militärischen Talenten keine geringe Versicherung habe und daß derselbe hauptsächlich bei dem Übersalle auf das feindliche Hauptquartier zu Brescia, den überzeugendsten Beweis von seiner ehrenvollen Geschäftlichkeit in Ansehung des Entwurfes sowohl, als auch von seiner Tapferkeit in der Ausführung gegeben. Wien den 5. May 1797." — Der General F. J. M. Baron Uvingy erklärte in seinem Zeugnisse: „Ich rechne es mir zur Pflicht, dem Herrn Major von Ujhazy,

hiemit zu bestätigen, daß derselbe bei der Action am 12. November 1796 bei Caldiero, mit ungemeiner Thätigkeit, Bereitwilligkeit und Bravour, sich benommen und verwendet hat und zur glücklichen Wendung dieses Gefechtes beigetragen — daß obbenannter Herr Major sich ungeachtet aller Gefahren bereitwilligst anerböthen und beigelassen das Terrain von Legnago und Verona, als auch diese Städte selbst, welche alles vom Feinde besetzt war, selbst zu besichtigen und sich von der Art und Möglichkeit selbst überführt, wie beide dieser festen Städte überrumpelt und mit List hinweggenommen werden könnten, und sonach alle besten Einleitungen dazu getroffen und mit wahrer Klugheit und Geschicklichkeit entworfen, welches aber sonach durch die erfolgten widrigen Umstände, nicht vollzogen werden konnte. — Ferners, daß mehr erwähneter Herr Major, bei dem Vordringen des Provera'schen Corps, dessen Etschübergang und bis vor die Thore von St. Giorgio an Mantua, wo selber tödtlich verwundet ward, sich ganz besonders an Bravour, Geschicklichkeit und Thätigkeit ausgezeichnet, beweisen mir die immer gleich eingeschickten, als später mündlichen Raporte der Herren Generals Provera und Grafen Hohenzollern — so daß ich noch hinzufügen kann, daß Herr Major sich stets zu allen den gefahrvollsten und schwersten Unternehmungen, freiwillig selbst angeboten und jeder meiner Erwartung entsprach, sich ganz besonders für den Dienst geopfert und durch militärisches Talent, Bravour und Eifer allenthalben ausgezeichnet und dem höchsten Dienste, wesentlichen Nutzen geleistet, daher gewiß geltende Verdienste zur Überkommung des Theresien-Ordens gesammelt hat. Sign. Pesth den 13. Mai 1798."

Von Wien verfügte sich Ujhazi, nachdem er von seiner Blessur schon ganz genesen war, auf eine kurze Zeit in seine Heimath und von hier dann begab er sich nach Italien, wo er in Padua als Major jetzt dem General-Quartiermeister Staabe zugeheilt, eine geraume Zeit verweilte. Indessen brachen in Italien die Feindseligkeiten wieder aus und er folgte dem

Winkel seiner hohen Berufspflicht. Bei *Legnago* kam es am 26. März 1799 zu einem sehr blutigen Treffen, an dem er den thätigsten Antheil genommen hat. Das Treffen dauerte einen ganzen Tag. Schon in der Frühe hörte man mit Tagesanbruch in der Gegend von *Verona* und *Pastrengo*, Kanonendonner. Gegen 8 Uhr erfolgten die ersten Musketenschüsse an den Vorposten von *Legnago*. Der General *F. M. L. Kray* kommandirte das Treffen. Der Feind vertheidigte sich tapfer. Aber durch die verdoppelten Angriffe von den Generalen *Frölich* und *Lattermann* hart geschlagen, ergriff er gegen 7 Uhr Abends, in der größten Unordnung die Flucht. Sein Verlust bestand in 2000 Todten, unter welchen sich auch der General *Vignette* befand und 54 Mann Gefangenen. Ferner verlor er 8 Kanonen, 3 Haubitzen und 32 Munitionskarren. Die kraftvolle Verwendung des Majors *Ujhazi*, durch die er so viel zur Erklämpfung des glänzenden Sieges beigetragen hat, ward von dem General *Kray* laut gelobt und erhoben.

Eben so tapfer, wie bei *Legnago*, benahm sich *Ujhazi* auch in der am 30. März (desselben Jahres) bei *Verona*, vorgefallenen Schlacht. Der übermüthige Feind wurde zwar hart geschlagen, aber er ruhte doch nicht. Am 1. April zog er sich zurück, sammelte alle seine Kräfte zusammen und schickte sich, in den Feldern von *Verona*, zu einem neuen Treffen an. Als dieß der General *Kray* bemerkt hat, beschloß er ihn anzugreifen. Dieß geschah am 5. April. Um 10 Uhr in der Frühe rückten die Colonnen vor und das Gefecht nahm seinen Anfang. Es dauerte bis in die Nacht hinein. Der Feind ward aber neuerdings total geschlagen, er floh gegen *Novobella* und zog sich dann in aller Eile bei *Soito* über den *Minio* zurück. Der Tag der Schlacht war zwar für die kaiserliche Armee, ein sieg- und freudenreicher Tag aber für den Helden *Ujhazi*, war er einer der verhängnißvollsten und unglücklichsten, denn: in den schwülsten Stunden des erwähnten Treffens, als eben der General *Graf St. Julien*, mit Sturm *Castel Uzan*

eingenommen hatte, wobei sich Ujházy befand, hatte ihn der giftige Pfeil des Todes erreicht gehabt. Er fiel in der Reihe der Kämpfer, getroffen von einer Musketenkugel.

Groß war der Verlust, den die Armee durch den Tod Ujházy's erlitten hat. Wie sehr er von allen die ihn kannten geachtet, insbesondere aber von seinen Freunden hochgeschätzt und geliebt wurde; erhellet unter andern aus dem Briefe, den der General Graf Hohenzollern, an einen der Herren Brüder des gefallenen Helden geschrieben hat, in welchem er ihm Nachricht von seinem Tode gab. Der General schrieb (von Modena aus am 10. Juni 1799) unter andern: „Niemand fühlt mehr Schmerz bei dem Verlust des braven Majors, Ihres vortrefflichen Bruders, als ich. Leider ist sein Tod zu gewiß; er bekam einen Musketenschuß durch den Kopf, worauf sein plögliches Hinscheiden erfolgte, von dem ein Hauptmann vom Generalsstaab und mehrere andere Augenzeugen waren. Das diesen Augenblick feindliche Vordringen erlaubte nicht, seinen Säbel und seine Schreibtafel zu retten, so wie auch sein Leichnam in Feindes Hände gerieth. Der einzige Trost, so uns nun übrig blieb, ist die vollkommenste Überzeugung, daß er als Held für's Vaterland starb und als dieser der ganzen Armee unvergesslich ist.“

Während der Schlacht, da der Feind zu rasch verfolgt wurde, konnte der Leichnam Ujházy's nicht fortgebracht werden: als aber die Wahlstätte von den streitenden Parteien frei war, ließ ihn ein reicher veroneser Eisenhändler unter den Todten auf dem Schlachtfelde aufsuchen und dann in einer der Kirchen Verona's, S. t. Lucã genannt, beisetzen. Der edle Freund des gefallenen Helden, war der Marquis Balseggi. Dieser ließ seinen Freund nicht nur zur Erde bestatten, sondern er setzte ihm auch als Denkmal seiner Freundschaft, folgende herrliche Grabchrift:

H. S. E.

Paulus Alexander Ujházy de Budamér,
Natione Pannonus.

Originis. Equestris. Protribunus. Copiarum
 IMP. FRANCISCI II. AUG. CAESARIS

idemque. de Praetorio unus.

Bellica. laude. fide. clarissimus.

Qui dum. Veronensi bello. disjectos.

Gallos. urget. vehementius.

Ad Castrum Azzanum. peremptus. est.
 infelix.

Quem. post. dudum. suscepta. vulnera.
 in ipso Victoriae. exitu.

Ac prope. honorum fastigio.
 vita defecerit.

Cecidit. NON. April. An. MDCCXCIX.

vix. An. XXXII. sibi parum. gloriae satis.

CAJETANUS VALSECHIUS

Amici. desideratissimi.

quem. a. morte. olim. vindicaverat.
 sublatum. ex. acie. corpus.

tandem. eheu. miserum. officii. genus.
 efferendum. atque. hic. sepeliendum.

curavit.

Hoc monumentum, quod non umbram hic, non tegit ossa

Veronae, in luce cernitur aede stare,

Illic fortem animam tum non reparabile pectus

Et mihi tam charos occubuit cineres.

Valsechius posuit fratri, plorabile, nostro

Dum prope ad Azzanum victor ab hoste perit.

Italus Hungarico civi, peregrinus amico,

Romanusque parat funus Evangelico.

Inter prostratos occisi corpus amici

Quaesivit, moesto condidit et tumulo.

Utque unae pateant busto virtusque fidesque,

Marmora signando praestitit Exequias.

Trans Mare, trans montes, sic et tellure remota

Virtus praeclaras jungit amicitias.

Ast caesum hoc pectus, fraternae vulnere caedis,

Heu lenit, sed non sanat amica manus.

Die schöne menschenfreundliche That Walsechi's gerieth nicht so geschwinde in Vergessenheit; sie erzeugte halb eine andere ebenfalls schöne und ruhmwürdige Handlung, durch die der gefallene verklärte Held, seiner Tugenden und Kriegsverdienste wegen, noch am Grabe hoch geehrt und gepriesen wurde. Das Baron Alvingy'sche Infanterie-Regiment, cantonirte im Verlaufe des Jahres 1800 zu Loni go, jest aber zu Ende Oktober verließ es seine Cantonirung und marschirte nach Verona, wo sich das Hauptquartier der k. k. Armee in Italien befand. Hier hörten die gesammten Herren Offiziere, was Walsechi an Ujha zy gethan hat. Der verblühene tapfere Krieger war aller Freund und sie hatten ihn auch alle herzlich geliebt. Ihn nun auch im Tode vor der ganzen Welt zu ehren, beschloßen sie zu seinem Andenken, ein militärisches Trauerfest zu halten. Sie kamen daher alsogleich, bei Sr. Excellenz dem en Chef commandirenden General der Cavallerie von Bellegarde, mit der Bitte, um die Erlaubniß dazu, ein. Sie erhielten diese und der 10. November, ward zur Abhaltung der feierlichen Requien festgesetzt. Der festliche Tag erschien und die seltene Feierlichkeit ging äußerst solenn und in höchster Pracht vor sich. Es wurde zu diesem Ende in der Kirche St. Lucä, ein Castrum doloris errichtet, wobei 12 Soldaten die Spaliere bildeten. Die gesammte hohe Generalität und alle Offiziere der Garnison, nebst einer großen Menge Volks, fanden sich dabei ein. Ein komplettes Bataillon rückte in größter Parade aus, das bei der Abhaltung der Requien, drei Salven gegeben hat. Die bei der Feierlichkeit anwesenden Offiziere, waren sämmtlich mit langen Trauerflören bekleidet.

Merkwürdig und den entseelten Kriegshelden hoch ehrend, ist der Armee-Befehl, der auf die Bitten des löbl. Offizierkorps, die erwähnte Lobtenfeier begehen zu dürfen, von Seiten des commandirenden Generals, am 9. November erschienen ist. Derselbe lautete folgendermassen: „Das Offizier-Corps des Regiments Alvingy, Linien-Infanterie Nro. 19, hat mich bittlich angegangen, das Andenken des in diesem Regiment vorhin gestande-

nen, in der Schlacht bei Verona am 5. April 1799 mit Auszeichnung vor dem Feind gebliebenen Majors v. Ujhazi, des General-Quartiermeister-Staabs, in einem militärischen Trauerfeste zu feyern. Diese die militärische Tugend abelnde Rücksicht, für welche das Verdienst eines der Armee seiner besondern Fähigkeiten und dessen rasiloser Verwendung wegen so sehr erinnerlichen Offiziers in Übermaaß spricht, hat mich um so mehr bewogen diesem würdigen Offizier-Corps, mit wahren Vergnügen, meine Einwilligung zu ertheilen und so wie ich mit Rührung an dieser heiligen Handlung Theil nehmen werde, so werden die Generals, Staabs, und andere Herrn Offiziers der hiesigen Garnison mich verbinden, wenn sie in der ähnlichen Absicht, sich Morgen Früh um 11 Uhr in dem Gotteshause St. Luca gegen Porta nuova einfinden werden."

Kunde von der in Verona statt gefundenen Feierlichkeit, erhielten bald auch die Brüder und die noch am Leben gewesene Mutter des verklärten Helden. Sie fanden in selber, bei ihrem Schmerze, über den Verlust des Geliebten, viele Beruhigung und vielen Trost. Gerührt durch diese Handlung schrieben sie eine herzliche Dankadresse an das löbliche Offizier-Corps, die dann auch in mehreren in- und ausländischen Zeitschriften abgedruckt wurde.

Mit der Nachricht von dem Trauerfeste, wurde den Leidtragenden in Budamér, auch zugleich eine Abschrift von dem oben angeführten Epitaphium, auf Vermittelung Sr. Excellenz des F. Z. M. Baron Alvingy, durch den Hauptmann von Krombiegl, zugestellt. Um die Asche des so frühe Verbliebenen zu ehren, wurde zu seinem Andenken in der Budamérer-Kapelle ein Todtenmonument errichtet, auf dem in Marmor die Valsechische Grabschrift sich befindet. Unten kamen folgende Zeilen hinzu:

Veri. nominis. Heroi. filio. fratri.

Dignae. quae. perennet. Valsechii. amicitiae.

Mater. fratresque. acerbè. Ingentes. poss.

Anno. Domini. MDCCC.

Ujhazy biente in dem Alvingy'schen Regimente, zehn volle Jahre. Er hatte dasselbe sehr lieb und er pflegte es daher auch immer sein väterliches Haus zu nennen. An dem Regiments-Inhaber, dem tapfern General Alvingy, hatte Ujhazy, was zu seinem nicht geringen Ruhm und Lob gereicht, einen sehr großen Freund und Gönner. Dieß bezeugen die noch vorhandenen Briefe, die er von ihm, von Zeit zu Zeit, erhalten hat. In einem jeglichen derselben lobte Alvingy seine Kriegstapferkeit, gratulirte ihm herzlich wenn er befördert wurde und gab ihm die Versicherung, daß er sich seiner immer aus allen Kräften annehmen und an seinem Glücke arbeiten werde. — Einen eben so großen und wackern Freund hatte Ujhazy auch an dem Fürsten Alexander Szulkowßky gehabt, der jetzt Major und Flügel-Adjutant gewesen war. Um sein Andenken zu ehren, äußerte sich dieser bald nach seinem Tode vor dem Obristen v. Mariassy, daß er von ganzem Herzen wünsche, einem jungen Ujhazy von der Familie des Verstorbenen zu einer Offiziersstelle behülflich zu seyn, im Fall einer existiren und Lust zum Soldatenstande haben sollte. Was Szulkowßky gesprochen hat, hielt und erfüllte er trenlich an Joseph Ujhazy, einem Neffen des Verstorbenen, als dieser 1800 auf seine und des Obristen, Baron von Schauroth, Verwendung, zum Unterlieutenant bei dem 7. Husaren-Regimente befördert wurde.

Tobias Maußsch.

Maußsch kam im Jahr 1727 am 27. Oktober in Rasmarek auf die Welt. Sein Vater war Martin Maußsch und seine Mutter Juditha Lang. — Tobias verlor sehr frühe seinen Vater und seine Mutter, da sie ihn bei der Schule nach des Vaters Plan nicht lassen wollte, bestimmte, daß er Apotheker werden sollte. Zu diesem Ende gab sie ihn schon in seinem dreizehnten Lebensjahr, zu ihrem Vetter Samuel Schwarz, der in Klausenburg in Siebenbürgen, Apotheker war, um bei ihm die Apothekerkunst zu erlernen. Maußsch war ein sehr fleißiger, treuer und folgsamer Lehrjunge; Schwarz konnte ihn daher auch recht wohl leiden; er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und war wie ein Vater für sein künftiges Glück besorgt. Nach acht Jahren schickte er ihn, aus der Absicht, um ihm Gelegenheit zu verschaffen sich in der, binnen der Zeit erlernten Kunst, noch mehr zu vervollkommen, in die Fremde. Maußsch ging geraden Weges nach Ludwigsburg im Würtembergischen, wo er bei dem dortigen Apotheker Bischoff einstand. Nach einer Jahresfrist kam er von hier nach Stuttgart in die Lang'sche Apotheke. Überall verschafften Maußsch'n, die rühmlichen Zeugnisse mit denen er versehen war und die Rekommandationsbriefe, die er von Schwarz mit hatte, die beste Aufnahme. Er führte sich aber auch überall recht brav auf und benutzte die Zeit seiner Wanderjahre zu seiner höhern Vervollkommung und Ausbildung in der Apothekerkunst auf das herrlichste.

Inzwischen ging Schwarz in Klausenburg im Jahr 1750 mit Tode ab. Dieser edle Mann, der Maußsch's

Geschicklichkeit, Pflichteifer, Redlichkeit und Ordnungsliebe vollkommen kannte, verordnete in seinem Testamente, daß seine zurückgelassene Wittve, niemanden andern als ihm die Leitung der Apotheke anvertrauen sollte. Mauksch erhielt hiervon Nachricht und er kehrte noch in demselben Jahr nach Klausenburg zurück. Zwei Jahre lang stand er der Apotheke als Provisor ehrenvoll vor, dann aber nahm er sie als Eigenthum an.

Recht glücklich war Mauksch bei allen seinen Unternehmungen in seinem Apothekerberufe und als Eigenthümer der weit und breit bestimmten, großen Apotheke. Seine Mühe und Arbeit, lohnte überall der erwünschteste Erfolg und sein pharmazeutischer Ruf und Ruhm, wuchs von Tag zu Tage. Bald war davon ganz Siebenbürgen voll. Von allen Seiten her wurde ihm als einem soliden Manne alles Zutrauen zu Theil. Im Jahr 1760 erhielt er auf Anempfehlung des Klausenburger Stadtmagistrates und des Hochlöbl. Guberniums, von der glorreichen Kaiserin Königin Maria Theresia ein Privilegium exclusivum, zu seiner Sicherstellung gegen jegliche Competenz. Seine häuslichen Glücksumstände erhoben und vergrößerten sich mit Wunderschnelle. Die Geschäfte seines Hauses wurden mit jedem Tage häufiger und größer. Schon Herr von einem ziemlich großen Vermögen, brachte er jetzt im Jahr 1774 die Apotheke in Bistritz und die Jesuiten-Apotheke in Klausenburg, käuflich an sich. Endlich im Jahr 1790 ging auch die Apotheke in Maros-Basárhely in sein Eigenthum über. Bei diesen Ankäufen waren Mauksch'n nicht nur alle, die er seine vertrauesten Freunde nannte, sondern auch die hohen Mitglieder der königl. Gerichtstafel, mit Rath und That behülfflich: denn sie alle wünschten, daß die gesammten Apotheken des Landes, unter seiner Heil und Segen verbreitenden Direction ständen. Mauksch hatte durch diese Acquisitionen viel gewonnen: aber auch viel über sich genommen; er hatte unendlich viel zu thun: doch bezeugte er sich innerhalb der Linie seines Wirkungskreises als ein Mann

von der größten Thätigkeit und der auch allen seinen vielfältigen Geschäften gewachsen war. Mit Recht gebührt ihm von dieser Seite der Ruhm, daß er dem gesammten Apothekerwesen in Siebenbürgen Geist und Leben eingehaucht, daß er dasselbe ganz in Ordnung gebracht und ihm, zum Besten des Publikums die zweckmäßigste Einrichtung gegeben habe.

Nicht nur als Apotheker von hoher Geschicklichkeit und den solidesten Kenntnissen, hat Maulsch sich merkwürdig gemacht, er zeichnete sich noch als Mann von tiefer Einsicht, in seinem Berufe als Staatsbürger aus. Seines edlen Bürgerfinnes wegen, der ihn befeelte, wurde er daher im Jahr 1788 von dem Königl. Commissär, dem Grafen Adam von Teleky, zum Senator in Klausenburg ernannt. Nebst dieser Würde bekleidete er später auch noch die eines Polizeidirectors und Stadthauptmannes.

An alle diese schönen Vorzüge des Geistes und des Herzens, durch die Maulsch sich in seinem doppelten Berufe, als Apotheker und Magistratsbeamter, ausgezeichnet hat, schloß sich auch noch der hohe Vorzug an, den ihm sein religiöser Sinn, verlieh. Maulsch war ein sehr frommer Mann und aus allen seinen Handlungen die er zum Besten seiner Mitmenschen vollzogen hat, gehet die Überzeugung hervor, daß nur dann die Bürgertugenden von einem Werthe sind, wenn sie in echter Frömmigkeit ihren Grund haben. Unaufzählbar sind die Opfer, die er angetrieben von seiner Gottseligkeit, der evangelischen Gemeinde in Klausenburg, als ihr Mitglied und mehrjähriger Vorsteher, bei der gewissenhaften Verwaltung ihres Kirchengutes, aus reiner Absicht und voll der edelsten Gefühle, dargebracht hat. Sie hatte an ihm immer in allen ihren öffentlichen Privatangelegenheiten, den treuesten Freund, der es sich sehr ernstlich angelegen seyn ließ, ihr Wohl auf alle nur mögliche Art zu befördern. So war es, was auch die Gemeinde, mit vielem Dank anerkannte, der durch seine Einsicht und Sorgfalt und sein kraftvolles Eingreifen, der

Gemeinde ein nahmhafteſtes Kirchen-Capital in Regens-
burg vom Untergange gerettet hat. — Ein ſchönes Bild
von ſeinem ruhmvollen Charakter und ſeiner Denkart,
entwarf Maukſch in den Worten, die er einſt an ſei-
nen Freund, den geweſenen Prediger in Käsmark, Chri-
ſtian Generſich geſchrieben hat; er ſagte: „Unter
reichlichen Zuflüſſen von guten geſegneten
Bergwerken und andern nützlichen Unter-
nehmungen, erfreue ich mich vorzüglich des
Glüdes, einen gnädigen Gott, einen ehrli-
chen Namen und ein gutes Gewiſſen zu be-
ſitzen. — Maukſch ſtarb vom Schlage gerührt im
Jahr 1805.

M. Johann Chriſtian Zwanziger.

Ein großer Philoſoph und Mathematiker.
Sein Geburtsort war Leutſchau, wo er im Jahr 1725
zur Welt gekommen iſt. Von verſchiedenen Schickſalen
ſchon in ſeiner früheſten Jugend hart heimgesucht, be-
ſuchte Zwanziger, von frommen Menſchen unterſtüzt,
zuerſt die Schule ſeiner Vaterſtadt, dann aber kam er nach
Danzig, wo er eine lange Zeit ſich aufhielt. Er ſuchte
ſich ſein kümmerliches Fortkommen allhier durch Privat-
unterricht zu ſichern. Doch durch ſeine rechtſchaffene Auf-
führung, fand er bald mehrere Freunde, die ihm ſeine
Nahrungſorgen erleichterten. So nahm ſich ſeiner der
hohe Rath von Danzig groſsmüthig an und von ihm
unterſtüzt, bezog er im Jahr 1763 die Leipziger Uni-
verſität. Recht leiſtig hatte Zwanziger ſtudirt. Mit
ſeinem freundlichen und demuthsvollen Benehmen gewann
er bald die Herzen aller, die hier um ſein Glück beſorgt

waren und von diesen überredet, verblieb er für immer in Leipzig. Er war dort Collegiat des Kleinen Fürsten-Collegiums und Privatdozent der Mathematik. Im Jahr 1808 am 10. März ist er in dem hohen Alter von 85 Jahren gestorben.

Zwanziger war ein Mann von einem großen Geiste. Mit Recht gebührt ihm der Name und der Ruhm eines Philosophen, der sich in der Republik der Gelehrten, als Selbstdenker sehr merkwürdig gemacht hat. Die kraftvollsten Beweise von seinem philosophischen Scharfsinne, legte er in der, mit dem großen Philosophen Kant geführten literarischen Fehde ab. Nicht alles, was der von ganz Teutschland bewunderte Kant behauptet hat und was seine Verehrer als heilige und untrügliche Wahrheit verschlungen hatten, gefiel und behagte Zwanzigern. Er prüfte alles genau und deckte hie und da manche Blößen, Fehler und Irrthümer auf. Die Bestätigung hierüber, zum Lobe Zwanziger's, ist in mehreren seiner philosophischen Schriften enthalten, die er in fester Überzeugung von der Wahrheit und Nichtigkeit seiner Behauptungen, gegen Kant, zu seiner und seiner Anhänger Widerlegung, geschrieben hat.

Johann Samuel Kriebel.

Kriebel wurde im Jahr 1747 am 2. November in Käsmark geboren. Die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernte er in der Schule seiner Vaterstadt, dann begab er sich, um zugleich auch die ungrische Sprache zu studieren, nach Osgyan und von hier kehrte er wieder nach Käsmark zurück, wo er als Schüler Karlovsky's, des damaligen Rectors, (an seinem Unterrichte in den höhern Wissenschaften, durch drei Jahre fleißig Theil nahm. Von Käsmark versügte er sich dann nach Preßburg, wo der berühmte Joseph Benzur sein Lehrer war.

In Preßburg hielt sich Kriebel zwei Jahre lang auf, binnen welcher Zeit er mit großem Beifall die Stelle eines Pädagogen, bei dem Doctor von Kastenholz, bekleidet hat. Da Kriebel von seinen Eltern nur sehr karg unterstützt wurde, so war diese Pädagogie für ihn ein großes Glück. Von Preßburg kam er als Informator nach Wien, in das Johann Georg Scheidlinsche Haus, wo er zugleich auch die Thomanschen und Soitschen Kinder unterrichtete.

Die Zeit seines Aufenthaltes in Wien, wußte Kriebel zur Erhöhung seiner Geistesausbildung trefflich zu benutzen. Er hörte an der dortigen Universität mit großem Vortheil, Vorlesungen über Mathematik, Experimental-Physik und Philosophie. Nach zwei Jahren wurde er mit einem Baron aus Siebenbürgen, Namens Simon Kemény bekannt. Dieser machte ihm den Antrag, bei ihm die Stelle eines Secretärs zu vertreten und mit ihm nach Siebenbürgen zu ziehen. Kriebel gab den Zuredungen des Barons

Gehör und ging mit ihm. Kemény hatte seinen Wohnsitz in Bacs.

Nicht die geringste Ursache hatte Kriebel seinen Entschluß und seine Reise nach Siebenbürgen zu bereuen. Er lebte an der Seite Kemény's recht glücklich und zufrieden. Da er durch sein edles und rechtschaffenes Benehmen, das Zutrauen des Barons ganz gewonnen hatte, so ward ihm durch dessen Vermittelung bald die schönste Gelegenheit zu Theil, die Schätze seiner Kenntnisse zu vermehren und den Durst seiner Wißbegierde nach Genüge zu stillen. Kemény schloß ihm ohne Zurückhaltung sein Familienarchiv auf und machte mit ihm durch ganz Siebenbürgen eine Reise. Unendlich viel gewann Kriebel durch diese Reise. Er lernte die berühmtesten und gelehrtesten Männer Siebenbürgens, unter andern auch den großen Diplomatiker Daniel Korndes kennen; es fielen ihm hie und da in den Bibliotheken viele schätzbare alte Manuskripte und seltne alte Münzen in die Hände, die er dann dem ungrischen Grafen Fesetics einsandte; auch war er so glücklich die unverfälschte Lebensgeschichte von Gabriel Bethlen, die sein Beichtvater Wojtine geschrieben hat, aufzufinden. Hierdurch gelangte Kriebel zu dem Ruhm, daß er der erste gewesen war, durch den diese literarische Kostbarkeit nach Ungarn gekommen ist.

Nach drei Jahren verließ Kriebel Siebenbürgen. Er war jetzt im Begriff, zur Fortsetzung seiner theologischen Studien, eine Universität im Auslande zu beziehen. Um sich aber die Erlaubniß und den nöthigen Paß dahin verschaffen zu können, verfügte er sich zuvor noch nach Wien. Dahin reiste er in Gesellschaft des Barons und des Grafen Banský. Beide waren Kriebeln, als ihrem gemeinschaftlichen Freunde behülflich bei seinem Gesuche um die erwähnte Erlaubniß, um die er schon früher, noch im Jahr 1764 nebst zwanzig andern Candidaten, zur Zeit des Preßburger Landtages, in einer Instanz bei Ihrer Majestät der Kaiserin Königin Maria Theresia angehalten hat. Da Kriebel auf

seiner Seite so kräftige Fürsprecher hatte, so gelang es dem damaligen Agenten Drosbick bald, ihm die gewünschte Erlaubniß auszuwirken. Kriebel erhielt sie und wählte sich Göttingen.

Allein eben in den Tagen als Kriebel seinen Weg nach Göttingen von Wien aus antreten wollte, befiel ihn eine Krankheit, die bald einen sehr bösen Charakter annahm. Er schwebte in Todesgefahr; doch die sorgfältige und gute Pflege, die ihn von Seiten Kemény's und der treuherzigen Gemahlin eines Kammerdieners, der bei dem Prinzen Ferdinand in Diensten stand, zu Theil geworden war, rettete ihm das Leben. Wie nun Kriebel genesen war, begab er sich sogleich nach Göttingen.

In Göttingen brachte Kriebel drei volle Jahre mit großem Nutzen zu. Zu seinem bessern Fortkommen all dort, war er mit zwei Stipendien versehen und durch zwei Jahre erhielt er an dem königl. Freitische die Kost unentgeltlich. Seine Lehrer unter andern waren, in der Theologie und Kirchengeschichte, Walch, in dem Kirchenrechte, Böhmer, in der Mathematik, Kästner; in der Physik, Hellmann, und in der christlichen Moral Less und Müller. Im Jahr 1779 kehrte Kriebel nach Ungarn zurück. Auf seinem Heimwege bereifte er aus der Absicht um an Erfahrungen zu gewinnen, die Städte: Mühlhausen, Erfurt, Weimar, Jena, Halle, Leipzig und Dresden. Von Dresden aus setzte er dann über Prag und Wien seine Reise in seine Heimath weiter.

Gleich nach seiner Ankunft in Kaszmarck, wurde Kriebel als Hofmeister in Lautschburg in dem Donat Barady Szakmarischen Hause angestellt. Allein hier verblieb er nicht lange. Schon nach einem Jahr kam er in eben der Eigenschaft nach Speries in das Samuel Pulsky'sche Haus, wo er sechs Jahre lang verweilte. Binnen dieser Zeit erhielt Kriebel einen doppelten Beruf als Rector, den einen nach Gömör und den andern nach Eszternel: allein von den

Vortheilen die er als Pädagog genoss, zurückgehalten, schlug er beide Vocationen aus. Endlich nahm er die Subrectorsstelle an dem Leutschauer Lyceum an, der er sieben Jahre lang, zum höchsten Nutzen der Jugend, die er bildete, vorstand. Von Leutschau wurde er dann im Jahr 1785 nach Podgorze in Galizien, unweit Krakau, als Geistlicher berufen. Kriebel war an der dortigen Gemeinde, die sich während der Josephinischen Toleranz gebildet hat, der erste Prediger; aber es wollte ihm auf seinem Posten nicht recht gefallen. Er sehnte sich sehr in sein Vaterland zurück. Kriebel eröffnete sein Verlangen mehreren hohen Gönnern in Ungarn; diese verwendeten sich kraftvoll für ihn und so geschah es, daß er, vorzüglich auf Recommendation der um die protestantische Kirche in Ungarn hochverdienten Männer, des Emerich Horvath's Stanisith von Gradecz und Joseph Ujhazy's von Budamer, schon nach zwei Jahren den Beruf als Prediger nach Klein-Comniz in der Zips erhalten hat.

Auf das vollkommenste zufrieden war Kriebel mit seiner neuen Station. Er verwaltete mit dem größten Eifer sein Predigtamt und stiftete durch eine Reihe von 25 Jahren in der Mitte seiner Pfarre Kinder, die mit herzlicher Liebe an ihm hingen, unendlich viel des Guten. Noch jetzt sind die schönen Früchte von seinem geistlichen Wirken und seiner geistlichen Aussaat, an dem Frömmigkeitsfinne sichtbar, der die wackere Klein-Comnizer evangelische Gemeinde charakterisirt und vor mehreren andern auszeichnet.

Im Jahr 1806 wurde Kriebel zum Senior des löblichen und ehrwürdigen subcarpatischen Seniores einstimmig gewählt, er bekleidete die ihm übertragene Würde auf das ruhmvollste bis an sein Lebensende. Im Jahr 1811 am 22. Jänner versetzte ihn der Tod von hier, in die ewig grünenden Gefilde einer andern bessern Welt.

Kriebel war ein vielfach gebildeter, sehr gelehrter

Mann und ein ausserordentlich großer Jugendfreund. Seine Vorliebe für die Jugend und die Erziehung derselben, war gränzenlos. Nur in ihr liegt der Grund, warum Kriebel sich zu ihrem Besten als Lehrer, so viele Jahre lang aufopfern konnte. Er war im vollsten Sinne des Wortes ein vortrefflicher Schulmann und Pädagog. Dazu hat ihn aber auch die Natur mit allen erforderlichen Geistesgaben, insbesondere mit einem didaktischen Talente ausgerüstet gehabt. Schon war Kriebel Prediger und er vermochte es nicht über sich zu bringen, sich ganz von der Jugendwelt zu trennen. Da er nun auf dem Lande der Ruhe vollkommen genoss und Zeit genug hatte, so weihte er seine amtsfreien Stunden wieder, mit aller Kraft dem Erziehungsgeschäfte. Er nahm mehrere adelige und bürgerliche Kinder zu sich in Kost und Quartier und unterrichtete sie mit beispielloser Geduld und Emsigkeit, auf das vortrefflichste. Mehrere sehr angesehene Männer in und ausser der Pips, segnen seine Asche, indem sie ihm, als ihrem gewesenen Lehrer und Erzieher, ihr sittliches Glück und ihre Geistesbildung verdanken. Die Art Kriebels mit den Kindern umzugehen war sehr zart, human und äusserst einnehmend. Seine Zöglinge waren ihm daher auch mit aller Liebe zugezogen.

Ausser der Schrift, die unter dem Titel: „Ansichten der jetzigen Erziehung der Jugend“ im Jahr 1809 in Leutschau herauskam, ist von Kriebel sonst weiter nichts im Drucke erschienen.

Ezechiel Matthyasovský von Alsó-Matthyasfalva.

Matthyasovský kam im Jahr 1763 am 11. April zu Bussocz oder Bauschendorf auf die Welt. Sein Vater war Alexander Matthyasovský und seine Mutter Susanna, geborne von Görgey. Für den Soldatenstand von Kindheit auf eingenommen, widmete sich Matthyasovský demselben schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre. Er trat als Kadet bei dem Graf Rudolph Palffy'schen Infanterie-Regimente ein und wandelte muthigen Geistes, die herrlichsten und schönsten Proben von seiner Kühnheit und Unerfrodenheit im Felde ablegend, seine betretene militärische Laufbahn fort. Wie Matthyasovský überall als Held gefochten hat und wie sehr tapfer er immer gewesen war beklunden laut seine vielen Kriegsmerten, die ihn von einer Ehrenstufe auf die andere versetzt hatten. In den blutigen Gefechten, die mit den Preußen (sowohl in dem sogenannten siebenjährigen Kriege, als später) geführt wurden, zeichnete er sich zuerst bei Schweidnitz, unter dem General Laudon, dann bei Halberstadt und endlich bei Collin, als ein muthvoller, unerfrodenener Krieger aus. In dem Treffen bei Halberstadt verlor er seine ganze Bagage und in der Schlacht bei Collin, kam er mit seinem Leben in große Gefahr. Er stürzte bei dem Verfolgen des Feindes in einen tiefen Morast, das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen und einer von den Feinden machte Miene ihn niederzuhauen. In eben dem Augenblicke aber, als der feindliche Mann den Hieb gegen ihn geführt hat, kam ein kaiserl. Husar herangesprengt, der ihn mit sei-

nem Säbel den Kopf spaltete und so den bedrohten Ober-Lieutenant Mattyasovskly das Leben rettete. Zur Belohnung für seine bei Collin an den Tag gelegte Tapferkeit, wurde Mattyasovskly zum Rittermeister ernannt. Er wurde bei dieser Gelegenheit von dem Graf Grewen'schen Regimente zu dem Graf Kalnoky'schen Husaren-Regimente versetzt.

Eben so ruhmvoll wie in dem Kriege mit den Preussen, hat Mattyasovskly sich auch in dem Türkenkriege ausgezeichnet. Am tapfersten hielt er sich in der Schlacht bei Martinesztje. Die kais. Armee commandirte jetzt ein Chef der General Prinz Coburg und mit seiner Division, während des blutigen Gefechtes befand sich Mattyasovskly unter dem Commando des russischen Generals Surarow. Zur Belohnung für seine Heldthat wurde Mattyasovskly mit der Charge eines Obrist-Lieutenants bekleidet.

Der zu Sisoftow errichtete Friede, machte den Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und der Türkei, ein Ende. Wie gegen die Türken, eben so tapfer gefochten hat Mattyasovskly auch gegen die Franzosen, in dem mit ihnen später angegangenen Kriege. Viele sind die Thaten, die er muthvoll und mit der größten Vorsicht und Klugheit, jetzt vollzogen hat. Insbesondere ausgezeichnet hat er sich bei Mantua, unter dem Commando des Generals Wurmsler. Für jegliche Verdienste, die Mattyasovskly sich in dem französischen Feldzuge, mit den Waffen in der Hand, erworben hat, wurde er mit der Obristen-Charge belohnt. Im Jahr 1799 endlich kam er mit Pension und dem Titel eines General-Majors nach Hause. Er versügte sich auf sein Landgut Tothfalu in der Lips, wo er von seinen Kriegsstrapazen auszuruhen wünschte. Der im Kriegsdienste ergraute Held genoss aber der ersehnten Freuden im Schooße der ländlichen Ruhe nicht lange, denn er starb schon nach sieben Jahren; er endete an den Folgen der Wassersucht im Jahr 1806 am 20. Dezember.

Samuel Fuchs,

erblickte im Jahr 1770 am 16. Oktober in Leutschau das Licht der Welt. Dem gelehrten Stande sich widmend, studierte er zuerst in der Schule seiner Vaterstadt, dann begab er sich nach Debreczin wo er die Cynntax absolvirte und von hier kam er zuletzt als Rhetor nach Preßburg. Nachdem Fuchs in Preßburg unter den Professoren: Stretschko, Fabri und Sabel ruhmvoll seinen höhern Studiencurs beendigt hatte, ging er nach Jena. Hier waren unter andern seine Professoren: Reinhold, Schüz, Griesbach, Döderlein, Saccor, Voigt, Schmidt und Ulrich. Durch die Vorlesungen der genannten Männer, bereicherte Fuchs seinen Geist mit den herrlichsten Kenntnissen. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Jena, kehrte er nach Ungarn zurück und wurde sogleich als Hofmeister bei einem Herrn von Szirmay angestellt, dessen zwei Söhne er unterrichtete. Fuchs war mit seiner Anstellung ganz zufrieden, und er rechnete die Jahre, die er als Hofmeister verlebte, immer unter die glücklichsten seines Lebens. Im Jahr 1794 besand er sich mit seinen Eleven in Kásmark, wo sie auch an dem öffentlichen Schulunterrichte Theil nahmen.

Eben um diese Zeit brachte der verdienstvolle Leutschauer Rector und Professor Martin Liedemann, seine schöne Idee in Hinsicht der Gründung eines Erziehungsinstitutes zur Realität. Er sah sich um wackerere Mitgehilfen um und da Fuchs ihm als ein Mann von solider Gelehrsamkeit bekannt war, so redete er ihn an und gewann ihn bald für seinen Plan. Das Beginnen Liedemanns im Reiche der Pädagogik hatte für Fuchs'n einen sehr großen Reiz; er verließ seinen Hof-

meisterposten und begab sich nach Leutschau, wo er aus allen Kräften Liedemanns Werk, als treuer Mitarbeiter, fördern half. Fuchs machte aber auch ferner noch Glück in Leutschau. Nach einem sehr kurzen Aufenthalt wurde er von dem Schulpatronat zum öffentlichen Professor der Philosophie und Mathematik an dem dortigen Lyceum gewählt. In diesem Charakter wirkte Fuchs, von rastlosem Fleiß und Eifer begleitet, bis zum Jahr 1809, in welchem Jahr er nach Cerva's Tod, als Prediger nach Kásmark berufen wurde. Jedoch nicht lange verwaltete er allhier sein Predigtamt; er ging schon im Jahr 1813 ab, dem Berufe folgend, den er nach Bredesky's Ableben, nach Lemberg als Prediger und Superintendent von Galizien erhalten hat. Aber auch hier in seinem weit ausgedehnten Wirkungskreise, war es ihm von der Vorsehung nicht vergönnt, lange für das Wohl der seiner geistlichen Oberaufsicht anvertrauten Gemeinden zu sorgen. Der Tod raffte ihn schon nach vier Jahren im Jahr 1817 dahin. Er fiel in der Kraft seines besten männlichen Alters, als Opfer seines Pflicht- und Amtseifers an den Folgen einer Ansteckung, die er sich bei der Besorgung eines Spitalkranken zum Tode, zugezogen hat.

Fuchs war ein Mann von einem sehr edlen, biedern und offenen Charakter. Aller Verschlagenheit und Kriecherei feind, zeichnete er sich überall durch echte Wahrheitsliebe und bescheidene Freimüthigkeit aus. Seine Verdienste, die er sich in seinen beiden Ämtern, als Schulmann und Prediger erworben hat, waren sehr beutend; sie waren so groß, daß sie ihm zu seiner Zeit einen Platz unter den ersten Schulmännern und Predigern der protestantischen Kirche in Ungarn anwiesen. Als Professor an der Leutschauer Schule, hat er zu ihrem Flor unendlich viel beigetragen. Die Jugend, an deren Bildung er arbeitete, liebte, schätzte und fürchtete ihn sehr. Er besaß eine vortreffliche Lehrgabe. Als Kásmarker Prediger stand er seiner großen Kanzelberedtsamkeit wegen, vorzüglich in einem großen Ansehen. Er wirkte

bort so zu sagen Wunder mit seinen Predigten. Die Kirche war daher immer gedrängt voll, wenn er auftrat. Mehrere derjenigen, die an den öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen selten oder gar nie Theil nahmen und die daher allgemein in dem Rufe gefährlicher Freigeister und Atheisten standen, wurden durch seine Kanzelvorträge bekehrt und zu den fleißigsten Kirchengängern umgeschaffen. Unstreitig gehört Fuchs'n von dieser Seite das Verdienst, daß er mit seiner Lehre der gesunkenen Religiosität einen Schwung aufwärts gegeben und der sehr erkalteten Kirchenliebe mehr Leben und Geiß eingehaucht hat. Fuchs predigte sehr gelehrt, jedoch so populär und einfach, daß ihn jedermann verstehen konnte. Seine Sprache war sehr rein, fließend und bilberreich. Zum Grunde seiner Predigten lagen gewöhnlich frei gewählte Texte.

Den nicht unbedeutenden Ruf, den Fuchs sich auch als Schriftsteller erworben hat, bestätigen vorzüglich die beiden Lehrbücher, die er in lateinischer Sprache verfaßt und in den Jahren 1801 und 1803 in Leutschau herausgegeben hat. Das eine führt den Titel: „Institutiones logicae usibus scholasticae juventutis accommodatae“ und das andere „Elementa juris naturae.“ Durch beide Schriften wurde in dem Bereiche des protestantischen Schulwesens in Ungarn, einem großen Bedürfnisse abgeholfen. Ihr Werth verbreitete sich allgemein und sie wurden bald fast auf allen protestantischen Lyceen, als Schulbücher eingeführt. Fuchs war ein vortrefflicher Lateiner.

Ausser den erwähnten zwei Schriftwerken, hat Fuchs auch noch mehreres Andere geschrieben, das in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt wurde und das eben auch die Vielsachheit seiner gelehrten Kenntnisse, trefflich beurkundet. In dem patriotischen Wochenblatt, das Dr. Süßel (in den Jahren 1803 und 1804) herausgegeben hat, kommen von ihm folgende Aufsätze unter folgenden Titeln vor: „Aufforderung zur Errichtung von Scheunen in den untersten Gegenden Ungarns.“

„Beitrag zur Culturgeschichte in Ungarn,“
und „Über den Safranbau, als einen in Un-
garn noch beinahe gar nicht benützten Er-
werbszweig.“

Johann Wächter.

Wächter, ein Sohn Johann Wächter's und
der Maria Thomasz, wurde im Jahr 1728 am 16.
Februar in Kásmark geboren. Nachdem er seine Stu-
dien in der Schule seiner Vaterstadt beendet hatte, wurde
er dort im Jahr 1749 als Lehrer angestellt. Er unter-
richtete in der vorstädtischen Schule die Regenten und
Donatisten. Im Jahr 1762 aber, ward er der Schu-
le, der Prinzipisten in der Stadt vorgefetzt. Zu glei-
cher Zeit erhielt er auch das Glöckneramt. Früher
aber, noch im Jahr 1754 wurde er von der Gemeinde
zum ordentlichen Zeichenbesteller gewählt und als
dieser durch einen Beschluß des Lokalconventes vom 25.
März bestätigt. In diesen Ämtern verblieb Wächter
bis zu seinem Tod. Er starb, 74 Jahre alt, im Jahr
1802 am 23. Februar.

Wächter war ein sehr braver und fleißiger Lehrer.
Er bekleidete seinen Posten 55 Jahre lang und unstreitig
groß sind die Verdienste, die er sich als Bildner der
aufblühende Kásmarker-Jugend, binnen dieser langen
Zeit, erworben hat. Die Zahl der Schüler, die er jähr-
lich unterrichtete, belief sich immer über Hundert. Seine
Lehrmethode war vortrefflich und vollkommen richtig auf
das zarte Alter und die verschiedenen Fähigkeiten seiner
Diszipel berechnet. Sie beruhete ganz auf Lancaster-
schen Grundsätzen ohne daß je Wächter etwas von Lan-

easter und seiner Unterrichtsmethode gebrüt hat. In seinem Schulmannsberufe lag Wächtern nichts so sehr am Herzen, als seinen Schülern die Grundsätze der Religion recht einzuprägen, weil er es wußte, wie sehr alles zeitliche und ewige Heil der Menschen von wahrer Religiosität und Gottesfurcht abhängt. Viele, ja die meisten der noch lebenden Bürger und Bürgerinnen Käsmarcks, verdanken ihm und seinen rastlosen Bemühungen, das Glück ihrer ersten geistigen und sittlichen Ausbildung. Und ungeachtet Wächter in seiner Schuldisziplin äußerst scharf und strenge gewesen war, was aus der Schule der Philanthropen, manchen Pädagogen gar nicht gefallen wollte; so verfehlte er doch nicht den Endzweck, den er dabei erreichen wollte. Das Heilsame von seiner Schärfe und Strenge sahen Alle (und später auch seine Schüler) ein, denen es bekannt war, wie vieles bei der Erziehung, auf das Ansehen und die Auctorität des Lehrers ankommt.

Als das Normalsystem in Ungarn sein Daseyn erhielt und dasselbe hie und da in den Schulen eingeführt wurde, machte sich Wächter mit demselben auch bekannt. Er ging nach Kaschau, empfing darüber dort den nöthigen Unterricht und erhielt, nach rühmlich abgelegtem Examen, sein Diplom.

In seinem Messner- oder Glöckneramte, das er 40 Jahre lang verwaltet hat, war Wächter sehr pünctlich. Ihm lag ob, die Matrikeln der Getauften, Copulirten und Verstorbenen zu führen. Nichts versah Wächter, was die Pünctlichkeit dieses wichtigen Dienstes erforderte; das Matrikularwesen befand sich unter ihm immer in der besten Ordnung.

Wächter schrieb sehr gerne und diese seine Schreibleist beurfundet gewissermassen seinen edlen Sinn für Literatur. Er zeichnete sehr genau alle Ereignisse von Merkwürdigkeit auf, die sich in seinen Tagen in- und ausserhalb der Gränzen der Käsmarker Gemeinde zugetragen haben. Das Manuscript, das noch vorhanden ist, betitelte er: „Ephemerides Sacrestiae.“

Auch zeichnete sich Wächter noch als Dichter sehr vortheilhaft aus. Er schrieb zwar nur Gelegenheitsgedichte; die aber nicht schlecht waren. Aus allen blickt ein nicht geringes Talent für Poesie hervor und bei einer größern Bildung und Übung in diesem Kunstfache, würde es Wächter nicht zu einem kleinen Grad von Vollkommenheit und Höhe gebracht haben.

Johann Christian Engel

trat im Jahr 1770 am 17. Oktober zu Leutschau in die Welt. Seine große Liebe zu den Wissenschaften, die sich schon bei ihm in seinem Knabenalter zeigte, bewirkte, daß er überall in den Schulen, wo er studiert hat, sich als einer der fleißigsten Schüler immer auszeichnete. Nachdem er in Preßburg, als Primaner, die höhern Studien absolvirt hat, begab er sich nach Göttingen. Hier widmete er sich mit vorzüglich großem Fleiße den historischen Wissenschaften. Engel lehrte von der Universität zurück und wurde nach einigen Jahren bei der königl. siebenbürgischen Hofkanzlei als Hofsekretär angestellt. Später erhielt er das Amt eines k. k. Bücherensors; auch bekleidete er zugleich die Würde eines weltlichen Rathes des k. k. Consistoriums Aug. Conf. in Wien.

Jedem seiner Unter machte Engel Ehre; er zeichnete sich bei allen seinen Geschäften, als ein Mann von dem größten Pflichteifer, der größten Ordnungsliebe und Pünctlichkeit aus.

Sein Lieblingsstudium, dem er seine amtsfreien Stunden mit rastloser Thätigkeit gewidmet hat, war die Geschichte. Wie groß und wie viel umfassend seine historischen Kenntnisse gewesen waren, beweisen die vie-

len Werke historischen Inhaltes, die er geschrieben und herausgegeben hat. Insbesondere laut von seinen Leistungen und Verdiensten in dieser Hinsicht, spricht die von ihm in vier starken Bänden verfasste Geschichte des Königreichs Ungern." Dieses schätzbare Werk, das seine letzte Arbeit gewesen war, versetzt ihn mit Recht, seinen Namen verewigend, in die glanzvolle Reihe der ersten und vorzüglichsten Historiographen Ungarns.

Die große historische Gelehrsamkeit Engels, wußte auch das Ausland zu schätzen. Die Belege dafür sind in den Ehrendiplomen enthalten, die er zur Würdigung seiner literarischen Verdienste, von mehreren gelehrten Gesellschaften bekommen hat. So nahm ihn im Jahr 1811 im Monate April, die Königl. Sozietät der Wissenschaften in Warschau zu ihrem correspondirenden Mitgliede auf. Die nämliche Ehre widerfuhr ihm auch in eben dem Jahr im Monate Juni, von der Kaiserl. russischen Universität zu Charkow.

Engel war von einem sehr schwachen Körperbaue und kränkelte sehr oft. Er erreichte daher kein sehr hohes Alter. Im Jahr 1814 am 20. März, ging er, erst 44 Jahre alt, in Wien mit Lode ab.

Andreas Ujhazy von Budamer.

Ujhazy wurde zu Hollo, Donnig im Jahr 1781 geboren. Er war der älteste Sohn Joseph Ujhazy's und der Theresia, einer gebornen von Mariassy. Stark von der Sehnsucht ergriffen, seinen tapfern Ahnen, an Kriegerruhm ähnlich zu werden, den sie vor dem Feind sich erworben hatten, faßte Ujhazy frühe den Entschluß, sich dem Soldatenstande zu widmen. Er studierte daher mit ausgezeichnetem Fleiße alle jene Wissenschaften, die sein militärischer Beruf erforderte und wurde im Jahr 1799 Soldat. Als dieser hat Ujhazy, sich überall, während seiner ganzen Dienstzeit, durch Tapferkeit und den pünctlichsten Pflichteifer, auf das vortrefflichste ausgezeichnet. Er avancirte daher schnell und stieg von einer Ehrenstufe zu der andern. Den italienischen Feldzug vom Jahr 1809 hat er ganz mitgemacht und in demselben sich vorzüglich tapfer gehalten. Die schönsten und glänzendsten Proben von seinem Heldenmuth und seiner Unerlöschlichkeit im Felde, legte er in dem Gefechte bei Fontana Freda ab. Es war am 16. April (1809) als dort der Feind eine feste Position genommen und den Plan aufgefaßt hat, die Oesterreicher zu schlagen und sie aus ihrer festen Stellung zu verdrängen. Er rückte deshalb kühnen Muthes, mit einer starken Abtheilung Infanterie, einem Bataillon von Strasoldo und einem Detaschement von Franz Carl und Banalisten, vor. Es kam zu einem blutigen Gefechte. Von beiden Seiten wurde mit der größten Erbitterung gefochten. Allein da der Feind weit stärker gewesen war, so senkte sich das Glück bald auf seine Seite und die Angegriffenen, die sich zwar wacker vertheidig-

ten, begannen zu weichen; dieß sah Ujhazi (der jetzt die Charge eines Rittmeisters in dem Baron Dtt'schen fünften Husaren-Regimente bekleidete), er fiel zur Unterstützung der Geschlagenen und Zurückgebrängten, mit drei Bügen von seiner Escadron in die Flanke der feindlichen Truppen und war so glücklich, daß er durch seinen Kühn und äußerst Flug eingeleiteten Angriff, nicht nur die Gefahr der Gefangennehmung von den Kaiserlichen abgewendet, sondern auch den verwegenen Feind ganz in die Flucht geschlagen hat. Der Feind, der an Gefangenen und Todten 200 Mann einbüßte, floh in der größten Unordnung; die ermutigten Kaiserlichen setzten ihm nach und es kam zu einem neuen äußerst blutigen Treffen, in welchem die österreich'schen Truppen, einen vollständigen Sieg davon getragen hatten. Dieser Sieg, zu dem Ujhazi der Tapfere durch seinen Heldenmuth das Meiste beigetragen hat, war für die österreich'sche Armee in Italien von dem günstigsten Einfluß und den herrlichsten Folgen. Die gesammten Heeresstruppen drangen hierauf ohne alle Hindernisse und Beschwerenisse, bis an die Piave vor, machten die schönsten Eroberungen und fügten dem Feinde großen Schaden zu. Der Sieg der Oesterreicher über die Franzosen bei Campana am 8. Mai, wo 20,000 Mann, der feindlichen Armee von 15 Cavallerie-Regimentern und 40,000 Mann Infanterie, kraftvoll widerstanden, war auch eine Folge des erwähnten Sieges.

Durch die bei Fontana Freda an den Tag gelegte Bravour, zog der Rittmeister Ujhazi, die ganze Aufmerksamkeit seiner Obern auf sich; man pries ihn allgemein als einen tapfern Mann und lobte seinen Kriegermuth. Insbesondere zufrieden mit seiner Heldenthat war der General Feldmarschall-Lieutenant Johann Baron von Frimont. Schön ist das Attestat, das er ihm hierüber öffentlich ertheilt hat. Es lautet folgendermassen: „Daß der Herr Rittmeister v. Ujhazi von Dtt Husaren in der Affaire am 16. April 1809 bei Fontana Freda, den von mir erhaltenen Auftrag, der

ihm bedeutete, während dem Rückzug des Feindes, selbst bei Roncio in die Flanke zu fallen, mehr als übertrouffen und sich durch sein Benehmen, Ordnung und Beurtheilung des günstigen Augenblickes des Angriffes und dann seiner persönlichen Tapferkeit besonders auszeichnete — dieß wird durch meine Unterschrift besagtem Herrn Rittmeister attestirt. Lusignano den 7. Mai 1809."

„Johann Freiherr von Frimont
G. F. M. L."

Der G. F. M. L. von Frimont — dann Fürst von Antrodocco — gewann den jungen Rittmeister Ujhazy recht lieb. Er wurde durch ihn zum Major ernannt und in seinem Regimente als Escadrons-Chef angestellt.

Nach Beendigung des italienischen Feldzuges kam Ujhazy, mit der Armee die Ce. kaiserl. königl. Hoheit der Erzherzog Johann commandirte, nach Ungarn und nach dem Abschlusse des Friedens wurde er mit dem Regimente nach Croatien verlegt. Hier verblieb er bis zu dem Ausbruche des französischen, russischen Krieges. Als dieser im Jahr 1812 erfolgt war, begab sich Ujhazy mit dem Regimente nach Rußland. Allein hier erreichte er das Ziel seiner militärischen Laufbahn. Er zog sich einst bei der Musterung seiner Division durch eine starke Verkühlung eine Krankheit zu, die ihn so heftig angegriffen hat, daß er nimmermehr im Stande war, die Pflichten seines Dienstes zu erfüllen. Er kehrte kranker nach Lemberg zurück und hier war es, wo im Jahr 1815 im Monathe Mai, eine Lungenentzündung seinem theuern Leben ein Ende gemacht hat.

Ephraim Osterlamm.

Osterlamm erblickte im Jahr 1742 am 5. November, in Leutschau das Licht der Welt. Seine Eltern waren Andreas Osterlamm und Elisabetha, geborne Frölich. Als ein sehr fleißiger Student betrieb er in den vaterländischen Schulen die Wissenschaften mit großem Vortheil für seine Bildung. Er entwickelte sehr schöne Geistesgaben und nachdem er das Ziel seines Studencurses erreicht hatte, besuchte er, um zu noch höherer Geistesvollkommenheit zu gelangen, die Leipziger Universität. Unter den Männern, mit welchen er hier Freundschaft geschlossen hat, war vorzüglich Sclert einer seiner wärmsten Freunde. Jedoch in Leipzig verweilte Osterlamm nur ein Jahr lang. An seinem fernern Studieren allbort verhinderte ihn die schmerzhafteste Krankheit des Augenwehes, die ihn mit Heftigkeit überfiel. Betrübten Herzens kehrte Osterlamm in sein Vaterland zurück; aber auch hier verließ ihn der Schmerz seiner Augen nicht. Das Übel nahm immer mehr zu und es schwächte sein Augenlicht so sehr, daß er nicht im Stande war, trotz der vielen ehrenvollsten Aufforderungen, die ihm zu Theil wurden, ein Amt als öffentlicher Lehrer zu bekleiden. Er ließ sich in seiner Vaterstadt nieder und verlegte sich auf den Privatunterricht in der teutschen und französischen Sprache. Die meisten seiner Privatisten waren aus der Zahl der Jünglinge, die aus den untersten Gegenden Ungarns am Leutschauer Gymnasium studierten. Er erwarb sich von dieser Seite, als gründlicher Sprachlehrer, um die Jugend große Verdienste. Da er eine vortreffliche Lehrgabe besaß und dabei auch die Kunst verstand, auf eine sehr gefällige und lieb-

volle
von
seine
Spr
Gr
Gr
ich
neu

Ma
sche
Ar
ten
leit
er
die
de
fr
G
de
te
le
d
S

volle Art, das seinen Schülern beizubringen, was sie von ihm lernen sollten, so gewann er viele für sich und seine Vorträge. Bei seinem Unterrichte in der teutschen Sprache bediente er sich der eigenen von ihm verfaßten Grammatik, die er im Jahr 1781 unter dem Titel: „Grammatica germanica in usum juventutis“ in Leutschau herausgegeben hat. Später erschien davon eine neue Auflage.

Osterlamm war ein sehr gebildeter, vortrefflicher Mann; ein Mann von der größten Bescheidenheit, Menschenfreundlichkeit und Güte. Für Menschen, die mit der Armuth Qualen kämpften und die ihm ihr Elend entdeckten, hatte er das gefühlvollste Herz. Er theilte von Mitleid und Wehmuth durchdrungen, alles mit ihnen, was er hatte. Seine innigste Seelenfreude war es, wenn er die Thränen von den Wangen seiner nothleidenden Brüder trocken und die Last ihrer Trübsal ihnen, durch kraftvollen Rath und Beistand, erleichtern konnte. Keine Gelegenheit Gutes zu stiften versäumend, verwendete er den größten Theil seines Vermögens und seiner Einkünfte, zu ihrer Beglückung und Unterstützung. Überhaupt lag ihm, als einem ausgezeichneten Menschenfreunde, die Förderung des allgemeinen Menschenwohls sehr am Herzen.

Als Mann von einem heitern Temperamente war Osterlamm für die Wonnegüsse des geselligen Lebens sehr eingenommen. Er war einer der angenehmsten Gesellschafter, dem es nie an Unterhaltungsstoff gebrach, wenn er in der Mitte seiner Freunde sich besand. Sehr oft fanden in seinem Hause die geistreichsten Unterhaltungen statt, an welchen seine Schüler sowohl, als andere aus der Mitte der Leutschauer Jugend, Theil nahmen. Die Jugend hing ihm daher sehr an; er liebte sie aber auch als ihr innigster Freund aus ganzer Seele wieder.

Das Wirken Osterlamm's als Privatlehrer, äußerte auf den Zustand der Leutschauer Schule, einen sehr wohlthätigen Einfluß. Sie gewann ungemein viel

an ihrem guten Rufe. Was daher bis jetzt noch Lobliches von ihr, in Hinsicht ihrer guten Einrichtung, ihres Flor's und der starken Frequenz der Studierenden all dort gilt, ist das fortwährende Product und Resultat seiner Bemühungen. Eigentlich nur aus der Lebensperiode Osterlamm's datirt sich das bis jetzt noch statt findende große Zuströmen reformirter Studenten nach Leutschau, die zum Theil der Excolirung der Studien, größtentheils aber wegen Erlernung der teutschen Sprache, dahin kommen.

So ein ausgezeichnete und berühmte Mann, wie Osterlamm gewesen war, mußte natürlicher Weise die volle Aufmerksamkeit des Publikums, in seiner nächsten Umgebung auf sich ziehen. Dieß geschah auch wirklich. Ganz Leutschau, erkannte und schätzte seine Talente und Verdienste. Es widersuhr ihm daher auch von Seiten der Bürgerschaft und des Adels alle Hochachtung. Die Evangelischen wählten ihn zum Curator ihres Gymnasiums und die gesammte Stadtgemeinde ernannte ihn zuerst zum Vorsteher ihrer Armenanstalt und später dann (1806) zum Senator. In der Verwaltung aller seiner Ämter und Würden, bewährte sich Osterlamm immer, bis an sein Lebensende, als ein Mann von dem edelsten Bürgerinne und der lobenswürdigsten Thätigkeit und Geschicklichkeit. Er starb unvermuthet nach einer sehr kurzen Krankheit im November 1810 in Eißla, im Zempliner Comitat, als er sich dort in der Weinlese befand.

Johann Generſich.

Generſich trat im Jahr 1761 am 15. Auguſt zu Käsmark in die Welt. Sein Vater Chriſtian Generſich war dort ein ſehr angeſehener Bürger und Handelsmann, ſeine Mutter Suſanna, war eine geborne Koſko.

Generſich war der Sohn ſehr wohlhabender Eltern und dieſe ſcheuten kein Opfer, um ihn, vorzüglich in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, die beſte Erziehung zu geben. Und nicht vergeblich thaten ſie für denſelben alles Mögliche, denn ſeine treffliche Aufführung und ſein kräftiges Fortſchreiten in allem Guten, belohnte ſie hinlänglich für alle ihre Mühe und Sorgfalt.

Zuerſt beſuchte Generſich die Schule ſeiner Vaterſtadt. In ſeinem eilften Jahre aber, als er eben in die Gyntax translozirt worden war, ging er nach Debreczin, der ungraiſchen Sprache wegen. Nach einem einjährigen Aufenthalte alldort, kehrte er wieder nach Käsmark zurück und verſügte ſich dann nach Feľſö-Sajo im Gömörer Comitate, um dort die ſlovakiſche Sprache ſich eigen zu machen. Hier waren ſeine Lehrer, Gotthard und Paulini. Der erſte unterrichtete ihn in den rhetoriſchen Wiſſenſchaften und der andere im Slovakiſchen. Nach ſeiner Rückkehr von dort, ſetzte er wieder ſeine Studien in Käsmark unter den Profeſſoren Schuleľ und Potkonizky fort. Um ſich aber in der vaterländiſchen Sprache noch mehr perfectioniren zu können, begab er ſich auf ein Jahr noch nach Gömör und von hier zog er dann nach Preſsburg, wo er unter dem berühmten Rector und Profeſſor Joh. Georg Stretſchko, ſeine Studien beendigte.

Überall hatte sich Generſich als ein fleißiger Student und als einer der gefälligſten Jünglinge ausgezeichnet, dem alle ſeine Lehrer recht hold und gewogen waren. Hinlänglich vorbereitet um eine ausländiſche Uni-verſität beziehen zu können, begab er ſich nun im Jahr 1782 nach Jena, wo er den theologischen, philoſophiſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften, mit dem größten Fleiße, oblag. Seine Lehrer waren die Profeſſoren: Döderlein, Griesbach, Eichhorn, Ulrich, Heinrich, Müller, Schüz, Wiedeburg und Loder. Nach einem vierthalbjährigen Verweilen in Jena, kehrte er dann im Jahr 1785 nach Ungarn zurück.

Ungefähr ein Jahr lang hielt Generſich ſich nach ſeiner Rückkehr in Käsmark auf und jezt wurde er von dem Baron Johann Caliſtus von Caliſch, der zu Biſſics im Trentſchiner Comitatz wohnte, als Hofmeiſter zu ſeiner einzigen Tochter, berufen. Ehrenvoll behauptete Generſich ſeinen Poſten als Erzieher. An ſeinem Unterrichte zugleich mit ſeiner Elvini Theil nahmen auch die beiden Pronayſchen Baronessinnen, Agnes und Theresia.

Nach zwei Jahren (1788) erhielt Generſich den Beruf nach Käsmark, als Profeſſor der Eloquenz. Als dieſer dozirte er bis zum Jahr 1818. Jezt valedizirte der biſherige hochberühmte Rector des Lyceums Adam Potkonigky; Generſich trat in ſeine Stelle und wurde Profeſſor der hiſtoriſchen und politiſchen Wiſſenſchaften. Im Jahr 1821 aber, ward er zum Profeſſor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes in Wien an der dortigen evangeliſchen Lehranſtalt beſördert, wo er auch bis zu ſeinem Tod verblieben iſt. Er ſtarb im Jahr 1825 am 18. Mai. Eine Bruſtwafferſucht machte ſeinem theuern Leben ein Ende.

Generſich verwaltete ſein Lehramt mit muſterhafter Treue, Ausdauer und Gewiſſenhaftigkeit. Er war ein Mann von viel umfaſſender und ſolider Gelehrſamkeit. Von dieſer Seite betrachtet, nahm er unter den

berühmtesten Gelehrten der östereich'schen Monarchie, mit Recht den ersten Platz ein. Hätte die Natur ihn auch mit den Talenten eines Redners beschenkt gehabt, so würde der Glanz von der Fülle seiner gelehrten Kenntnisse, vorzüglich bei seinen öffentlichen Lehrvorträgen, noch mehr in die Augen gefallen seyn. Und sehr wahrscheinlich lag in eben diesem Naturdefect, der sich schon durch seine leise und äußerst schwache Stimme ankündigte, die Schuld davon, daß die meisten seiner Schüler, seinen Prälectionen so ungetreue beizuhöhrten und ihm auch nicht (da er weder durch sein Äußeres, noch vermög seiner Stimme imponiren konnte) die gebührende Hochachtung zollten, denen er als einer der aufgeklärtesten Männer, werth und würdig war.

In seinem Betragen war Gener sich sehr freundlich, bescheiden, zuvorkommend, überaus höflich und im höchsten Grade dienstfertig. Einem jeglichen der Studirenden an dem Kärntner Lyceum, stand seine ausgesuchte und große Bibliothek, zur Benützung offen. Mit der größten Bereitwilligkeit und dem größten Vergnügen, theilte er jedem seine Bücher, der ihn darum ansprach, zum Lesen war. An diese seine Güte, werden sich gewiß viele seiner gewesenen Schüler, die ihn zu schätzen wußten, dankbar erinnern und dafür seine Asche segnen. — Mit seinen Collegen lebte Gener sich in der größten und schönsten Verträglichkeit. Doch an den Freuden und Ergötzlichkeiten des geselligen Lebens, fand er kein großes Behagen. Er liebte die Einsamkeit und pflegte sehr wenig zu sprechen. Aus seinem ganzen Wesen blühte eine gewisse Schüchternheit und Angstlichkeit hervor.

Als Schriftsteller hat sich Gener sich sowohl im In, als Auslande einen ungemein großen Namen erworben. Er ist der Verfasser von sehr vielen und tief gründlich geschriebenen Werken. Aus ihrer Zahl sind die gehaltreichsten und größten folgende:

Beiträge zur Schulpädagogik. Wien 1792.

Von der Liebe des Vaterlandes. Ein historisch-philosophischer Versuch. Wien 1793. 2 Th.

Biographische Darstellungen der größten und ausgezeichnetsten Männer aller Zeiten und Völker der Weltgeschichte. Wien 1811. 5 Th.

Trajan. Ein biographisches Gemälde. Wien 1811. 2 Th. *)

Wilhelmine. Ein Lesebuch für Mädchen von 10 bis 15 Jahren zur Bildung des Herzens und des Geschmacks. Wien 1811. 2 Th.

Alfred. Ein Lesebuch für Jünglinge von 15 bis 20 Jahren zur Bildung des Herzens und des Geschmacks. Seitenstück zur Wilhelmine. Wien 1812. 2 Th.

Kurze allgemeine Weltgeschichte für Studierende. 1815. 3 Th.

Geschichte von Oesterreich. Wien 1815. 8 Th.

Weltgeschichte für gebildete Frauenzimmer mit vorzüglicher Rücksicht auf Völkersitten und auf berühmte Frauen aller Zeiten. Leipzig 1817. 5 Bände.

Kurzer Abriss der Geschichte von Oesterreich, Böhmen und Ungarn. Tyrnau 1824.

Ausser den hiergenannten Werken, sind von Genersich auch noch verschiedene Gelegenheitspredigten und andere Reden im Druck erschienen, die er öffentlich gehalten hat. Auch lieferten von ihm mehrere Zeitschriften, an denen er mitarbeitete, einige von ihm verfasste, sehr interessante Aufsätze. — In seinem großen literarischen Nachlasse finden sich viele für den Druck ausgefertigte Manuskripte theologischen, historischen und philosophischen Inhaltes vor.

*) Als dieses Werk erschienen ist, erhielt Genersich von dem Grafen Georg Festetics von Tolna, ein Geschenk von 100 Gulden.

Gregor Berzewicz y v. Berzewicz und Kafas-Lomniß.

Berzewicz y erblickte im Jahr 1765 am 15. Juni zu Groß (oder Kafas-) Lomniß das Licht der Welt. Er war der Sproßling eines uralten adeligen Geschlechtes.

Ungeachtet Berzewicz y als der Sohn sehr begüterter Eltern, mit der Zeit zu dem Besitze großer Reichthümer zu gelangen hoffte, so hatte dieß glückvolle Loos für ihn doch keinen so hohen Reiz, daß er verblendet von ihm, in die Macht derselben sein ganzes Vertrauen gesetzt und nach Art mancher Anderer, die die Gunst eines ähnlichen Glückes genossen, die Bildung seines Geistes vernachlässigt hätte. Ihm galt der Geistesadel mehr, als alle Vorzüge der Geburt. Daher war er auch von seiner Jugend auf, aus allen Kräften bemüht, sich den Namen eines echt wissenschaftlich gebildeten Mannes, der dem Staate und der gesammten Menschheit nützen könnte, zu erwerben. Und dazu hatte die Natur ihn mit den schönsten Geistesgaben ausgerüstet gehabt.

Den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte Berzewicz y in dem väterlichen Hause, belehrt und geleitet durch geschickte Privatlehrer. Später wurde er nach Kásmarck geschickt, wo er mit großem Fleiße den Studien, die sein künftiger Beruf erforderte, oblag.

Berzewicz y's Wunsch war, seinem Vaterlande als Staatsbeamter, in irgend einer seiner Branchen zu dienen. Er studierte daher mit vorzüglichem Eifer die Staatswissenschaften. Doch widmete er seine Aufmerksamkeit auch der Rechtswissenschaft und ob es

gleich in seinen Planen nicht lag, einst die Geschäfte eines Advokaten zu betreiben, so bewarb er sich doch um das Advokatendiplom, das ihm auch im Jahr 1783 nach rühmlichst abgelegten Examen zu Theil wurde.

Nicht zufrieden war aber Berzewicz y mit dem auf vaterländischem Boden errungenen Schatz seiner Kenntnisse; er sehnte sich sehr nach den Musentempeln des Auslandes um dort seiner Geistesbildung einen höhern Schwung geben zu können. Deshalb versügte er sich im Jahr 1784 nach Göttingen, wo er an der dortigen Universität studierte. Er hörte größtentheils statistisch-politische Collegien und hielt sich dort ein halbes Jahr auf. Nach Verlauf dieser Zeit, begab er sich auf Reisen um seinen gelehrten Kenntnissen, durch die Erfahrung mehr Kraft und Solidität zu verschaffen. Er durchwanderte in anderthalb Jahren einen großen Theil von Deutschland, Frankreich und England.

Als Berzewicz y das Ziel seiner gelehrten Reisen erreicht hat, kehrte er in sein Vaterland zurück. Auf seiner Rückkehr traf er (1787) in Wien ein und hier hatte er das Glück, Sr. Majestät dem Kaiser Joseph II. in einer Audienz vorgestellt zu werden. Berzewicz y äußerte sein Verlangen in Staatsdienste zu treten und der erhabene Monarch versicherte ihn auf das gnädigste, daß er bald bei irgend einem Landesbikasterium eine Anstellung erhalten werde. Diese erfolgte auch wirklich sehr bald, kaum daß Berzewicz y auf den Fluren seiner Heimath ein Paar Monathe verweilt hat. Er wurde bei der königl. ungarischen Staatshalterei zuerst als Praktikant und später dann, bei eben dieser hohen Landesstelle, als Concipist, angestellt. Allein mit dem Emporrücken zu einem höhern Amte, wollte es in Berzewicz y's jetzigen Dienstverhältnissen, durchaus nicht recht glücklich von statten gehen, ungeachtet er sich, von dem edelsten Pflichteifer ganz durchdrungen, alle Mühe gegeben hat. Er war endlich des fruchtlosen Hartens und Strebens müde und entsagte im Jahr 1795 seinem Amte.

Nach dieser Handlung Berzewicz'y's die auf die seines Geistes und auf sein ganzes übriges Leben, einen entscheidenden Einfluß hatte, zog er sich auf seine Güter in der Zips zurück und lebte dort in ungestörter Ruhe ganz nach den Wünschen seines edlen Herzens. Herrlich und schön und des gerechtesten Lobes werth sind die Thaten durch die er sich auf so mannigfache Art und Weise, in dieser Periode seines Lebens als Patriot, Menschenfreund und Schriftsteller, ausgezeichnet hat. — Im Jahr 1801 wurde er nach Emerich Horvath's Tode, einstimmig von der Theißer-Superintendentenz N. C. zum Districtual-Kirchen und Schul-Inspector gewählt. Würdig war Berzewicz'y des großen Vertrauens, das bei dieser Wahl in ihn seine Glaubensbrüder gesetzt hatten, denn er entsprach demselben ganz, durch die würdevolle und gewissenhafte Verwaltung seines wichtigen Amtes. Er zeichnete sich auf seinem Posten, als ein Mann von echter Religiosität und der glühendsten Liebe für seine Kirche aus: denn hätte diese Liebe und die Tugend der Frömmigkeit ihn nicht mit ihrem Geiste beseelt gehabt, so würde er unmöglich die Beschwerden seines Amtes so geduldig haben ertragen und so viele Opfer zum Heil seiner Glaubensgenossen, bei der Aufrechthaltung und Verfechtung ihrer Religionsfreiheiten darbringen können. — Außer dieser Würde schmückte Berzewicz'y'n auch noch die eines wirklichen Beisizers der Gerichtskafel mehrerer Gespanschaften, die er auch mit Ruhm in der Vertheidigung der Rechte des Thrones und des ungrischen Reiches behauptete.

Als Menschenfreund und Wohlthäter, erscheint Berzewicz'y auf dem Schauplatze seines Lebens, in der Glorie des höchsten Ruhmes. Er war ein unermüdeter Berather der Armen und ihr kräftigster Unterstützer. Unzählbar sind die Gaben seiner Milbthätigkeit, durch die er weit und breit der Bedrängten traurige Herzen erfreut und ihre niedergeschlagenen Gemüther aufgerichtet hat.

Als Patriot handelte Berzewiczzy nach den edelsten Grundsätzen und wo sich ihm nur eine Gelegenheit darboth, suchte er durch Rath und That zur Förderung des vaterländischen Heils, sein Scherflein beizutragen. Doch vielen seiner schönen patriotischen Wünsche und Projecte, von einem feindlichen Dämon, aus dem Hintergründe der Parteilichkeit und der Mißgunst bedroht, vermochte er nicht trotz des großen Eifers der seine Brust für alles Erhabene, Schöne und Gute entglühete, den Stempel der Verwirklichung aufzudrücken. Eine seiner Lieblingsideen, die sein ganzes Wesen in die Gluthen des höchsten Enthusiasmus versetzte, war die Beförderung und Erhebung des ungrischen Commerzes. Es war eine Freude den Edlen über diesen Gegenstand im Günstigen seiner bezaubernden Beredsamkeit sprechen zu hören, wenn er die Kraft und Auxiliarmittel auseinandersetzte, wodurch der ungrische Handel auf die Stufe des höchsten Floris gehoben werden könnte. Daß Berzewiczzy diesem Gegenstande gewachsen war und daß daher seine Raisonnements hierüber nicht den leeren Hirngespinnsten gleichen, beweisen seine gründlichen Reflexionen, die er über die Möglichkeit und die enorm großen Vortheile des nordischen Handels in Bezug auf Ungarn, niedergeschrieben und dann dem löbl. Zipser-Comitate zur Prüfung vorgelegt hat. Aus dem Grunde, um über diesen Gegenstand gründlich urtheilen und sprechen zu können, hat er im Jahr 1807 in den Monaten April und Mai, eine Reise nach Warschau und Danzig unternommen. *)

In seinem Umgange war Berzewiczzy freundlich, voller Bescheidenheit und ganz ohne Stolz und Anmaßung. Bei seinen erhabenen Geistes- und Herzenszeigen-

*) Bruchstücke aus dem Tagebuche dieser seiner Reise, sind in mehreren Zeitschriften oft, als in den vaterländischen Blättern, in dem Freimüthigen und in den Wiener-Annalen der Lit. und Kunst abgedruckt.

schaften, beunruhigte ihn nie des Ehrgeizes und des Eigendünkels Erwahn; die Kronen des Verdienstes, die andere sich erworben hatten, socht er nie, von niedriger Eifersucht verleitet, an. Mit seinen eigenen Verdiensten zu prahlen und zu glänzen, war nie seine Sache. Er sehnte sich daher auch nie, um der Welt und den Menschen zu gefallen, nach dem eitlen Flimmer hoher Würden.

Als Literator nahm Berzewicz y in der Republik der Gelehrten, einen hohen Rang ein. Wichtig in seinem Wirkungskreise von dieser Seite sind die Evolutionen seiner Geisteskräfte, die der Zeitgenius den Tafeln der Unvergänglichkeit anvertraute. Sein Geschmaç und seine Vorliebe für Wissenschaft und Kunst, waren vorurtheilsfrei; daher sind auch die gelehrten Behauptungen, die aus seiner Feder floßen so gediegen, solid und voller Ealbung. Seine Schreibart war zierlich, bündig und rein, insbesondere war sein lateinischer Styl kraftvoll und correct.

Seinen ausgebreiteten Schriftstellerruhm bezeugte Berzewicz y sowohl in den einzelnen größern gedruckten Schriftwerken, als in den zerstreuten Aufsätzen, die er als fleißiger Mitarbeiter an mehreren in- und ausländischen Journalen, für dieselben geschrieben hat. Überall verrieth er den größten Scharfsinn und legte oft vorzüglich bei der Beurtheilung politisch-statistischer Gegenstände, die originellsten Ansichten an den Tag.

Allein ungeachtet Berzewicz y der Thätige, von den reinsten Motiven zu fördern die gute Sache, die das allgemeine Menschenwohl bezweckte, bewogen, sich der Excolirung der Wissenschaften widmete, so hatte diese edle Hinopferung seiner Seelenkräfte an der Kamönen Altären, über ihn doch manchen Ueger und manche Verfolgung gebracht. Er wurde sehr oft verkannt und stark mißverstanden. Viele der Halbgelehrten oder der sogenannten Versäufener, die sich als Feinde aller wissenschaftlichen Cultur und Aufklärung von Vorurtheilen befangen, durch ihre Mißurtheile ankündigen, fanden vorzüglich mehrere seiner publizistischen Projecte und Ideen oft zu grell, zu freimüthig und

zu paradox. Doch aus jeglichem ihrer Gegenargumente, ging nur das Resultat hervor, daß die Finsterniß mit dem Lichte sich nimmer und zu keiner Zeit vertragen könne. Berzewiczzy der Aufgeklärte begriff dieß alles sehr wohl und er ertrug, ohne sich in einen unnützen Wort- oder Federkrieg einzulassen, jegliche Schmähung mit Geduld. — Im Jahr 1804 wurde er von der königl. Sozietät der Wissenschaften in Göttingen, zu ihrem correspondirenden Mitglied aufgenommen.

Die Werke, die Berzewiczzy geschrieben hat, sind folgende: „De Commercio et Industria Hungariae.“ Diese Schrift war seine erste und sie wurde im Jahr 1797 in Deutschau gedruckt und im Jahr 1802 dann in Weimar unter dem Titel: „Ungarns Industrie und Commerce“ in's Deutsche übersetzt. Ihr gewichtvoller Inhalt, der zur Zeit der Erscheinung des Buches nicht mit der erforderlichen Aufmerksamkeit aufgenommen und beurtheilt wurde, scheint in seiner Bediegenheit und Gründlichkeit sich erst in unsern Tagen, da man jetzt mehr, als einst darauf bedacht ist, den ungrischen Handel emporzuheben, zu bewähren. Später (1806) schrieb er: „De conditione indoleque Rusticorum in Hungaria;“ und im Jahr 1808 gab er in Pesth die Brochüre unter dem Titel: „Ansicht des asiatisch-europäischen Welthandels nach dem jetzigen Zeitbedürfniß betrachtet“ heraus.

Keine der, von Berzewiczzy dem Freisinnigen, verfaßten Schriften, hat ihm so viele Verfolgungen und Neckereien zugezogen, als jene welche über den Zustand der Bauern in Ungarn, handelt. Berzewiczzy mochte wohl das Freimüthige, das seine Schrift enthielt eingesehen haben und daher war er eigentlich nicht Willens, selbe dem Drucke zu übergeben: allein Joseph von Mariaffy, einer seiner vertrautesten Freunde, drang in ihn, er möchte das Manuscript ihm übergeben, indem er den Druck desselben, auf seine Verantwortung besorgen wolle. Dieß geschah. Berzewiczzy hatte

zwar gerechte Gründe der Bitten seines Freundes nachzugeben; denn ihn konnte vor jedem noch so großen Vorwurf, im Fall das Publikum ihn als den Verfasser des Werkes erkannt haben würde, sein reiner Patriotismus schützen, der ihm jegliche Behauptungen, die es umfaßte, in die Feder dictirte — doch mußte er für diese Gefälligkeit dem Freunde erwiesen, viel leiden. Allein nicht lange stand es an, so fand Berzewiczzy Trost, Beruhigung und volle Genugthuung, bei seiner Klage über das Schicksal seines Buches und die lieblosen Angriffe die er erlitt, vor dem Tribunale des gesunden Menschenverstandes, in den schönen und ehrenvollen Urtheilen, die über sein Geistesproduct im Auslande von den gelehrtesten Männern Deutschlands, als einem Schlöczer, Heeren, Eichhorn, Grellmann und Sartorius gefällt wurden. Insbesondere schrieb der berühmte Statistiker und Historiograph Schlöczer, eine herrliche Rezension darüber, die in den Göttinger gelehrten Anzeigen abgedruckt wurde. Auch erschien bald davon eine teutsche Übersetzung in Weimar und jeder kenntnißreiche Mann, der dieses gehaltvolle Werk Berzewiczzy's las, krönte dasselbe mit dem lautesten Beifall.

Berzewiczzy's letztes Werk unter dem Titel: „Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn“ erschien drei Monate nach seinem Tode. Es wurde in Leipzig gedruckt. Ein Glück aber für den selig verklärten Berzewiczzy war's, daß er in seiner Ruhelammer im Reiche der Todten, nichts von dem Getöse vernahm, das über seine Schrift sich erhob, als höchst unzufrieden damit, der ewig wachende und nimmer ruhige Verfolgungsgeist, voll Ingrimm in die Lärmtrompete stieß, so daß von dem Donner des erregten Lärmes in der gelehrten Welt, der ganze Erdboden erdröhnte. Er würde es, der Hebliche, nur zu tief, wäre er am Leben gewesen, von den Armen der bittersten Kränkung umklammert, empfunden haben,

spelche inhaltsschwere Wahrheit in dem Spruche „Veritas odium parit“ verborgen liegt.

In seinen häuslichen Verhältnissen, als Gatte und Vater, führte Berzewiczzy das vergnügteste Leben. Von einer zärtlichen und liebenswürdigen Gattin treu geliebt, im Schooße der vollkommensten Ruhe und des Ueberflusses athmend, und von dem Frieden des stillen Landlebens täglich freundlich begrüßt, drückte ihn kein Kummer nieder. Doch lange wie er es und die Seinigen wünschten, durfte sich Berzewiczzy des Lebens hienieden nicht erfreuen. Der Tod überfiel ihn urplötzlich und wider alles Vermuthen, da er kaum noch volle 59 Jahre zählte. Er starb aller ärztlichen Hilfe ungeachtet, sehr schnell von einem Schlagfluß getroffen am 22. Februar 1822.

In die weitläufigen Besigungen Berzewiczzy's, trat als Erbe sein einziger Sohn Titus genannt; ein talentvoller junger Mann, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, daß er als ein würdiger Abkömmling des berühmten Berzewiczzy'schen Geschlechtes, treten werde in die Fußtapfen seines edlen verklärten Vaters.



Johann Bogsch,

war ein geborner Popradet oder Deutschendorf-
fer. Im Jahr 1745 erblickte er das Licht der Welt.
Seine Bildung erlangte er in den Schulen zu Leut-
schau, Schemnitz und Preßburg. In Preßburg, wo
er seinen Studiencurs beendet hat, erhielt er im Jahr 1769
den Beruf nach Leutschau, als Donatistenlehrer.
Bogsch nahm den Beruf an und versügte sich auf sei-
nen Posten. Hier brachte er, in seinem Wirkungskreise
des Segens viel verbreitend, sechszehn volle Jahre
zu. Nach dieser Zeit beriefen ihn, im Jahr 1785 die
Preßburger zu ihrem Organisten und Gram-
matikallehrer. Und hier verblieb Bogsch bis an
sein Lebensende. Er starb im Jahr 1821 am 18. Jän-
ner, an Altersschwäche, nachdem er im Ganzen 55 Jahre
lang die schweren Lasten des Schulstandes getragen hat.

Bogsch war ein sehr thätiger und wackerer Schul-
mann, von dem regsamsten Pflichteifer, der größten
Strenge und Pünktlichkeit. Er hatte eine herrliche Lehr-
methode, kraft welcher er als Dozent unendlich viel Gu-
tes stiftete. In seiner Classe herrschte immer die größte
Ordnung und ungeachtet er in seinen Forderungen an
seine Schüler sehr strenge gewesen war, so liebten und
fürchteten ihn doch alle lindlich. Das schöne Denkmal,
das er sich daher als hochverdienter Schulmann um die
Bildung der Jugend errungen hat, wird kein Sturm der
Zeit zersplittern.

Aber nicht nur allein für die seiner Leitung anver-
traute Schule, lebte Bogsch der unermüdet Thätige,
er lebte auch für die gelehrte Welt. Er beschenkte die-
selbe mit zwei sehr interessanten Schriften, die eine
führt den Titel: „Kurze und auf Erfahrung ge-

gegründete Anleitung nützliche Obstbäume und unentbehrliche Küchengewächse für bürgerliche Haushaltungen zu erziehen" und die andere: „Kurzer Unterricht zu einer auf vielfältige Versuche gegründete natürliche Bienenzucht zur Belehrung für Unerfahrene." Beide erschienen in Wien; die erstere im Jahr 1794 und die andere im Jahr 1795. In beiden Werken, die im Publikum mit großem Beifalle aufgenommnen wurden; hat Bogsch nach dem Fingerzeige eigener Erfahrungen die originellsten Ansichten, die aller Beherzigung werth sind, an den Tag gelegt.

Im geselligen Umgange war Bogsch ein sehr reeller, biederer und rechtschaffener Mann. Die schönen Eigenschaften seines lobenswürdigen Charakters haben ihm überall volle Achtung, die ihn bis an sein Lebensende erfreute, verschafft und sie war der kostbarste Ersatz für die mancherlei Entbehrungen, die er sich bei den schmalen Einkünften die sein Amt ihm abwarf, oft gefallen lassen mußte. — Wem der edle Charakter der Zipserteutschen bekannt war, erkannte an Bogsch'n sogleich; wenn er an ihm die an himmlische Jovialität gränzende stette Heiterkeit seines Geistes wahrnahm und er ihn mit bescheidener Freimüthigkeit sprechen und urtheilen hörte, den eingebornen Zipsler. Seine gute Lanne, selbst wenn der Trauerflügel ob seinem Haupte wehte, verließ ihn nie. Sein größtes Vergnügen war; wenn er, als ein großer Verehrer der Natur; ihre Freuden im Freien genießen konnte. Und dieses wurde ihm immer in seinen amtsfreien Stunden in seinem kleinen Gärtchen, das er mit der größten Sorgfalt und Mühe pflegte, zu Theil. Saß ihm dort, in der dufenden Fließerlaube, nahe seinem Bienenstande, ein Freund zur Seite, den er wohl leiden konnte, so gewährte seine Unterhaltung mit ihm, göttliche Augenblicke. Bogsch vergaß dann auf alles, was zuweilen bittere Gallentropfen in den Kelch seines Lebens träufelte und er war, auf den Segen seines Gärtchens zeigend, unermüdet in

seiner Anpreisung der großen Vortheile, die den Stadt- und Landbewohnern, der Gartenbau und die Bienenzucht, bei zweckmäßiger Einrichtung, abzuwerfen vermögen. Jegliche Gespräche mit ihm über diese Gegenstände und Zweige der Landwirthschaft, waren förmliche Vorlesungen über gute Haushaltung und Sparsamkeit, in der Stadt und auf dem Lande.

Das Glück, dessen Bogsch sich erfreute, ein hohes Alter erreicht und die Tage seines Lebens in stetter Gemüthsruhe und Gesundheit verlebt zu haben, verdankte er größtentheils seiner ordentlichen Lebensweise. Er war ein Mann von der größten Mäßigkeit und Diät in jeder Hinsicht.

Samuel Topperczer.

Topperczer kam im Jahr 1770 am 15. August, in Leutschau auf die Welt. Sein Vater, Johann Topperczer, ein sehr gelehrter und um das Schulwesen hochverdienter Mann, war an dem dortigen Gymnasium Conrector.

Samuel war der Liebling seines Vaters und dieser erzog den Sohn ganz nach seinen Grundsätzen. Und nicht fruchtlos waren die Behauptungen seiner Sorgfalt und seines Erziehungseifers, dieß bewiesen die vielen Tugenden, durch die sich, der an Herz und Geist so trefflich gebildete Topperczer so sehr ausgezeichnet hat. Seine öffentlichen Lehrer an der Leutschauer Schule waren: Johann Bogsch, Samuel Kribel und Elias Chrastina. Als Rhetor begab sich Topperczer nach Sáros-Patak, aus dem Grunde um dort die ungrische Sprache zu erlernen. Nach zwei Jahren

ging er nach Ddenburg, wo er unter den Professoren Wietoris, Raitsch und Stanislaides seine Studien fortsetzte.

Loppercz er widmete sich dem Stande der Theologen. Um für seinen künftigen Beruf sich vollkommen auszubilden zu können, verfügte er sich im Jahr 1791 nach Jena. Seine akademischen Lehrer allhier waren, in der Theologie und biblischen Litteratur, Döberlein, Paulus, Griesbach und Wilhelm Schmidt; in der Geschichte Schiller und in der Philologie und Literaturgeschichte, Schüze. Alle diese hochberühmten Männer, waren auch zugleich Lopperczers ergebensten Freunde, in deren Gesellschaft er sich oft befand und denen er in Hinsicht seiner Geistesbildung unendlich viel zu verdanken hatte.

Loppercz er zeichnete sich auf der Universität, bei der Betreibung seiner Studien, durch seinen Fleiß und Eifer, aus das ruhmvollste aus. Nach drei Jahren nahm er von Jena Abschied und kehrte in sein Vaterland zurück. Hier hielt er sich bei seinen Eltern in Deutschau, aber nur eine sehr kurze Zeit auf, denn er wurde bald von Sr. Excellenz dem Herrn Baron Ladislaw von Pronay, in sein Haus, als Hofmeister berufen. Loppercz er folgte dem Ruf und er erfüllte auf seinem Posten, durch volle zwei Jahre, auf das pünctlichste die Obliegenheiten eines Pädagogen. Nach Verlauf dieser Zeit, beriefen ihn (im Jahr 1796) die Leutschauer, zum dritten Professor an ihre Schule. Er war eigentlich unter diesem Titel und in dieser Eigenschaft, ein Abjunct seines Vaters, dem die Schwäche seines Alters, die Erfüllung seiner Amtsgeschäfte, sehr erschwerte. Acht Jahre lang wirkte Loppercz er als Schulmann sehr thätig fort. Im Jahr 1804 aber, wurde er nach Groß-Schlagenborn, als Prediger berufen. Nicht gerne wollte sich Loppercz er von seinem jetzigen Posten trennen, denn er war für den Schulstand enthusiastisch eingenommen; allein seine Eltern sehnten sich sehr nach dem Frieden und der Stille des Landlebens, sie überre-

redeten ihn zur Annahme der angebotenen Predigerstelle und er handelte, als ein gehorsamer Sohn ihnen zu Liebe, nach ihren Wünschen. Jedoch in Groß-Schlagendorf, verblieb Lopperczer nur drei Jahre. Die Wallendorfer beehrten ihn zu ihrem Seelsorger; er nahm den erhaltenen Beruf an und bezog im November 1807 seine neue Stelle. Allein Wallendorf war für Lopperczer'n den Gefühvollen nicht der Ort, auf dem es ihm vergönnt gewesen wäre, beschützt von der Hand des Friedens und im Genuße einer ungestörten Ruhe zu wirken. Er ertrug aber sein widriges Schicksal mit Fassung und Geduld und lebte ganz den Pflichten seines hohen Berufes, bis ihn der Tod von dieser Welt abgefordert hat. Er starb im Jahr 1815 am 14. Juli, an den Folgen einer Ansteckung, die er sich durch den Besuch eines Kranken, der am Faulstieber darnieder lag, zugezogen hat. — Als Wallendorfer-Prediger, bekleidete Lopperczer auch die Würde eines Notärs des XIII. Zipserstädter Seniorates.

Lopperczer war ein edler, frommer und sehr religiöser Mann. Alle seine Handlungen trugen das Gepräge von den schönen Gefühlen an sich, die sein biederes und gottergebenes Herz durchströmten. Seine Sitten waren von der größten Reinheit und als Folge dieser Reinheit und des Bewußtseyns, nie sein Gewissen besetzt zu haben, war die große Heiterkeit seines Geistes die ihn nie verließ und seine innige Theilnahme an den reinen Freuden des geselligen Lebens. In seinem Umgange war er voller Bescheidenheit und Humanität und als Freund seinen Freunden, als Mann von dem unwandelbarsten Gemüthe, mit ganzer Seele zugethan.

Was den Charakter Lopperczer's nach diesen schönen Geistes- und Herzenseigenschaften noch mehr erhoben hat, war seine große kindliche Liebe für seine alten, betagten Eltern. Ihnen zu Gefallen, um nicht vielleicht in seinem Ehrenverhältnisse, als Gatte veranlaßt zu werden sie zu erzürnen und ihre letzten Lebensstunden zu trüben, entsagte er ganz den ehelichen Freu-

den und verheirathete sich nicht. Er verblieb daher bis an ihr Lebensende ihr zärtlichster Pfleger und Ernährer.

Als Professor hatte Topperezer von Natur aus eine sehr schöne Gabe zu lehren und seinen Zuhörern das, was er propädnirte auf eine angenehme Art, recht deutlich und anschaulich zu machen. Er stiftete daher während der Verwaltung seines Professorates unendlich viel Gutes. Das Wohl der Leutschauer Schule ging ihm sehr nahe an und er arbeitete rastlos, mit seinen Collegen den damaligen Professoren Liebemann und Fuchs, an ihrer Emporbringung. Mit gleichem Eifer als Lehrer, wirkte Topperezer auch an dem von Liebemann errichteten Erziehungsinsitute.

Wie sehr groß Topperezer's Ordnungsliebe gewesen war, wie pünctlich und gewissenhaft er seine Berufsgeschäfte vollstreckte, und wie ämfig er immer noch an seiner Selbstbildung fortarbeitete, bezeugt das von ihm seit dem Jahr 1789 bis zum 15. Juni 1815 ununterbrochen fortgeführte Diarium. Was er nur Schönes und Vöbliches in seinem Leben gethan hat, kommt in demselben vor. Auch gibt es noch Kunde darüber, mit welcher einem großen Eifer er das Studium der Bibel in ihren Ursprachen betrieben hat. Um von dieser Seite echte Fortschritte machen zu können, ließ er keine der neuen Schriften, die zu seiner Zeit, von den berühmtesten Erregeten zum Vorschein kamen, unbeachtet und ungelesen.

Wie Topperezer in seinem theologischen Fache fest und gründlich gewesen war, so war er dieß auch in der Philosophie und der Geschichte, insbesondere war er ein großer Ästhetiker. — Das Latein, das er sprach und schrieb, war rein und echt classisch.

Auch hat Topperezer sich noch als Schriftsteller merkwürdig gemacht. Der Werke, die er verfaßt und geschrieben hat, gibt es sehr viele, nur aber haben die wenigsten davon das Licht der Publizität erblickt. Jene, die im Drucke erschienen, sind folgende: *Dissertatio philosophica de Aesthetica transcendentali, quam publice defendit M. Friedericus Carolus Forberg*

Altenburgo Saxo, respondente Samuele Topperczer Hungaro. Jenae 1792.

Über die Sitten und den Geschmack der Griechen in Rücksicht auf Freundschaft und Liebe und: Über den eigennütigen und uneigennütigen Trieb der menschlichen Natur. Beide Abhandlungen erschienen im Jahr 1796 in dem zweiten Bändchen, der von Michael Wagner in Wien herausgegebenen Beiträge zur philosophischen Anthropologie und den damit verbundenen Wissenschaften.

Zwei Predigten; die eine die Topperczer bei seinem Abzug von Groß-Schlagendorf, als Abschieds- und die andere die er bei seinem Antritt der Predigerstelle in Wallendorf, als Antrittspredigt in dem Jahr 1807 gehalten hat. Ferner: *Supremum pietatis monumentum, memoriae Viri olim Cl. Doct. D. Joannis Topperczeri consecratum. Leutschoviae. 1811*; und zuletzt ein Kriegs- und ein Confirmationslied.

Außer diesen wenigen gedruckten Schriften aber, hinterließ Topperczer sehr viele im Manuscript. Sie sind unter andern folgende: Geschichte der Stadt Leutschau in kirchlicher und politischer Hinsicht. — *Theologia Dogmatica.* — *Theologia Moralis.* — *Institutiones et Tabellae rhetoricae.* — Anleitung in die Religionslehre. — Über Elementar-Philosophie. — Anweisungen zur zweckmäßigen Einrichtung des Schulunterrichtes. — Unterricht vom heil. Abendmahl. — Tabellarische Übersicht der ältesten Geschichte Griechenlands. — Über die Erziehung des Menschen. — Über das Gefühlsvermögen. — Über die Verbindung der Seele mit dem Körper. — *Conscriptio omnium locorum Terrae Scypsiensis.* — Topographische Beschreibung einiger Gegenden und Orter Ungarns. — Gedichte; ein Band. — Leichenreden und Ge-

bethe; drei Bände. — Reichreden; zwei Bände, und noch viele andere mehr.

Sn's Teutsche übersetzt hat Lopperczter folgende Werke: das Buch Cicero's von der Freundschaft; den Juvenal, einige Reden des Isocrates und Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates.

Daß in den angeführten Manuscripten große literarische Schätze enthalten seyn mögen, kann bei der großen Gelehrsamkeit, die ihren Verfasser schmückte, in gar keinen Zweifel gezogen werden und es ist ewig schade, daß dieselben eine Beute der Motten werden müssen.

Johann Georg Schmitz.

Schmitz trat im Jahr 1766 in Kásmark an das Licht der Welt. Von seinen Eltern für den Lehrstand bestimmt, bildete er sich in der Schule seiner Vaterstadt; seine Lehrer waren unter andern: Schulek, Klaniga, Schwartzner und Potkonizky. Nach rühmlichst zurückgelegten humanistischen und philosophischen Studien, begab er sich, um seine höhere Geistesbildung besorgen zu können, auf eine ausländische Universität. Er wählte sich Greifswalde. Hier verblieb er zwei Jahre und kehrte dann im Jahr 1768 in sein Vaterland zurück. Gerade bei seinem Eintreffen in Kásmark, war durch den Abgang Johann Löröf's, das Subrectorat vakant. Schmitz wurde von den Kásmarkern berufen und er nahm als Subrector die Stelle an. Doch nur ein Jahr lang bekleidete er dieselbe; im Jahr 1769 erhielt er den Beruf als Prediger nach Groß-Pomnig und er ging dahin ab. Voll des glühendsten Eifers verwaltete Schmitz allhier

sein Predigtamt durch volle 17 Jahre. Im Jahr 1801 wurde er zum Senior des subkarpatischen Seniorats gewählt, welche Würde er, mit voller Kraft, Auctorität und Geschicklichkeit behauptete. Allein manche Verdrießlichkeiten und manche widrige Ereignisse begannen zeitlich Schmiß'n innerhalb der Gränzen seines Wirkungskreises zu beunruhigen. Seine Lage wurde von Tag zu Tage ärger und endlich so schlimm und unerträglich, daß er von seiner Station wegzukommen wünschte. Gerade jetzt, da er voll des Mißmuthes über sein Schicksal und die mancherlei Verfolgungen gewesen war, die ihm der Ruhe und der Zufriedenheit Glück raubten, wurde er zum Prediger nach Bielitz in Schlesien berufen. Es war im Jahr 1806. Schmiß nahm mit Freuden den erhaltenen Beruf an und versügte sich nach Bielitz. Glücklichere Lage erwarteten ihn allhier in der Mitte seiner neuen sehr gebildeten Gemeinde. Auf das genaueste erfüllte Schmiß die Pflichten seines Seelsorgeramtes, der Ruf von seiner Gelehrsamkeit, von seinen Verdiensten und den Vorzügen, die ihn als einen der ersten Kanzelredner auszeichneten, verbreitete sich allgemein und so geschah es, daß ihm schon nach vier Jahren, im Jahr 1810 die Würde eines Superintendenten von Mähren und Schlesien zu Theil wurde.

Schmiß war ein Mann von großer Gelehrsamkeit und einem festen Charakter. Es war sehr schade, daß er seinem Vaterlande entzogen wurde und daß es ihm nicht vergönnt gewesen war, die Schätze seiner vielfachen Kenntnisse, auf die Beförderung des Heils seiner Landsleute zu verwenden. Man verkannte ihn zu stark und würdigte nicht genug der Aufmerksamkeit sein edles Streben, seinem Vaterlande, als Gelehrter zu nützen. Daher zog er eine Anstellung im Auslande vor, wo seinen Geistesvorzügen volle Gerechtigkeit widerfuhr.

Zu der Verschlimmerung und Vergrößerung der Unfälle, mit welchen Schmiß in Ungarn zu kämpfen hatte und die ihn auch aus seiner Heimath trieben, mag

unfehlbar vieles sein männliches und herzhaftes Sträuben gegen die Angriffe derjenigen beigetragen haben, die sein freimüthiges Betragen hie und da, zu hart rügten, das sie mit dem Zuschnitte seines geistlichen Kleides nicht vereinbaren konnten und das nichts anders als das Product seiner großen Weltklugheit und Geistesaufklärung gewesen war. Schmisz wollte sich in die Launen anderer nicht fügen und nichts im Kampfe mit seines Gleichen, von seinen Rechten vergeben, die ihm als einem ungriffigen Edelmann zu kamen.

Von seinem Schriftstellertalent und dem Scharfblicke seiner Menschenkenntniß hat Schmisz vorzügliche Proben in der Schrift abgelegt, die unter dem Titel: „Über das Verhältniß der evangel. Religionen zu ihren Gemeinden und dieser zu jenen, mit Rücksicht auf unsere Zeiten“ im Jahr 1804 in Deutschland erschienen ist. Diese Schrift, die das Gepräge eines ernstlichen Strebens nach Wahrheit und einer vieljährigen Erfahrung an sich trägt, ist vortrefflich ausgearbeitet und ihr ganzer Inhalt umfaßt reine, gebiegene, goldene Wahrheit. Kaum war sie aber im Publikum erschienen, als schon mehrere aus der Klasse der Politiker dagegen und gegen ihren freimüthigen Verfasser, ihre Stimme erhoben. Von allen ihren Gegnern und Feinden, war Johann von Fejes, der überall gerne als Mann von Kopf glänzen wollte, der es gewagt hat Schmisz'n zu widerlegen; jedoch seine mit vom Rost angegriffenen Waffen erzeugte Widerlegung, war sehr schwach und sie brachte die erwünschte Wirkung nicht hervor, die er beabsichtigt hatte: denn Argumente die gn's Lächerliche gränzen und schändliche Sophismen, beweisen nichts.

Außer der erwähnten Schrift erschienen von Schmisz auch noch mehrere Kanzelreden im Druck, die er bei besondern Gelegenheiten gehabt hat. Sie alle liefern die kräftigsten Beweise dafür, wie sehr er in dem Gebiete der Homiletik bewandert gewesen war. Auf die Erscheinung seiner übrigen Predigten, die er herauszu-

geben gesonnen war, wartete das gelehrte Publikum mit großem Verlangen. Allein an diesem herrlichen Unternehmen hinderte ihn die in Bielitz ausgebrochene große Feuersbrunst, in welcher nebst seiner großen Bibliothek auch die Sammlung seiner Predigten zu Grunde gegangen seyn soll.

Auch in der Dichtkunst hatte Schmis sich mit nicht geringem Glück versucht gehabt. Mehrere seiner Gedichte, lyrischen Inhaltes sind in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt. Einen vorzüglichen poetischen Werth aber haben seine geistlichen Gesänge, die in der Liederreihe des Neusöhler Gesangbuches enthalten sind.

Schmis starb eines plötzlichen Todes vom Schlage getroffen im Jahr 1826 in einem Alter von 61 Jahren, zum größten Leidwesen der seiner Seelsorge anvertrauten Gemeinde, die ihn zärtlich liebte und viel zu früh für die gelehrte Welt.

Daniel Táljai,

wurde im Jahr 1760 am 4. Jänner zu Leutschau von adeligen Eltern geboren. Von dem edlen Vorsatze frühe ergriffen und geleitet, sich dem Stande der Gelehrten zu widmen, um seinem Vaterlande dann als ein wissenschaftlich gebildeter Mann dienen zu können, studierte er zuerst in Leutschau, dann in Debreczin und zuletzt in Preßburg. Überall zeichnete sich Táljai als ein sehr fleißiger und talentvoller Jüngling aus. Während seines Aufenthaltes in Preßburg, wo er an dem dortigen Lyceum seine Studien beendigte, machte er Bekanntschaft mit dem berühmten vaterländischen Gelehrten Matthias Kovabinsky. Dieser gewann seinen jungen Freund recht lieb, denn nicht

entgingen dem Scharfblicke seiner Menschenkenntnis, die schönen Geistesfähigkeiten, mit welchen Lalyai'n die Natur ausgeschmückt hatte. Gerade um diese Zeit redigirte Korabinskij, die von Michael Vanderer verlegte Preßburger Zeitung. Lalyai befand sich täglich in seiner Nähe und war ihm bei seinen Arbeiten im Zeitungs-Comtoir oft sehr gut zu Diensten. Korabinskij überzeugte sich von der Geschicklichkeit Lalyai's immer mehr und mehr und als er einer Reise wegen, die er in wissenschaftlicher Hinsicht in das Ausland unternahm, sein Redactionsgeschäft aufzugeben genöthigt war, so konnte er Vanderer'n, in seine Stelle keinen geschickteren Mann, als eben den Lalyai anempfehlen. Vanderer war mit dieser Recommendation zufrieden und Lalyai übernahm die Redaction des Preßburger Zeitungsblattes.

Lalyai verwaltete seinen Posten mit dem größten Fleiß und Eifer. Er glühte ganz für seinen Beruf und vollzog seine Geschäfte freudig und auf das genaueste. Nach Verlauf einiger Jahre aber, nahm er auf Zureden mehrerer seiner Freunde bei dem löbl. Preßburger Comitats Dienste an. Er wurde als Protokollist angestellt. Ganz zufrieden mit seinem Pächteifer war sein größter Gönner, der damalige Vice-Gespann Herr von Mokripodary. Allein Lalyai sah, daß er als Comitatsbeamter sein Glück nicht machen werde; er verließ deshalb seinen Dienst und bewarb sich um einen andern bei der Stadt. Er wurde auch sogleich, bekannt als ein geschickter Mann, zum Grundbuchs-Verwalter und etwas später zum Bürgermeisteramts-Actuarium befördert. Seinem Amte stand Lalyai durch volle 15 Jahre auf das rühmlichste vor. Im Jahr 1811 wurde er Gerichts-Actuarium und nach vier Jahren dann Magistrats-Rath.

Doch nicht lange besorgte Lalyai in seiner neuen Würde, das Wohl der königl. Freistadt Preßburg. Kaum verfloß ein volles Jahr, seitdem er zu derselben erhoben wurde, so ereilte ihn schon auf seiner

Lebensbahn der Tod. Er starb an den Folgen eines Schleimschlages, am 9. April 1816.

Talyai hatte um die Stadt Preßburg große Verdienste und sein Andenken wird in der Mitte ihrer wackern Bürger nie vergehen. Mit Recht besaß er ihre ganze Achtung und Liebe. Außer den ruhmvollen Thaten, die das schöne Resultat seiner ämtlichen Verpflichtungen waren, machte er sich auch durch andere Handlungen noch berühmt, durch die er ihr und seiner Mitbürger Heil beförderte. So hat die damahls eingeführte Feuerlösch-Ordnung, ihr Daseyn und Bestehen oder ihre eigentliche Organisation, nur einzig seiner rastlosen Thätigkeit und seinen Einsichten zu verdanken. Als die beiden Insurrectionen in den Jahren 1797 und 1800 statt fanden, war Talyai einer der Thätigsten, der sich, um die erforderliche Mannschaft anzuwerben und auf den Kriegsfuß zu stellen, die meiste Mühe gab. Ja er bekleidete bei einer der errichteten Compagnieen selbst mit vielen Ehren die Charge eines Hauptmannes.

Seinen ämtlichen Geschäften war Talyai ganz gewachsen. Unter den Vorzügen, die ihn als Beamter von Würde, Verdienst und Geschicklichkeit charakterisirten, war ihm auch der eines großen Stylisten im hohen Grade eigen. Er hatte einen sehr blühenden, reinen und correcten teutschen Styl, wovon seine vielen ämtlichen Aufsätze zeugen. Und diese Geschicklichkeit, die ihm in seiner Wirkungsphäre außerordentlich wohl zu statten kam, hat Talyai sich in der Zeit erworben, als er die Geschäfte eines Redacteurs der Preßburger Zeitung verwaltete.

Christian Generſich.

1759?

Generſich kam im Jahr 1779 am 4. Jänner in Käsmarck zur Welt. Von ſeinen Eltern Chriſtian Generſich und Suſanna Koſko, für den Lehrſtand beſtimmt, ſtudierte er ſehr fleißig und bildete ſich zuerſt in der Käsmarcker Schule. Die ungrifche Sprache erlernte er in Debreczin und die ſlovakifche in Dber-Gzlana. Hier hatte er ſein Quartier bei dem Prediger Martin Lautſchel, einem ſehr gelehrten Manne gehabt, deſſen Bibliothek er mit großem Vortheil für ſeine Geiſtesbildung benutzte. Nachdem nun Generſich hierauf, nach einer zweijährigen Abweſenheit, in Käsmarck ſeinen Studiencurs wieder fortgeſetzt und ſeine höhern Wiſſenſchaften dann auf dem Preßburger Gymnaſium beendigt hatte, ging er nach Söttingen. Hier hielt er ſich zwei volle Jahre auf und begab ſich dann noch auf ein Jahr nach Utrecht. Auf beiden Univerſitäten arbeitete er raſtlos an ſeiner geiſtigen Ausbildung. Er ſtudierte Theologie und machte ſowohl in dieſer als in allen, den Wiſſenſchaften, die in das theologifche Fach einſchlagen, die herrlichſten Fortſchritte. — Im Jahr 1784 kehrte er in ſein Vaterland zurück und wurde ſogleich als Rector an der Diſtrictual-Schule in Sömör angeſtellt. Generſich ſtand ſeinem Poſten mit vielem Nutzen vor und zeigte ſich in der Mitte ſeiner Schüler als ein Mann von tiefer und weit ausgebreiteter Gelehrſamkeit. Der Ruf von der Fülle ſeiner Kenntniſſe drang bis an die Thore ſeiner Heimath. Zwei Jahre verfloſſen und jetzt ging Schwartner von Käsmarck, als Profeſſor nach Odenburg ab. Es war im Jahr 1786. Nun ward Generſich von

*Wunderlich Biogr. Leſikon 8 Theil 1859
gibt an: Chr. G. geb 1756, geſt 1826*

den Kásmarkern zum Conrector an ihre Schule berufen. Er nahm den Beruf an, kam voll freudigen Sinnes in seine Vaterstadt und trug mit großem Beifall in der Klasse der Rhetoren, die schönen Wissenschaften vor. Nach zwei Jahren (1788) wurde er Adjunct des Rectors Potkonizky an dem, von dem kunstliebenden Kásmarker Adel errichteten Lehrstuhle der Philosophie. Nach Verlauf eines Jahres aber, wählten ihn (am 25. Jänner 1789) die Kásmarker, nach dem Tode Samuel Hellner's zum zweiten Prediger. Ganz nach den Wünschen Genersich's, war dieß Ereigniß innerhalb der Kreislinie seiner Lebensschicksale, er vertauschte die Schulkathedr gerne mit der Kanzel und wurde am 10. Februar in Topſchau von dem Superintendenten Ruffiny ordinirt. Mit exemplarischer Gewissenhaftigkeit und dem größten Pflichteifer, verwaltete er durch 36 Jahre sein Predigtamt, zum Theil in Gemeinschaft mit seinen Collegen, zum Theil aber und dieß mehrere Jahre hindurch ganz allein. Daneben trug er auch noch durch mehr als zwei Dezennien, den an dem Kásmarker-Lyceum studierenden Theologen, wöchentlich zweimahl, Mittwochs und Sonnabends, die Pastoraltheologie, Homiletik und das Kirchenrecht vor. Im Jahr 1825 am 30. April, gab er nach einer mehrmöthlichen harten Krankheit seinen Geist auf.

Genersich war ein ausgezeichnet gelehrter Mann, vorzüglich ein gründlich gelehrter Theologe und ein vortrefflicher Prediger. Als Kanzelredner behauptete er in der ganzen protestantischen Kirche Ungarns zu seiner Zeit den ersten Plaz. Ihm kam in Hinsicht dieses Vorzuges keiner gleich und Kásmark konnte mit Recht auf seinen Besiz stolz seyn. In ein ganzes Jahrhundert, kann dem Meere der Vergänglichkeit zufließen, bis die evangelische Kásmarker-Gemeinde, wieder so einen Mann, von so großer Gelehrsamkeit und Eloquenz in ihrer Mitte besizt wird, als Genersich gewesen war. Und eben aus der Rücksicht dieser Vorzüge war er auch im Jahr 1808 bei Gelegenheit der Besetzung der Theiser

Superintendentz, von vielen Gemeinden, als einer der verdienstvollsten Candidaten der Superintendentenwürde (die er gewiß mit Ruhm bekleidet hätte) vorgeschlagen. Seine Predigten, die er immer memorirt, oft aber auch aus dem Stegreife gehalten hat, waren tief durchdacht und trefflich ausgearbeitet. Sie trugen alle den Stempel echt biblischer Gelehrsamkeit an sich und hatten ganz die Kraft, da ein rein christlicher Geist in ihnen wehte, in dem Herzen der Zuhörer das Gefühl der Frömmigkeit zu wecken und das Gemüth zu Gott zu lenken. Freilich für manche waren sie eine sehr harte Rede, die sie nicht gerne hörten: jedoch nur für jene, die dem bösen Zeitgeiste huldigend und von ihm verblendet, von dem Prediger auf der Kanzel eine theatralische Action verlangten und in seinen Religionsvorträgen, poetische Floskeln und romantische Zierereien, suchten.

In Bezug auf sein Äußeres war Gener sich ein sehr schöner Mann, ein Mann voller Würde und Auctorität, der schon mit seiner Person Ehrfurcht einflößte. Seine ganze Körperhaltung, vorzüglich auf der Kanzel war vortrefflich und sie verrieth es schon auf den ersten Anblick, wie tief die Natur selbst seinem Äußern, den Charakter des Ehrwürdigen eingepreßt hat. In seinem Umgange, sowohl mit gelehrten als ungelehrten Menschen, vorzüglich, wenn er sie nicht genau kannte, war er von sehr sparsamer Rede. Er sprach äußerst wenig und eben diese Wortkargheit war Schuld, daß er von vielen so stark verkannt und schief beurtheilt wurde. Viele, die ihn nicht kannten, legten ihm dieß Stillschweigen sehr übel aus; sie hielten ihn für einen Mysanthropen und einen aufgeblasenen, stolzen Menschen, der ganz von Eitelkeit umdüstert, für seine Kenntnisse eingenommen und nur für sich allein zu leben gewohnt war. Allein nichts weniger als dieß, war Gener sich der Biederer. Er war ein großer Menschenfreund, äußerst gesprächig, voll inniger Fröhlichkeit und recht vertraut mit jenen, von deren Rechtschaffenheit, Tugend und Bravheit er überzeugt war. Keine Lücke der Falsch-

heit oder Bosheit beherrschte sein Hertz. Daher liebte und schätzte er auch nur die Redlichen, deren Charaktergebiegenheit alle Proben seiner scharfen Menschenkenntniß ausgehalten hat. Allen solchen war er dann der intimste Freund, ein Freund, der sich ihnen in allem, was sein Wohl und Weh anging, ohne Hehl entdeckte und der es für eine der heiligsten Pflichten hielt, jegliche seiner Seelen- und Gemüthsanverwandten auf das wackerste gegen die Angriffe auf ihre Ehre und ihren guten Namen, von Seiten der Verleumder, mit Mund und That zu vertheidigen. Ja dieß hat Gener sich der Edle, da ihm die Bande der Freundschaft heilig waren, immer gethan. Es gewährte daher die Conversation mit ihm, als einen Manne von solchen erhabenen Herzensenschaften, einem jeglichen seiner Freunde, den reinen Genuß wahrer himmlischen Wonnen.

In seinen letzten Lebensjahren hat Gener sich der Fromme, manche Bitterkeiten erfahren und manches innerhalb der Gränzen seiner geistlichen Amtsführung sich gefallen lassen müssen, was sich mit seiner bessern Überzeugung und dem Edelmuthe seiner Denkart, nicht vertragen konnte: aber er ertrug alles mit Geduld und stiller Ergebung in sein Schicksal. Was es war — wissen nur seine vertrautesten Freunde, denen er es oft mit Thränen in den Augen mitgetheilt und geklagt hat.

Als Gelehrter hat Gener sich in der gelehrten Welt sich auch sehr berühmt gemacht. Es erschienen von ihm, zum Theil zerstreut in mehreren Zeitschriften, sehr gehaltvolle Aufsätze über verschiedene Gegenstände der Literatur, zum Theil aber auch mehrere für sich bestehende Schriftwerke (wohin unter andern auch seine *Theologia pastoralis* gehört) von nicht geringem Werthe. Sein vorzüglichstes Werk aber, das er in zwei Bänden geschrieben und durch welches er sich in der Mitte seiner Landsleute, ein ewiges Denkmal seines literarischen Fleißes erworben hat, ist, das den Titel führt: „*Merkwürdigkeiten der königl. Freistadt Kásmart in Ober-Ungarn am Fusse der Karpaten.*“

Unter seinem literarischen Nachlasse befindet sich nebst andern vorzüglich ein sehr interessantes Manuscript, mineralogischen Inhaltes, das ganz werth und würdig ist der Publizität übergeben zu werden.

Zu den Lieblingsstudien, die den Geist Gener sich's in seinen amtsfreien Stunden beschäftigten, gehört vorzüglich die Mineralogie. Unbeschreiblich groß war der Schatz der Kenntnisse, die er von dieser Wissenschaft besaß. Seine Mineralien-Sammlung, von den ausgefüchtesten und seltensten Stufen, war groß und ansehnlich. Um dieselbe immer größer zu machen, scheute er keine Mühe und keine Unkosten; er unterhielt deshalb weit und breit, mit vielen Metallurgen, einen starken Briefwechsel. Ja um seine Wisbegierde in dem Gebiete der Mineralogie recht befriedigen zu können, machte er öftere Reisen in die Karpaten, die noch so wenig in mineralogischer und botanischer Hinsicht, selbst den Einheimischen bekannt sind. In seinen jüngern Jahren, ging er jährlich zwei bis dreimal dahin. Herrlich labte sich immer sein Geist an den Erhabenheiten der Natur, die sich ihm bei dem Anblicke der majestätischen Alpen darboten. Von seinen Reisen in die Karpaten und von den Erfahrungen die er dort gemacht hat und die er mit Worten nicht genug erheben konnte, sprach Gener sich immer mit Begeisterung, ungeachtet er es allmählig zu empfinden begann, wie vieles sie zu seiner Körperschwäche beitrugen, die sich ihm auf seiner Lebensbahn, mit jedem Jahre lauter ankündigte. Allein Gener sich der große Naturfreund achtete darauf nicht. Kein Zureden seiner Freunde vermochte ihn von seinen Gebirgsreisen und dem Klettern auf die Felsen, mit dem Hammer in der Hand, abzuhalten. Was Gener sich zur Bereicherung der naturhistorischen Wissenschaften, auf seinen Karpatsreisen erfahren hatte, ist sowohl in den interessanten Nachrichten, die er von Zeit zu Zeit, dem Publikum auf dem Wege der Zeitschriften überlieferte, als vorzüglich in seiner gehaltreichen Beschreibung der Zipser Karpaten, enthalten.

Friedrich Wilhelm Flittner.

Flittner erblickte im Jahr 1755 in Georgenberg das Licht der Welt. Sein Vater Johann Christian war ein geborner Sachse und früher, ehe er sich in Georgenberg ansässig gemacht hat, Bataillons-Arzt bei dem sächsischen Regimente Fürst von Schwarzburg Sondershausen. Seine erste geistige Ausbildung erhielt Flittner in der Schule seiner Vaterstadt, dann aber begab er sich, zur Fortsetzung seiner Studien nach Erfurt. Er widmete sich der Arzneikunde und studirte mit ausgezeichnetem Fleiße, wie dieß die herrlichen Zeugnisse beweisen, die ihm die Erfurter Professoren Jagemann und Planer ertheilt haben. Im Jahr 1776 kehrte Flittner nach Ungarn zurück und wurde am 28. März in Tyrnau zum Magister der Chirurgie erhoben. Sein Inauguralexamen legte er cum praeclaro ab. Der damalige Dekan der medizinischen Fakultät, Dr. Trenka von Krzowig, Professor der Anatomie, gab ihm hierüber ein sehr ruhmvolles Zeugniß. Bald nach seiner Graduirung wurde Flittner von dem Professor der Chyrurgie, Dr. Plenl, einem auswärtigen Grafen, auf das ehrenvollste und unter den vortheilhaftesten Bedingungen, als Leibarzt anempfohlen: allein er schlug die angebotene Anstellung ab und dankte seinem Gönner, denn er wollte lieber in seiner Heimath wirken und so kam er noch in demselben Jahr nach Zipsen zurück. Sogleich nach seiner Ankunft wurde er hier als Kreis-Chyrurg der obern fünf k. nigl. Kronstädte angestellt. Im Jahr 1785 aber ward er zum Comitats-Chyrurg des subkarpathischen Districtes ernannt. Als Comitats-Chyrurg versügte sich

Flittner noch in eben dem Jahr, zum Theil auch um einen größern Wirkungskreis zu gelangen, nach Kásmarek, wo er bis an seinen Tod verweilte. Er starb 76 Jahre alt, im Jahr 1829 am 24. April.

Flittner war ein ausgezeichneteter, sehr glücklicher und äußerst berühmter Arzt. Den Platz, den er sich als einer der ersten Ärzte in der Zips erworben hat, behauptete er ruhmvoll bis an sein Ende. Seine practischen Erfahrungen waren ungemein groß. Als ein so geübter, erfahrener und Kenntnißreicher Arzt, hatte er auch eine sehr schöne Art seine Patienten zu behandeln, die schon Muth und Trost aus seinen herzlichen und freundlichen Worten schöpften. Er wirkte daher Wunder an dem Krankenbette. Das Zutrauen war aber auch außerordentlich groß, das man ihm von allen Seiten schenkte. Tausende sind es, die seiner Kunst ihr Leben verdanken und die daher an seinem Grabe seinen großen Verlust beklagen und seine Asche segnen.

Nusser den angeführten berühmten Männern, gab es auch noch mehrere andere, die sich als eingeborne Zipser, in den Tagen ihres Lebens, berühmt und merkwürdig gemacht haben, nur sind alle ihre Lebensumstände, nicht ganz genau bekannt, und daher konnten von ihnen auch keine vollständige Lebensbeschreibungen, entworfen werden. Ich will deren hier einige, um zum wenigsten nur ihre Namen und einige ihrer merkwürdigen Thaten zu kennen, wie sie mir sowohl aus der ältern als neuern Zeit bekannt sind, anführen. Sie sind folgende:

Nikolaus Herko

war ein geborner Leplitzer. Er bildete sich in Deutschland und gehört in die Zahl derjenigen ersten Ungern, welche Luther's Schüler in Wittenberg gewesen waren. Von seiner großen Liebe zu den Wissenschaften angetrieben, bewarb er sich um das Bürgerrecht bei den Teutschen und setzte sich unter ihnen fest. Er gelangte bald als Theologe zu großen Ehrenämtern. Um das Jahr 1540 wurde er zu Arnstadt in Thüringen, Superintendent. Als dieser ließ er im Jahr 1554 zu Erfurt einen Katechismus drucken, der von den Evangelischen mit großem Beifall aufgenommen wurde.

M. Anton Plattner

erblickte das Licht der Welt zu Leutschau im Oktober des Jahres 1555. Seine Studien vollendete er in Wittenberg, wo er den gelehrten Vorlesungen Melanctons beiwohnte. Nach seiner Rückkehr nach Ungarn, erhielt er die Rectorsstelle an der Schule seiner Vaterstadt; später im Jahr 1572 wurde er Pfarrer in Leutschau. Plattner war ein sehr gelehrter und zu seiner Zeit aufgeklärter Theologe. Aber eben seiner großen Gelehrsamkeit wegen, war er, vorzüglich von Seiten seiner Amtsbrüder, den größten Verfolgungen ausgesetzt. Es kam endlich dahin, daß er, des Kryptokalvinismus, da er die Konkordienformel nicht unterschreiben wollte, beschuldigt, in der im November 1597 zu Leutschau abgehaltenen Synode, als ein Keger und Freilehrer, verdammt wurde. — Interessant unter andern aus seinem Leben ist seine Zusammenkunft mit dem berühmten Graner, Erzbischofe und Primas von Ungarn Anton Beranzi, in Speries. Beranzi kam unvermutheter Weise im Jahr

157^s am 17. Mai nach Leutschau, wo er auf seiner Reise nach Speries über Mittag speiste. Plattner hatte davon keine Kenntniß. Veranzi setzte seinen Weg weiter und bald verbreitete sich in Leutschau das Gerücht, er hätte es sehr übel aufgenommen, daß die Leutschauer Geistlichkeit ihm ihre Auswartung nicht gemacht hat. Sogleich beschloß Plattner den begangenen Fehler gut zu machen und er verfügte sich unverzüglich mit dem Sperrdorfer Pfarrer Christoph Fabricius und noch zwei andern von Wallendorf und Kirchdorf, nach Speries. Hier begrüßte Plattner in einer zierlichen Anrede den Erzbischof. Dieser machte ihm Vorwürfe und fragte, warum er sich vor ihm nicht in Leutschau gezeigt hätte? — Plattner begann sich zu entschuldigen, Veranzi aber unterbrach ihn und entgegnete: „Das ist wahr, unser Aufenthalt in Leutschau, war von keiner langen Dauer: Doch hättest du uns immer deinen Gruß persönlich abstatten können, ob es gleich wahr ist, daß wir in Hinsicht des Glaubens, nicht in allen Stücken einerei Überzeugung sind.“ Die anwesenden Zipser Geistlichen, die jetzt schon ganz der Lehre Luther's zugethan waren, verlangten von Veranzi den erzbischöflichen Segen. Plattner war ihr Fürsprecher bei ihm. Ihr Wunsch wurde erfüllt und sie schieden von dem Erzbischofe in Frieden. — Wer die damalige Lage der Evangelischen in Ungarn und ihr Verhältniß, in welchem sie damals zu den Katholiken oder der herrschenden Kirche standen, kennt, wird sowohl in der erwähnten Äußerung und der Gegensehnde des Erzbischofs, als in der Handlung Plattner's und dem Verlangen seiner Reisegefährten, in vieler Hinsicht, sehr viel merkwürdiges finden.

M. Stephan Xylander

oder auch Holzmann genannt, war auch gebürtig aus Teutschau und kam dort im Jahr 1572 auf die Welt. Von Wittenberg aus, wo er noch den Wissenschaften oblag, beriefen ihn die Teutschauer zu ihrem Seelsorger. Es war im Jahr 1599. Xylander nahm den Beruf an und begab sich auf seinen Posten, nachdem er zuvor am 15. Juni des genannten Jahres, in Wittenberg von dem berühmten Superintendenten Agidius Hunnius, ordinirt wurde. Allein in Teutschau verweilte Xylander nicht lange, schon im Jahr 1604 kam er als Pfarrer nach Krompach, später dann 1606 nach Zeben und zuletzt nach Kirchdorf. — Im Jahr 1610 reichte er im Namen seiner Amtsbrüder bei dem damaligen Reichspalatin Georg Thurzo eine Bittschrift ein, in welcher er ihn um die Bestätigung der alten Rechte der geistlichen Fraternität der XXIV Regalium und seinen Palatinalschutz ersuchte. Die Bittschrift durch die Vermittelung Xylander's war für die Bittsteller von den erwünschtesten Folgen. — Im Jahr 1614 wurde Xylander zum Superintendenten der XIII Zipser Städte (die ihren eigenen Superintendenten, eben so wie die sechs königl. Freistädte Ober-Ungarns haben wollten) gewählt, jedoch bald, noch in demselben Jahr wieder von der polnischen Gerichtsbarkeit abgesetzt. Aus welchem Grunde dieß geschah ist nicht bekannt. Nicht genug aber, daß Xylander abgesetzt wurde, die Gemeinden der XIII Städte, mußten auch noch zur Abbüßung dieser Handlung, eine große Geldstrafe belegen. — Xylander war ein gründlich gelehrter Theologe, dieß erbhellet aus den theologischen Schriften, die von ihm im Drucke erschienen sind.

Adam Kunisch

wurde in Kásmark ungefähr um das Jahr 1602 geboren. Sein Vater Christoph Kunisch war dort Stadtrichter und ein Mann von großem Ansehen. Im Jahr 1590 studierte Kunisch in Wittenberg. Nach sechs Jahren beriefen ihn von hier die Kaschauer zum Conrector an ihre Schule und im Jahr 1598 kam er als Rector nach Kásmark. Während der Zeit seines Wirkens in Kaschau, hatte Kunisch mit dem dortigen berühmten Dichter (und nachmaligen Kaschauer Stadtrichter) Johann Volatius, der die Zeit über sein College war, innige Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen. Diese Freundschaft des Volatius war für Kunisch'n sehr ehrenvoll und sie trug unendlich viel zur Erhöhung seines Ruhmes bei, der ihn als einen gelehrten Mann schmückte. Die Aufrichtigkeit seiner Freundschaftsgefühle legte Volatius in den vielen sehr erhabenen Gedichten an den Tag, die er an seinen Freund gerichtet hat. Kunisch war selbst auch Dichter von einem glücklichen, erfindungsreichen Genie. Die Pest, die im Jahr 1600 in der Zips wüthete, raffte ihn in eben dem Jahr, viel zu früh für die gelehrte Welt, dahin. Sein Symbolum war: Ferendum et sperandum."

Sigmund Möß,

trat um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Kásmark in die Welt. Er war als einer der gebildetsten und kenntnißreichsten Männer seiner Zeit bekannt. Die Schätze seiner Kenntnisse, die ihn so berühmt machten, verdankte er größtentheils den Reisen, die er weit und breit unternommen hat. Nach Beendigung seiner Reisen trat er bei dem Wesprimer Bischof, dem damaligen Kanzler von Ungarn, als Sekretär in

Dienste. M ö ß behauptete meisterhaft seinen Posten und bald zog er die ganze Aufmerksamkeit des K. K. Hofes auf sich. Der Kaiser Maximilian II. erkannte bald in ihm den brauchbaren Mann, er berief ihn zu sich nach Wien und ernannte ihn zu seinem Kammerherrn. Als dieser begleitete er ihn auf mehreren seiner Reisen und im Jahr 1570 auch zu dem Reichstag nach Speyer. M ö ß wußte sich vermöge seiner Klugheit und seines Pflichteifers, so in die Gunst und Gnade des Monarchen zu setzen, daß er bald sein Günstling wurde. Der Kaiser starb und M ö ß genoß auch unter seinem Nachfolger, dem Kaiser Rudolph II. im vollsten Maße, der vorigen Gunst und Gnadenbezeugungen. Zur Belohnung seiner vielen, dem Staate und dem hohen Kaiserhause erwiesenen Dienste, erhielt M ö ß von dem Kaiser Rudolph zuerst die Dreyßigerstelle in Lublyo und später dann, im Jahr 1591 einen neuen Adelsbrief mit der Verleihung zweier Curien in Lewlowecz.

Caspar Altman,

war auch ein geborner Käsmarker und seiner Profession nach ein Fleischnacker. Die Thaten, wodurch er sich merkwürdig und berühmt gemacht, bestehen in den großen Opfern, die er als Krieger, schon hoch von Jahren, dem bedrängten Vaterlande dargebracht hat. Es geschah ein Aufruf an die hochherzigen Bewohner Ungarns, sich freiwillig zur Vertheidigung des heimischen Herdes, anzuschließen an die Männer, die bewaffnet dem Feinde, zu seiner Verdrängung, entgegen zogen. Altman, der jetzt schon in seinem Greisenalter stand, vernahm den Ruf, als er eben in der Fleischbank, Fleisch aushackte; er warf das Fleischerbeil von sich, umgürtete sich das Schwert und zog, ungeachtet seines vorgerückten Alters, in den Krieg. Hier hatte er so glücklich, fühn

und tapfer gefochten, daß ihn zur Belohnung seiner Kriegsv Verdienste der Kaiser Matthias II. im Jahr 1614 in den ungrischen Adelsstand erhoben hat.

Martin Groß

wurde ebenfalls in Käsmark im Jahr 1627 am 6. Mai geboren. Seinen größten Ruhm im Dienste seiner Vaterstadt erwarb sich Groß vorzüglich als Deputirter derselben auf den, in den Jahren 1651 bis 1655 abgehaltenen Reichstagen, wo er mit der größten Gründlichkeit, die mannigfaltiger Weise angefochtenen städtischen Freiheiten vertheibigt und für deren Wiedererlangung perorirt hat. Seine rastlosen Anstrengungen und Bemühungen waren nicht fruchtlos. — Groß war zu seiner Zeit einer der scharfsinnigsten und geschicktesten Rechtsgelehrten.

Samuel Medwegky

erblickte gegen die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu Wallendorf das Licht der Welt. Von sehr armen Eltern geboren und daher ganz der Glücksgüter beraubt, fiel es ihm sehr schwer in den Musenhallen, seinem Geist die Ausbildung zu geben, nach der er sich so sehr gesehnt hat. Doch glückte es ihm das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen. Er widmete sich dem Stande der Rechtsgelehrten und studierte sowohl im In- als Auslande, mit unermüdetem Fleiß alle diejenigen Wissenschaften, die in das juridische Fach einschlagen. Ausgerüstet mit den nöthigen Kenntnissen die dem soliden Juristen eigen seyn müssen, begab er sich dann nach Speries und zwar aus der edlen Absicht, um dort sein Fortkommen oder sein Brod zu finden. Sehr günstig waren ihm allhier von allen

Seiten die Umstände; er brachte seinen Plan sich hier an-
 fällig zu machen, zur Realität und gelangte bald, nach,
 dem er in vielen Fällen die schönsten Proben von seiner
 Rechtsklugheit abgelegt hat, zu der Würde eines Sena-
 tors. Aber nicht lange schien dem Hocherfreuten, von
 Glück und Ruhe angelächelt, in den blumenreichen Revie-
 ren seiner rastlosen Thätigkeit, die Sonne seiner errun-
 genen Freuden. Unermuthet bald verfinsterte sich der
 Horizont, der sein patriotisches Streben nach seiner Brü-
 der Heil und Glück begränzte und unermuthet bald ver-
 nichtete ihn der Blitz, der aus den schwarzen Gewitter-
 wolken schlug, die ob seinem Haupte die gewaltige Hand
 seines Verhängnisses zusammen gedrängt hat. — Meb-
 weßky fand, gleich vielen andern ansehnlichen Männern
 auch seinen Untergang in der samösen Sperieser Laniena.
 Im Jahr 1687 den 22. März ward er auf Befehl des Ge-
 nerals Karaffa zu Speries enthauptet. — Sein Leich-
 nam wurde nach Sonnenuntergang, hinter der Stadt-
 mauer begraben. — Karaffa war in Italien geboren
 und starb im Jahre 1693 am 6. Mai in Wien.

Paul Kray von Rokus,

wurde in Kásmark geboren. Sein Vater war Jakob
 Kray. Paul widmete sich dem Soldatenstande und
 zeichnete sich als Krieger von hohem Muth, vorzüglich
 in den Feldzügen, gegen die Türken, unter dem Prin-
 zen Eugen, aus. Auf die Aufforderung des kaiserl.
 Feldkriegs-Commissärs von Nolten, verfertigte er eine
 chorographische Charte von der Tisza, die sehr
 großen Beifall gefunden hat. Es ist dieselbe, die auch
 der berühmte Historiograph Matthias Bel in sein
 Werk, betitelt: „Prodromus antiquae et novae Hunga-
 riae“ aufgenommen hat. — Die letzten Tage seines Le-
 bens brachte Kray größtentheils in Rokus (ober Rox)
 zu, wo ihn auch der Tod ereilte. Er starb am 27. Juli

1720. Sein Leichnam aber liegt in Kásmark begraben. Als Soldat, hatte Kray die Charge eines Oberlieutenants bei dem Genie-Corps bekleidet.

Anton Sponer.

Dieser berühmte Mann erblickte auch das Licht der Welt in Kásmark. Einer seiner größten Gönner war der Stadt-Notár, Jakob Kray, dessen Kinder er als Hauslehrer informirt hat. Durch die Verwendung dieses Mannes wurde Sponer zuerst Vice, dann aber nach seinem Tode, ordentlicher Notár in Kásmark. Ruhmvoll und zur Zufriedenheit der ganzen Stadt bekleidete Sponer das Notariat mehrere Jahre hindurch; im Jahr 1752 wurde er zum Senator erhoben.

Sponer war ein Mann von hohen Geistesenschaften; als Magistratsbeamter war er der Stadt vorzüglich nützlich und die Bürgerchaft, da er sich für ihr Wohl überall auf das eifrigste verwendete, hatte ihm unendlich viel zu verdanken. Als ein großer Redner, vertrat er ihre Stelle immer als Abgeordneter, sowohl auf den Reichstagen, als in den Comitats-Congregationen und andern öffentlichen Versammlungen, wo über ihr und des gesammten Landes Wohl berathschlagt wurde.

Unter andern vielen schönen Thaten, durch welche Sponer sich zum Heil der Kásmarker, innerhalb der Sphäre seines ämlichen Berufes ausgezeichnet hat, verdient vorzüglich seine kraftvolle Verwendung zu Gunsten der Kásmarker Rathsherrn bemerkt zu werden, als diese von dem Hofkammerpräsidenten, dem Grafen Graf Falkowies, nach Preßburg vorgeladen wurden, um Rechenschaft darüber abzulegen, wie sie sich unterfangen konnten, ohne Vorwissen der Hofkammer, das Dorf Lautschburg zu verkaufen. Festen Muthes trat Sponer vor den Hofkammerpräsidenten hin und verteidigte sich und seine Amtsgenossen so herrlich, daß sie

mit keiner Strafe, die ihnen unter andern auch mit der Entziehung ihres zweijährigen Salärs drohte, belegt wurden.

Erkenntlich waren aber auch die Bürger gegen jegliche Opfer, die Sponer weit entfernt von allem Eigennutz, zu ihrer Beglückung dargebracht hat. Sie schenkten ihm ihre ganze Liebe und ihr ganzes Zutrauen. So wuchs auch sein Ansehen von Tag zu Tag in ihrer Mitte.

Seinen edlen Patriotismus und seine treue Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, legte Sponer, auf eine ruhmvolle Art bei Gelegenheit an den Tag, als im Jahr 1710 die Stadt Käsmark von den Kaiserlichen eingenommen wurde. Zu seiner Auszeichnung und Beehrung wurde deshalb auf allen seinen Häusern, die er in und außer der Stadt besaß, der Kais. Adler aufgestellt.

Christian Frühauff

wurde im Jahr 1715 in Leutschau geboren. Seinen theologischen Studien-Curs beendigte er in Wittenberg und von hier wurde er als Conrector an die Schule seiner Vaterstadt berufen. Allein in Leutschau genoss er keine Ruhe; von allen Seiten verleumdet und hart verfolgt legte er nach ein Paar Jahren sein Amt nieder und kehrte zurück nach Wittenberg. Hier disputirte er jetzt für die Magisterwürde. Nach kurzer Zeit kam er von Wittenberg als Subrector an das Zittauer-Gymnasium in der Lausitz. — Frühauff war ein sehr gelehrter Mann und ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller.

Johann Jonhi

trat an das Licht der Welt in Jglo. Er studierte in Jena und Halle. Sein Hauptstudium war das Recht. Doch nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, machte er von seinen juridischen Kenntnissen, als Advokat, keinen Gebrauch. Er verlegte sich ganz auf den Bergbau. Im Jahr 1755 ging er mit Lode ab. Von ihm besitzt die gelehrte Welt, mehrere sehr interessante historische Werke.

Martin Kornides

wurde zu Räsmark im Jahr 1652 am 28. August geboren. Sein Vater Thomas, bekleidete dort mit großen Ehren, zuerst die Würde eines Senators, dann aber die eines Richters. Martin studierte die Rechte und zeichnete sich als Magistratsbeamter in seiner Vaterstadt sehr vortheilhaft aus. Er war zuerst Rathsherr und dann viele Jahre hindurch Stadtrichter. Als dieser hat er sich und vorzüglich auch als Deputirter auf den Reichstagen, um die Stadt sehr große Verdienste erworben. Zur Belohnung derselben wurde er im Jahr 1722 von dem Kaiser Karl VI. geadelt. — Martins Großvater, Daniel Kornides, ein geborner Siebenbürger, war Pfarrer in Eisdorf und ist in der Kirchengeschichte Zipsens, seiner trauervollen Schicksale wegen sehr bekannt, die ihn als Anhänger und Verfechter der protestantischen Lehre betrafen.

Andreas Székely

war ein geborner Hunsdorfer. Als dreißigjähriger Comitats-Notär, hat er sich um das Zipser-Comitat große Verdienste gesammelt. Auch bekleidete er früher bei dem Nikolaus und später dann bei dem Stephan Thökely dem ältern, die Würde eines Sekretärs. — Székely war ein ausgezeichnet frommer Mann. Von des Johann Urndt's wahren Christenthum, übersetzte er zwei Bücher in's Ungriſche. An der Übersetzung der übrigen Bücher, verhinderte ihn der Tod. Er starb in einem Alter von 79 Jahren, im Jahr 1713 am 30. März.

Alexander Kray

erblickte das Licht der Welt in Käsmarck im Jahr 1742 am 17. Juni. Nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt, seine Studien, die sein künftiger Beruf erforderte, ruhmvoll beendigt hatte, kam er zu der adeligen ungarischen Leibgarde in Wien, wo er fünf Jahre lang diente. Von hier ward er dann dem Graf Nadasbyschen Infanterie-Regimente zugetheilt, in welchem er sich durch volle 27 Jahre, als ein unerschrockener Krieger ausgezeichnet hat. Er avancirte bis zum Hauptmann. Die ersten Proben von seinem Kriegermuth legte er in dem preussischen Kriege in den Schlachten bei Landsküt und Liegnitz ab. Bei Gelegenheit der Belagerung von Schweidnitz wurde er von den Preussen gefangen. Mit gleicher Tapferkeit focht er auch in dem letzten Kriege gegen die Türken; allein seine Körperkräfte begannen jetzt sehr abzunehmen, er konnte seiner geschwächten Gesundheit wegen nicht ferner mehr dienen und wurde in den Pensionsstand, mit dem Titel eines Majors versetzt. — Kray war ein Neffe des oben angeführten Jakob Kray's von Rokus und ein

Bruder des Barons Paul Kray von Krajova und Topolya.

Johann Franz von Ujhazy

wurde zu Holló-Lomniz im Jahr 1714 am 21. September geboren. Er diente dem Vaterlande als Soldat und brachte es durch seine Tapferkeit bis zu der hohen Charge eines Generals. Im Jahr 1767 erhielt er von der Kaiserin Königin Maria Theresia das Graf Tzekeny'sche Husaren-Regiment. Doch kaum noch zwei Jahre verflossen waren, ging er schon vom Schlage getroffen, zu Preßburg im Jahr 1769 am 31. März, mit Tode ab.

Michael Augustini ab Hortis,

war der jüngste Sohn des Poprader-Predigers Samuel Augustini ab Hortis. Ungefähr um das Jahr 1732 erblickte er zu Groß-Lomniz das Licht der Welt. Er war ein Mann von großer Auctorität und großem Ansehen. Als pensionirter k. k. Major, bekleidete er in seinen letzten Lebensjahren, mit vielem Ruhm die Würde eines Stadtrichters in Karpfen, wo er auch gestorben ist.

Daniel Cerva

erblickte das Licht der Welt zu Kirchdorf im Jahr 1732. Seine Bildung erhielt er in den Schulen zu Leutschau, Topschau, Gömör und Odenburg. Im Jahr 1753 begab er sich nach Vena und

nach zwei Jahren von hier nach Halle, wo er bis zum Jahr 1757 verweilte. Im Jahr 1758 erhielt er von der Rißdorfer Gemeinde den Beruf als Prediger. Nach 17 Jahren (im Jahr 1774) beriefen ihn die Käsmarker zu ihrem Seelsorger. Mit seiner Anstellung in Käsmark hörte das dortige Diaconat gänzlich auf. Er wurde als zweiter Prediger, dem ersten, seinem Collegen, in Hinsicht der Rechte und den Revenüen ganz gleich gestellt.

Serva war ein sehr gelehrter und in seinem Amte sehr thätiger und akkurater Mann. Schon als Candidat der Theologie, hatte er in Halle schöne Proben von seiner Gelehrsamkeit und seinem academischen Fleiße abgelegt. Er gab zwei Jahre hindurch, als Privatdozent, mit großem Beifalle Unterricht in der Mathematik. Im Jahr 1809 ging er mit Lode ab.

Johann Fejes von Alsó- Szalnok,

trat im Jahr 1764 am 4. Juli in Lopporez an das Licht der Welt. Seine Eltern waren Georg v. Fejes und Johanna Katharina, geborne von Görgey. In der gelehrten Welt hat Fejes sich als Schriftsteller, einen ziemlich großen Namen erworben. Und unfehlbar wäre sein Ruhm von dieser Seite noch größer, wenn die meisten seiner gelehrten Behauptungen nicht gar so auffollend und paradox gewesen wären. Er starb im Jahr 1826.

Emerich Horvath Stansith von Gradecz

gewesener k. k. Hofrath und Vice-Gespann des löbl. Zipser-Comitats, erblickte in Neere das Licht der Welt. Als vieljähriger Comitatsbeamter, hatte Horvath sich um das Zipser-Comitat große Verdienste gesammelt. Er bekleidete auch mehrere Jahre hindurch die Würde eines Districtual Kirchen- und Schul-Inspectors der Theißer-Superintendenz, in welcher Eigenschaft er zur Förderung des Wohls der protestantischen Kirche, unendlich viel beigetragen hat. Er starb ohne Leibeserben, im Jahr 1801.

Johann Leibiger,

wurde im Jahr 1763 am 1. Juni in Leutschau geboren. Nachdem er in der Schule seiner Vaterstadt, seine Studien beendigt hatte, erhielt er den Beruf nach Munkacs als teutscher Lehrer. Von hier kam er nach einigen Jahren, als Lehrer nach Kirchdorf. Jedoch das Wirken in der Schule, wollte Leibiger'n nicht recht gefallen. Er resignirte seine Stelle und zog sich nach Leutschau zurück, wo er als Privatmann gelebt und sich auf die Obstbaumzucht verlegt hat. Er führte zwar den Titel eines Professors der teutschen Sprache; allein er hat als dieser nichts, weder durch Privat noch öffentlichen Unterricht geleistet. Im Jahr 1817 am 6. Juli ging er mit Tode ab. — Leibiger war ein Mann von schönen Geistesfähigkeiten. Proben davon legte er in den verschiedenen Schriften ab, die er verfaßt hat und die ihn als ökonomischen und Garten-Schriftsteller berühmt machten.

Christian Baumerth

war ein vortrefflicher Mahler und Kupferstecher. Er erblickte im Jahr 1792 am 8. Mai in Deutſchau das Licht der Welt. Aus den Kunstwerken zu urtheilen, die Baumerth hervorgebracht hat, würde er als Mahler und Kupferstecher mit der Zeit zu einer großen Celebrität gelangt seyn, hätte ihn nicht so frühe der Tod dahingerafft. Er starb — eben als er im Begriff war sich nach Wien zu verfügen um sich dort in seiner Kunst noch mehr auszubilden — im Jahr 1824 am 18. Juli.

Samuel Szennowiz

wurde im Jahr 1757 am 19. Juli in Deutſchau geboren. Er war Mädchenlehrer in seiner Vaterstadt und als dieser ein sehr berühmter Mann: denn einzig durch seinen Fleiß und seine Bemühungen erhielt in Deutſchau die noch bestehende evang. Mädchenschule als die erste dieser Art, ihr Daseyn. Szennowiz hat auf seinem Posten unendlich viel Gutes gestiftet. Er war ganz dafür geschaffen. Seine Art mit seinen Schülerinnen umzugehen war vortrefflich; er wurde daher von ihnen auch sehr geliebt und aus Herzlichkeit gewöhnlich Vater genannt. Er starb im Jahr 1825.

Martin Sklenar

war ein geborner Esavniker. Als Rathsherr hat er sich um die Stadt Kásmarek große Verdienste erworben. Auch war er zugleich mehrere Jahre hindurch Vorsteher des dortigen Armen-Institutes, zu dessen Gründung und Organisirung er das Meiste beigetragen

hat. Ellenar war ein sehr biederer dienstfertiger und frommer Mann. Er starb in einem sehr hohen Alter, im Jahr 1826.

Carl v. Szepesházy

erblickte das Licht der Welt in Leutschau. Nach Beendigung seiner Studien in Erlau begab er sich im Jahr 1800 nach Miskolcz wo er bei dem dortigen Notariat practisirte. In eben dem Jahr aber kam die ungarische adelige Insurrection zu Stande und Szepesházy wurde bei der Infanterie, die das Borsoder Comitat in's Feld stellte, als Ober-Lieutenant angestellt. Der im Jahr 1801 erfolgte Friede, machte dem Kriege ein Ende, das Insurrectionsheer ging auseinander und Szepesházy kam hierauf im Jahr 1802, von dem löbl. Zipser-Comitate kraftvoll empfohlen, zu der adeligen ungarischen Leibgarde in Wien. Als Gardist that er während des ganzen Feldzuges vom Jahr 1805 Courierdienste. Nachdem er nun ruhmvoll, die vorschristmäßigen fünf Jahre im Dienste der Leibgarde zurückgelegt hat, erhielt er bei der hohen königl. ungarischen Hofkanzley in Wien die Stelle eines Practikanten. Nach anderthalb Jahren aber wurde ihm die Honoräre, und im Jahr 1822 endlich die wirkliche Vice-Propinzial-Commissärs-Stelle im Kaschauer-Districte zu Theil. Während seiner Dienstzeit in Wien erhielt er von Seiten allerhöchsten Ortes den Auftrag, im Jahr 1810 die russischen Seetruppen, aus Croatien durch Ungarn nach Polen und im Jahr 1814 die aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrten italienischen Truppen durch Ungarn, zu begleiten. Überall hat Szepesházy sich durch Fleiß und Pflichteifer auf das ruhmvollste ausgezeichnet. Aber nicht nur innerhalb der Sphäre seines amtlichen Berufes, hat Szepesházy sich Vorbern des Ruhmes gesammelt; er erwarb sich auch in der gelehrten

Welt, als Schriftsteller einen nicht geringen Namen. Von seiner großen Vorliebe für Kunst und Wissenschaft angetrieben, schrieb er ein Werk „Directorium Itinerarium etc.“ betitelt, das im Jahr 1817 in Kaschau an's Licht der Publizität trat. Später schrieb er in Verbindung mit dem kais. russischen Rathe J. C. von Thiele folgende Werke: „Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn“ und „Neuester Wegweiser durch das Königreich Ungarn.“ Beide Schriften erschienen in Kaschau; die erste in 2 Bänden im Jahr 1825 und die andere im Jahr 1827. Dem letztern Werke ist eine von Szepesházy gezeichnete Postkarte beige-fügt. Szepesházy starb im Jahr 1829 am 7. Jänner. Sein Portrait gestochen von Manschgo befindet sich in des Herrn von Thewrewk's „Magyar Galleria.“

Christian Schmidt

Kam in Kásmarek zur Welt, wo er auch nach einer kurzen, aber sehr schmerzhaften Krankheit am 9. Juni 1829 gestorben ist. Schmidt war ein sehr berühmter Rechtsgelehrter und zu seiner Zeit lange einer der ersten Advokaten in der Zips. Anfangs verwaltete er die Stelle eines Notárs in seiner Vaterstadt, dann aber, nachdem er sich als ein ungrischer Edelmann legitimirt hatte, viele Jahre hindurch das Amt eines Magistratual-Fiskals bei dem löbl. Zipsen-Comitate. Im Jahr 1829 aber resignirte er sein Amt und zog sich nach Kásmarek zurück, wo er mit allgemeinem Beifall zum Senator erwählt wurde. Auch bekleidete er die Würde eines Kirchen-Inspectors an der evang. Kirchengemeinde zu Kásmarek. Die Stadt sowohl, als die evang. Kirchengemeinde hat an ihm unendlich viel verloren.

Inhalt.

	Seite.
Samuel Spitenberger.	7
Lorenz Quendel oder Serpisius.	10
Michael Quendel.	13
Gregor Hornath Stansith von Gradecz.	14
Christian Augustini ab Hortis.	21
M. Daniel Klesch.	25
Johann Breuer.	31
David Frölich.	34
Johann Hentel.	39
Daniel Fischer.	45
Paul Pater.	48
Daniel Absolon Günther von Etsiensfeld.	51
Martin Eziriaky.	57
Johann Filiczky von Jilesalva.	60
Stephan Piravik.	62
Johann Georg Graf.	67
Stephan Thöckely.	71
Sebastian Lam.	82
Johann Daniel Pertlgi.	91
M. Christoph Klesch.	96
Johann Serpisius.	100
David Spitenberger.	104
M. Andreas Günther.	106
Jakob Kray.	108
Paul Apelles von Ewensstein.	115
M. Christian Joachim Schwab.	118
Albert Leonhard Laßky, Palatin von Sirabien.	119
Samuel Augustini ab Hortis.	132
Georg Buchholz.	136
Gottfried Schwarz.	139
Donat Barady = Szakmary.	144
Paul Topperczey von Töbtenfeld.	146
Daniel Lersthanßky	154
Michael Pfeiffer.	157

	Seite.
Elias Fischer.	164
Sammel Székely von Doba.	169
Johann Mateter.	171
Jakob Czieser.	173
Johann Ferdinand Ujházy von Kosnyobánya.	177
Paul Mudrany.	185
Samuel Augustini ab Hortis.	189
Paul Kray von Krajova und Topolva.	192
Andreas Jonas Czirbes.	231
Martin Schwartner.	236
Johann Georg Liedemann.	241
Paul Alexander Ujházy von Bubamér.	245
Tobias Mauksch.	164
M. Johann Christian Zwanziger.	267
Johann Samuel Kriekel.	269
Czechieł Matyasovský von Alfo: Matyasfalva.	274
Samuel Fuhs.	276
Johann Wächter.	279
Johann Christian Engel.	281
Andreas Ujházy von Bubamér.	185
Ephraim Ostermann.	286
Johann Generfsch.	289
Gregor Berzeviczy von Berzevicz und Rakas: Komniq.	295
Johann Bogsch.	301
Samuel Lopperczger.	303
Johann Georg Schmitz.	308
Daniel Talyal.	311
Christian Generfsch.	314
Friedrich Wilhelm Fsttner.	319
Nikolaus Herko.	321
M. Anton Plattner.	321
M. Stephan Fylander.	325
Adam Kunisch.	324
Sigmund Möß.	324
Caspar Altmann.	325
Martin Groß.	326
Samuel Medwechky.	326
Paul Kray von Rokus.	327
Anton Sponer	328
Christian Frühauß.	329
Johann Jonyi.	330
Martin Kornides.	330
Andreas Székely.	331

- Alexander Kray.
- Johann Franz von Uiházy.
- Michael Augustini ab Hortis.
- Daniel Cerva.
- Johann Fejes von Alfo: Szkalnot.
- Emerich Horváth Staufith von Gr
- Johann Leibiger.
- Christian Baumertb.
- Samuel Szennowis.
- Martin Sklenar.
- Carl v. Szepesházy.
- Christian Schmidt.

lentek meg és tet
 bé a bennünket
 Nagyon kedv
 nek bizonyult ebl
 eszme, hogy a k
 öreg diákok éret
 dig a közgyűlés
 Ezen a mai éret
 lent kedves diákt
 szövetség nevébe
 szeretettel üdvözl
 kik, hogy hasonl
 közelebbi alkalon
 jobb egyezésben
 Mélységes ke
 kezdem itt a kör
 kedves diáktársé
 nyian lelkes híve
 szövetség eszmé
 ruan kell megál
 évről-évre ritkul
 re nincs utánp

BIBLIOTEKA EGYETEMI KÖNYVTÁR
 778/154

2
tet
et ü
edv
ebi
a F
éret
ilés
érett
diákt
véber
dvözl
asonl
kalon
égben
es ke
a kör
ktárs
s hív
szmé
megál
ritkul
utánp
a

